Zeitschrift: Jahrbuch für Solothurnische Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Solothurn
Band: 7 (1934)

Artikel: Die Kultur der Völkerwanderungszeit im Kanton Solothurn
Autor: Tatarinoff, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-322598

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Dr. E. Tatarinoff:

Die Kultur der Völkerwanderungszeit im Kanton Solothurn.

Prof. Dr. H. Zeiss, München

in dankbarer Verehrung
zugeeignet.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Geschichtlicher Teil	11—28
A. Die Alamannen	11—18
B. Die Burgunder	18—28
II. Archäologischer Teil	29—152
Einleitung. Die Quellen. Die Reihengräberfelder	29—41
Systematik der Funde	42—143
A. Die Kleidung	45—49
1. Des Mannes	47—48
2. Der Frau	48—49
B. Die Bewaffnung	49—70
1. Die Ausrüstung von Ross und Reiter	49—52
2. Die Ausrüstung des gewöhnlichen Kriegers zu Fuß	52—65
a) Die reinen Fernwaffen	52—54
α. Die Schleuder	52
β. Der Bogen und der Pfeil	53—54
b) Die Fern- und Nahwaffen zugleich	54—58
α. Der Speer und die Lanze	54—56
β. Die Streitaxt	56—58
γ. Der Kolben, die Keule, der Kampfstock	58
c) Die reinen Nahwaffen	59—65
α. Die Spatha	59—62
β. Der Scramasax	62—64
γ. Der Sax	64—65
3. Die Schutzwaffen	66—69
a) Der Helm	66
b) Der Panzer	66—67
c) Der Schild	67—69
4. Hörner und Trompeten	69
5. Fahnen und Banner	69—70
C. Der Schmuck	71—116
Allgemeines (Technik und Ornament)	71—75
1. Der Schmuck mit praktischem Wert	76—102
a) Der Gürtel- und Riemenschmuck	76—92
α. Die Gürtel- und Schuhschnalle	76—89
β. Die Riemenzunge	89—90
γ. Das übrige Lederbeschläge	90—92

b) Die Nadel (Haar- u. a. Nadeln) ..... 92—93
c) Die Fibel und Brosche ..... 93—100
d) Die Zierscheibe und der Taschenschmuck ..... 101—102
2. Der reine Schmuck ..... 102—116
a) Die Halskette ..... 104—109
b) Der Ohrring ..... 109—110
c) Der Armring und die Armspange ..... 110—113
d) Der Fingerring ..... 114—116
e) Verschiedenes 116
D. Das Werkzeug ..... 116—119
1. Aus Metall ..... 117—118
a) Das Messer 117
b) Die Axt 117
c) Ackerbau- und andere Geräte ..... 117—118
2. Aus anderem Stoff 119
F. Die Gebrauchsgegenstände für alle Tage ..... 119—136
1. Der Küchen- und Hausrat ..... 119—131
a) Das Feuerzeug und das Beleuchtungswesen ..... 119—122
b) Das Geschirr ..... 122—130
α. Das Gefäß aus Metall ..... 122—123
β. Das Gefäß aus Stein 123
γ. Das Gefäß aus gebranntem Ton (Keramik) ..... 123—127
δ. Das Gefäß aus Glas und Glasfluß ..... 127—129
ε. Das Gefäß aus Bein, Elfenbein etc. 129
ζ. Das Gefäß aus Holz ..... 129—130
c) Das Mobiliar ..... 130—131
2. Die Toilette ..... 132—134
a) Der Kamm ..... 132—133
b) Die Bartzange und das Rasiermesser 133
c) Die übrigen Toilettenartikel 134
3. Die Wage und das Gewicht ..... 134—136
4. Verschiedenes 136
G. Die Instrumente für die Heilpraxis ..... 137—138
H. Geld und Münze ..... 138—143

III. Schlußbemerkungen ..... 144—152

Verzeichnis der Abkürzungen.

LM. = Schweizerisches Landesmuseum in Zürich.
M. S. = Antiquarische Abteilung des Museums in Solothurn.
AA. = Anzeiger für schweiz. Altertumskunde. In einer neuen Folge hrsg. von der Direktion des Schweiz. Landesmuseums in Zürich (von 1899 an).
AuhV. = Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Begründet von L. Lindenschmit im Jahre 1858. 5 Bände.
B. = Besson, M. (jetzt Bischof von Lausanne). L'Art barbare dans l'ancien diocèse de Lausanne. Lausanne 1909.
BB. = Scheurer, F. und Lablotier, A. Fouilles du cimetière barbare de Bourogne. Paris 1914.
BF. = Barrière-Flavy, C. Les arts industriels des peuples barbares de la Gaule du 5e au 8e siècle. 2 Bde. Toulouse 1901.
H. = Heierli, J. Archäologische Karte des Kantons Solothurn. Solothurn 1905. Mitt. des Hist. Ver. des Kts. Solothurn. Heft 2.
JB. SGU. = Jahresbericht der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte, seit 1908 jährlich erscheinend.
L. = Lindenschmit, L. Handbuch der germanischen Altertumskunde. 1. Die Altertümer der merowingischen Zeit. Braunschweig 1880—1889 (alles was erschienen).
M. = Meisterhans, K. Älteste Geschichte des Kantons Solothurn. Sol. 1892.
MAGZ. = Mitteilungen, hrsg. von der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Seit 1837.
V. = Veeck, W. Die Alamannen in Württemberg. 1931. Ein Text- und ein Tafelband. Berlin 1931. (Enthält das gesamte alamannische Inventar in Württemberg.)

Vorwort.

Vorliegende Arbeit hat ihren Entstehungsgrund in einer vor Jahren übernommenen Verpflichtung, im Rahmen eines allgemeinen Werkes über die Ur- und Frühgeschichte der Schweiz den Abschnitt über die Völkerwanderungszeit zu verfassen. Da der dafür zur Verfügung gestellte Raum nur eine summarische Übersicht über den Bestand der völkerwanderungszeitlichen Denkmäler in unserm Lande erlaubte, so empfahl es sich, einige Gegenden, die reichere Bestände enthalten, etwas ausführlicher zu behandeln. Es versteht sich von selbst, dass dem Verfasser die solothurnischen Quellen am leichtesten zugänglich waren, und so erklärt es sich auf ganz natürliche Weise, dass er den Kanton Solothurn einer besonderen Bearbeitung unterzog. Dies war ihm möglich dank dem freundlichen Entgegenkommen des Verlags oben genannten Sammelwerkes, der Firma Huber & Cie. in Frauenfeld, welche — nach gütiger Vermittlung durch Hrn. Prof. Dr. O. Tschumi in Bern, den Redaktor der „Ur- und Frühgeschichte der Schweiz" — ihr Einverständnis damit erklärte.

Der Zweck des Jahrbuchs des Historischen Vereins des Kantons Solothurn, einem möglichst weiten Leserkreise Kulturgeschichte zu vermitteln, erforderte freilich zunächst eine allgemein geschichtliche Einleitung, ferner, im archäologischen Teil, verschiedene Ausführungen und Erklärungen, die auch allgemeinen Charakter haben, über das Wesen der Reihengräberfelder, die verschiedenen Techniken und Stile, alles Dinge, die nicht speziell den Kanton Solothurn betreffen. Große Teile des vorliegenden Werkes haben lediglich den Zweck, das Verständnis für die Kultur der Völkerwanderungszeit in weiteren Kreisen unseres Landes zu ermöglichen; sie tragen also nicht speziell solothurnisches, sondern schweizerisches, ja, wenn man will, europäisches Gepräge. Dies bedingte denn auch das Heranziehen von Funden und Fundgruppen, die in unserm Kanton bis jetzt noch nicht zu Tage getreten sind, es aber einerseits jederzeit können, andererseits aber deutlich zeigen sollen, daß sich solothurnische Funde regional von anderen Fundgebieten, z. B. der Gegend von Basel, wesentlich unterscheiden, woraus sich wichtige Schlüsse allgemeiner Art ziehen lassen.

Wir sind bei dieser Arbeit von allen Seiten her in freundlichster Weise unterstützt worden. Insbesondere verdanken wir dem Konservator des Landesmuseums, Hrn. Dr. E. Vogt in Zürich, sowie dem Konservator der Prähistorischen Abteilung am Historischen Museum in Bern, Hrn. Prof. Dr. O. Tschumi außer nützlichen Winken eine große Anzahl von Photos, die zur Illustration dieser Arbeit Verwendung fanden; insbesondere ist das für Oberbuchsiten der Fall, dessen reiche Funde im Landesmuseum liegen. Dem Konservator des Historischen Museums in Basel, Hrn. Dr. J. Major, und dessen Assistenten, Hrn. Dr. Laur-Belart, verdanken wir die Möglichkeit, das eben dem reichen Boden von Basel entnommene alamannische Kulturinventar eingehend zu studieren und daraus interessante Folgerungen zu ziehen. Großer Dank gebührt auch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte, deren Sekretär, Hr. K. Keller-Tarnuzzer, uns verschiedene Druckstöcke unberechnet zur Verfügung gestellt hat. Reges Interesse hat diesen Forschungen auch Hr. Dr. Häfliger, Konservator des Historischen Museums in Olten, entgegengebracht und sie auf jede Weise erleichtert. Hrn. Prof. Dr. H. Zeiß, 2. Direktor der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt, seit 1934 Professor für frühgermanische Archäologie in München, haben wir dieses Werk zugeeignet, weil er als gegenwärtig wohl bester Kenner dieser weitschichtigen Materie stets und stets auf die Bedeutung dieser Art Forschungen aufmerksam gemacht und den Verfasser, dem ab und zu die Flügel erlahmen wollten, ermuntert hat. Er möge diese vorweggenommene Arbeit als einen bescheidenen Baustein für eine Sammlung und Verarbeitung des gesamten schweizerischen Materials betrachten, die er sich als weitere Fortsetzung der von Veeck herausgegebenen „Alamannen Württembergs" und der eben erschienenen, von Zeiß selber herausgegebenen „Kultur der westgotischen Gräber in Spanien" denkt.

I. Geschichtlicher Teil.

Es ist nicht unsere Absicht, eine ausführliche Geschichte der Alamannen und Burgunder in unserm Lande während der merowingischen Zeit zu vermitteln: *die Archäologie ist unser Hauptziel.* Wir müßten nicht nur die im Grunde für unsern Kanton doch sehr geringfügigen Ereignisse darstellen, wir müßten die ständischen Gliederungen, die Rechtsverhältnisse, die kirchlichen Institutionen heranziehen und das wäre, wollte man sie allgemein verständlich machen, ein sehr ausgedehntes Unterfangen. Wir begnügen uns daher mit einer kurzen, mehr einführenden Darstellung der geschichtlichen Vorgänge sowohl bei den Alamannen wie bei den Burgundern, wobei wir einiges Gewicht auf die Züge legen, die schließlich diese Völker in unser Land gebracht haben[1]).

A. Die Alamannen.

Als die *Alamannen* von unserm schweizerischen Boden Besitz ergriffen, führten sie diesen Namen bereits. Die Forscher sind darin einig, daß er nicht einen einzelnen germanischen Stamm bezeichnet, sondern daß er an einer Stammesvereinigung haftete, die sich, wie die Goten und Franken, in der Erkenntnis, daß sich ihre Ziele nur durch Zusammen-

[1]) Wir haben auch nicht die Absicht, alle Quellen anzugeben, die über diese weitschichtige Materie erschienen sind. Was bis 1910 an den Tag gekommen ist, wurde in großer Vollständigkeit von Paul E. *Martin* in seinen Etudes critiques sur la Suisse à l'époque mérovingienne, XIII—XXXI (ca. 400 Titel, wobei noch eine Anzahl lokalgeschichtlicher Arbeiten, wie die von Meisterhans, älteste Geschichte des Kts. Solothurn, übergangen sind) zusammengestellt. — Seither hat *A. Dopsch* in seinem freilich mehr die Rechtsverhältnisse berücksichtigenden, jedermann sehr empfehlenswerten Werke „Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung", 2. Aufl. Wien 1923, der Geschichte der Okkupation des römischen Reiches durch die Germanen ganz neue Wege gewiesen. — Eine eingehende Führung haben wir auch bei *L. Schmidt* in seiner Geschichte der deutschen Stämme. Die Burgunder. Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie. Hrsg. von W. Sieglin. Berlin 1910. Heft 22. — Die Sweben und Alamannen, in der gleichen Sammlung, Heft 29. Berlin 1915. — Auch *Fr. Kaufmann* vermittelt mit seiner zweibändigen „Deutschen Altertumskunde", München 1913 und 1923, reiche Belehrung.

schluß erreichen ließen, aus verschiedenen kleineren oder größeren Stammesgruppen zusammensetzte. Wir dürfen den Namen etwa mit „Männerverband" übersetzen, „der verschiedene suebische Völkerschaften Mitteldeutschlands umfaßte, die sich für einen großen, gemeinsamen Zweck, in erster Linie zu einem Angriff gegen die Römer, zusammengetan hatten"[1]).

Zum ersten Mal wird der Name im Jahre 213, also ungefähr zur gleichen Zeit, wie unser Salodurum und unter dem gleichen Kaiser, Caracalla, erwähnt[2]). Sie werden als volkreich, als gute Reiter gepriesen. Der für die Römer siegreiche Zusammenstoß findet in der Maingegend statt. Wohl mag auch daran die Münze erinnern, die Caracalla als Triumphator in einem Viergespann darstellt (213). Eine römische Inschrift, in Württemberg gefunden, dem Kaiser Caracalla und seiner Mutter, Julia Domna gesetzt, gedenkt der Victoria Germanica, also wohl dieses Alamannensieges[3]). Damit treten unsere Alamannen plötzlich und unvermutet in das Licht der Geschichte.

Bedeutend früher, schon zur Zeit Caesars[4]), erscheinen die *Sueben*, in denen nachmals der Name der Schwaben fortlebt. Wie der genaue Zusammenhang zwischen Sueben und Alamannen ist, wird wohl nie mit Bestimmtheit erkannt werden können. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß die Sueben, oder besser ein suebischer Stamm, die Semnonen, den Kern für den späteren Bund der Alamannen gebildet haben.

Die älteste, oft sehr bewegte Geschichte der Alamannen spielt sich nicht auf unserm Boden ab. Der Caracallasieg von 213 war nicht entscheidend, es ist offenbar höchstens ein erfolgreicher Abwehrkampf. Im Laufe des 3. Jahrhunderts erneuern sich die Angriffe der Alamannen, zunächst von Nordosten, gegen den rätischen Limes, wo sich im archäologischen Tatbestand noch schwerer Kampf „zwischen den Zeilen" lesen läßt. Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wogen wilde Kämpfe hin und her. Aufmerksam verfolgen die Grenznachbarn die Vorgänge in der römischen Politik, jeden Schwächemoment beim Feinde gleich

---

[1]) Nach Agathias, Hist. 1, 6, der sich auf Asinius Quadratus beruft, einen guten Kenner der germanischen Angelegenheiten, sind die Alamannen durch Zufall, d. h. nach Gelegenheit, mit einander verbunden, daher auch ihr Name. Riese, rhein. Germanien, 186.

[2]) „Alamannos, gentem populosam, ex equo mirifice pugnantem, prope Moenum amnem devicit; patiens, communis, tranquillusque." Aurelius Victor, Caesar 21, 2. Riese, rhein. Germanien, 186.

[3]) Haug und Sixt, die röm. Inschriften und Bildwerke Württembergs. 2. Aufl. (1914), Nr. 358.

[4]) Caesar, de bello gallico, 1, 37 erwähnt 100 Gaue der Sueben an den Rheinufern, also zu beiden Seiten.

ausnützend. Als sie nach dem Siege des Kaisers Maximinus Thrax im Jahre 236[1]) eine Zeit lang ruhig auf der Lauer gelegen hatten, ergriffen sie unter dessen Nachfolger, Gallienus (253—268), eine günstige Gelegenheit, um einen erfolgreichen Angriff auf das Hinterland des römischen Limes zu unternehmen und sich in der südwestdeutschen Ecke dauernd festzusetzen. Wenn auch der Römer diese Stellung nicht vollständig preisgab, so war doch von jetzt an dieser auf das rechte Rheinufer vorgeschobene Posten verloren[2]). Jetzt beginnen sich auch in diesem Gebiete die alamannischen Reihengräberfelder zu entwickeln.

Aber auch die Rheingrenze war fortan nicht mehr sicher. Unter den späteren Soldatenkaisern des 3. Jahrhunderts wurde zu verschiedenen Malen das Elsaß angegriffen, wobei es auch schon zu Auseinandersetzungen mit den Burgundern kam, die sich, am Main, alamannisches Gebiet angeignet hatten. Um 300 mußte der Kaiser Constantius Chlorus bei Vindonissa einer alamannischen Horde entgegentreten. Als in der diokletianischen Reform das Rauriker-, Sequaner- und Helvetiergebiet zur Provinz Maxima Sequanorum zusammengelegt wurde, deren sehr notwendiger militärischer Oberbefehl unter einem Dux stand, begann die ständige Belegung und Befestigung der Rheingrenze mit den Lagern Kaiseraugst, Zurzach und Oberwinterthur in der Maxima, Eschenz, Irgenhausen, Pfyn, Arbon in der Raetia Prima. Man ersieht aus dieser Reihe, daß bereits hintere Linien zur Verteidigung eingerichtet wurden. Aber auch diese „Sperrfortkette" hielt nicht immer dicht, namentlich als die an den Grenzen stationierten römischen Truppen auch in den Kämpfen der Kaiser untereinander verwendet wurden. Als nach dem Sturze des Magnentius, um 354, die im Breisgau sitzenden Alamannenfürsten Gundomad und Vadomar vom Kaiser, der bei Kaiseraugst den Rhein erreichte, angegriffen werden sollten, kam es einmal zu einer gütlichen Verständigung. An der rätischen Grenze, unweit des Bodensees, gelang es einem seiner Feldherren, einen im weiteren ergebnislosen Sieg davonzutragen. Aber die Germanen überhaupt, ganz besonders auch die Alamannen, waren über die Zersetzungserscheinungen im römischen Reiche zu gut im Bild, als daß sie jeweilen die für sie gün-

[1]) Denare und Kleinmünzen des Maximinus mit Victoria Germanica.

[2]) Die letzte Kaiserinschrift auf süddeutschem Boden erwähnt noch des Gallienus als Germanicus invictus. Es spricht aber eine deutliche Sprache, daß diese Inschrift unvollendet ist, wohl infolge der plötzlich eintretenden Katastrophe. Haug-Sixt 2. Aufl. Nr. 30. — Es gibt auch Münzen, die eine Victoria Germanica verherrlichen; dies dürfte aber eher als Erinnerung an den Sieg über die bis nach Italien vorgedrungenen Alamannen aufzufassen sein. Bezeichnend sind auch die vergrabenen Münzschätze, deren Reihe von Gallienus an abbricht.

stigen Momente nicht ausgenützt hätten. So gelang es ihnen in der Folge, als wieder Thronstreitigkeiten ausbrachen, sich weiter Teile Galliens, namentlich auch des Elsasses, zu bemächtigen. Aber dank dem Festhalten der Rheingrenze durch die römischen Besatzungen kamen sie noch nicht in größeren Scharen in den Besitz unseres Landes. Dadurch, daß es dem kräftigen Mitkaiser des Constantius II., Julianus, gelang, den Alamannen bei Brumath im Jahre 357 eine schwere Niederlage zu bereiten, wurde eine Zeitlang die Rheingrenze fühlbar entlastet, zumal die Verfolgung wieder einmal auf das rechte Rheinufer getragen werden konnte. In diesen Kämpfen fiel auch der gefährliche Vadomar in römische Hand. Weitere Erfolge blühten dem ebenso kräftigen Kaiser Valentinian I., der seit 369, zum letzten Mal, die Rheingrenze in ihrer ganzen Ausdehnung mit stärkstem Kraftaufwand weiter befestigte und wohl auch dazu die Aarelinie schlug, an der die starken, rasch erstellten Lager in Solothurn, Olten und Altenburg erstanden. Er glaubte so nicht nur die vordere Verteidigungsstellung, sondern auch die Rückzugslinien gesichert zu haben. Es ist bezeichnend, daß er diese Alamannenkriege auch diplomatisch führte, indem es ihm gelang, sich mit den seit Jahrzehnten den Alamannen feindlichen Burgundern zu verbinden. Während dieser Ereignisse entstand 374 das Castrum Robur in Basel selbst, einer der wichtigsten Schlüsselpunkte in diesem Kampf auf Tod und Leben.

Unterdessen hatten die Alamannen sich immer mehr mit der römischen Taktik bekannt gemacht, namentlich in Hinsicht auf die Belagerungstechnik. Um das Unterlaufen der Festungen zu verhindern, mußten die Römer zu tiefliegenden Fundamenten für ihre Lager schreiten, die sie durch Auffüllung des Niveaus und durch Benützung starker und großer Steinmassen, wobei sie mit den vorhandenen Altären u. a. Resten nicht sehr pietätvoll umgingen, uneinnehmbar zu machen strebten[1]).

Der letzte namhafte Erfolg in der Abwehr der unermüdlich andrängenden Alamannen wurde dem Kaiser Gratian um 378 zuteil. Von da an „hat kein römisches Heer mehr süddeutschen Boden betreten". Jetzt stand endlich das linksrheinische Gebiet, das ja allmählich ganz von römischen Truppen entblößt worden war, als Angriffsobjekt zur Verfügung. Es dauerte aber doch noch bis zum Tode des großen Reichsfeldherrn Aëtius, 454, bis die „ungehemmte Ausdehnung" und damit die endgültige Landnahme der Alamannen einsetzte. Der Geograph von Ravenna umschreibt das alamannische Gebiet um 496 durch Angabe von

[1]) Fraglich dürfte sein, ob die Alamannen wirklich, wie V. 106 annimmt, schon Belagerungsmaschinen im römischen Sinne kannten, bezw. damals schon verwendeten.

Stadtbezirken so, daß wir erkennen können, daß im Süden die Alpen, im Osten die Gegend von Regensburg, im Norden die Franken, im Westen die Burgunder die Grenze der alamannischen Besiedelung bezeichneten. Von schweizerischen Städten („Civitates") werden Basel, Augst, Kaisten, Zurzach, Arbon und Zürich genannt; mehrere Namen, wie Cassangita, Rugium, Bodunga, Theodoricopolis u. v. a. sind nicht sicher nachzuweisen, dürften aber heute schweizerische Orte sein[1]). In dieser Zeit tauchen auch wirklich die alamannischen Gräberfelder von Basel, Augst, Herthen etc. auf.

Umstritten ist die auch uns interessierende Frage, welche Alamannen an dem Feldzug teilgenommen haben, der mit der berühmten Schlacht bei Tolbiacum gegen den König der ripuarischen Franken, Sigisbert, im J. 496 endigte, und namentlich, welche Alamannen im J. 496 — nicht bei Zülpich — von König Chlodowech besiegt wurden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß es nur die Nordgaue waren, welche sich seither unter fränkischen Einfluß begeben mußten, nicht unsere Südgaue, die sich wenigstens eine Zeitlang unter ostgotischen Schutz, unter König Theoderich den Großen, stellten[2]). Wenn auch die geschichtliche Erkenntnis dieser Vorgänge dunkel bleibt, so steht der Annahme, Theoderich hätte sich des Hülfsgesuches der Südgaue bedient, um mit ihnen dem weiteren Vordringen des gefährlichen Nebenbuhlers ein Paroli zu bieten, nichts entgegen. Archäologisch ist dieser Tatbestand seiner Natur nach kaum erfaßbar, da es sich natürlich höchstens um ein Protektorat, nicht um einen kulturellen Einfluß handeln kann, der außerhalb der allgemeinen Kulturverbindung mit dem Süden zu liegen käme.

Die fränkische „Herrschaft" der merowingischen Könige setzt greifbar erst dann ein, als der Todeskampf der Ostgoten gegen Byzanz einsetzte und der in Bedrängnis geratene König Witiges sich fränkische Hülfe zu gewinnen hoffte, als er sein Protektorat über die linksrheinischen Alamannen an den fränkischen König Theudebert I., den Enkel des großen Chlodowech, abtrat (ca. 537). Dieser übernahm klugerweise wirklich nur das Protektorat, schloß mit ihnen eine Art Föderation ab, ja er ging so weit, die bisher eigentlich fehlende Stammeseinheit zu fördern, indem er einen Herzog aus dem eigenen Stamme gelten ließ. Als erste Alamannenherzöge erscheinen die beiden Brüder Leuthari,

[1]) Es dürfte die lange Dauer der Besitzergreifung des Landes durch die Alamannen bestätigen, daß, Zürich ausgenommen, doch meist Rheinstädte erwähnt werden.

[2]) Bemerkenswert der Fund einer ostgotischen Münze des Baduila = Totila in Basel-Bernerring. — Zeiß bestreitet freilich entschieden diesen ostgotischen Einfluß, Germania 12 (1928), 25 ff., wenigstens für die Maxima Sequanorum.

der wirkliche Herzog, und Butilinus, der Vertrauensmann des Frankenkönigs. Vollständig selbstherrlich trat dieses Brüderpaar auf, als es sogar gegen den Willen des schwachen Theudebald, des Sohnes von Theudebert I., im Jahre 553 mit angeblich 75'000 Mann nach Italien zog, um den freilich ganz unglücklich verlaufenen Versuch zu machen, die Ostgoten vor dem Untergang zu retten. Von diesem Auszug kehrte niemand, auch nicht die Herzöge, in ihre Heimat zurück. Es war ein empfindlicher Aderlaß, der aber wohl durch größere fränkische Kolonisation und Hereinströmen neuer Züge aus dem Norden ausgeglichen wurde. Von diesem Zeitpunkt an erscheinen bei uns die großen Reihengräberfriedhöfe, die nicht direkt an römische Gräberfelder anschließen[1]).

Von den Nachfolgern der Leuthari und Butilinus schweigen die Annalen. Da dem germanischen Empfinden die Erblichkeit der Herzogswürde entsprach, mögen weitere Familienglieder in verhältnismäßig ruhigeren Zeiten ihres Amtes weiter gewaltet haben. Das Ansehen und die politisch kluge Leitung trug zur Festigung der Verhältnisse bei. Die Alamannen begannen heimisch zu werden. Erst als einige ihrer Herzöge, wie z. B. der wilde Leutfried, sich in die ewigen fränkischen Thronwirren einzumischen begannen, bekamen sie die überlegene politische Führung der Merowinger zu spüren, obschon sie noch immer ihre eigenen Herzöge hatten, die, wie Chrodobert, den Franken sogar Dienste gegen die Wenden leisteten. Klug mag erscheinen, daß sie sich im Ringen des aufstrebenden pippinidischen Geschlechts der austrasischen Hausmeier um die Königswürde anfänglich auf dessen Seite stellten. Erst um 700 trat die entscheidende Wendung ein. Als die Alamannen sahen, daß die Pippiniden immer mehr nach Zusammenfassung und Ausdehnung ihrer Macht auch gegenüber den bis jetzt eher nur föderierten Nachbarstämmen schritten, kam es zu langandauernden, wechselvollen Kämpfen zwischen der Zentral- und der Herzogsgewalt, in denen sich anfangs der kraftvolle Herzog Lantfried zu behaupten wußte. Es sind Karl Martell und nachmals dessen Söhne Karlmann und Pippin III., die gegen den Bruder Lantfrieds, Theutbald, im Jahre 742, 10 Jahre nach der weltgeschichtlichen Entscheidung gegen die Mauren, zu Felde ziehen. Aber erst 744, als die Alamannen unter Theutbald die Gelegenheit eines Feldzugs Karlmanns gegen die Sachsen ergriffen, um einen neuen Aufstand zu unternehmen, gelang es Pippin, ins Land der Alamannen zu dringen und die Vernichtung des noch immer freien Volks-

[1]) Auch die alamannische Siedelung von Oberbuchsiten beginnt um 600, nachdem die dortigen spätrömischen Gräber seit etwa 200 Jahren aufgelassen waren.

tums einzuleiten, die im wesentlichen im Jahre 749 vollendet war. Von diesem Zeitpunkt an bildeten die Alamannen einen integrierenden Bestandteil des karolingischen Reiches. Statt der einheimischen Stammesherzöge regierten Grafen, die vom fränkischen König eingesetzt wurden, das Land, das früher herzogliche Gut wird Königsgut, Alamannien wird Provinz. Jetzt strömt auch fränkisches Kulturgut in breitem Strome in unser Land hinein.

In diese Zeit, von 536 bis 749, fallen in unserm Lande die wesentlichen archäologischen Funde, deren eingehende Besprechung im zweiten Teile unserer Arbeit erfolgt. In diese Zeit fällt aber auch die *Redaktion der alten Volksrechte*, deren Studium Rückschlüsse auf die politische Entwicklung der Alamannen tun läßt. Der ältere Pactus Alamannorum, höchstwahrscheinlich im Anfang des 7. Jahrhs. aufgezeichnet, läßt noch deutlich den seit 534 vorübergehend stärkeren Einfluß der fränkischen Rechtsanschauungen erkennen. Dagegen ist die spätere Lex Alamannorum, die unter Herzog Lantfried um 740 paraphiert wurde, die stets den Herzog, nicht den König, als den Träger der politischen Macht bezeichnet, ein Zeichen für die fast vollständige Unabhängigkeit des alamannischen Volkstums.

Da dieses nun aber auch Rechtsfragen betrifft, die die *Kirche* angehen, so können wir erfassen, daß seither auch das Christentum festere Wurzeln geschlagen hat. Wir kennen ja die Missionstätigkeit der Schottenmönche seit ca. 600 n. Chr. In Windisch und Kaiseraugst befanden sich übrigens römische Bistümer, die sich durch alle Stürme der Völkerwanderung erhalten haben. An diese Tradition konnten die Missionare anknüpfen. Wenn sich auch im einzelnen merowingisches Königsgut in unserm Lande nicht immer sicher nachweisen läßt, so hat es schon im 6. Jahrhundert fränkische, christliche Kolonien gegeben, so z. B. in Zürich. Es war insbesondere der fränkische Nationalheilige, der h. Martinus, dem zu Ehren die ersten christlichen Kirchen geweiht sind, sobald sich merowingischer Einfluß bemerkbar macht. Es sind die Merowinger, die auf dem Wege der Christianisierung ihre Landeshoheit vorbereitet haben. Als dann endlich, nach langen Mühen, das Christentum auch die entlegeneren Landesteile gewonnen hatte, dann erst verschwanden auch die Reihengräber vollständig, d. h. nicht eigentlich die Reihengräberfelder, die ja um christliche Kirchen und Kapellen auch noch weiter, bis auf den heutigen Tag, bestehen, wohl aber die heidnischen Riten, deren Spuren ja deutlich genug erkannt werden können. Auch die Sitte, den Toten ihre Waffen und den Schmuck beizugeben,

mußte vor dem immer dringlicher werdenden Willen der Karolinger verschwinden. Damit beginnt diese reiche Quelle der archäologischen Erkenntnis unseres alamannischen Wesens zu versiegen.

B. Die Burgunder.

Da es außer Zweifel steht, daß der westliche, links der Aare liegende, heute solothurnische Landesteil durch burgundische Stammesgruppen besetzt wurde, ist es am Platze, auch eine Skizze der Geschichte dieses hochbegabten germanischen Stammes zu entwerfen, obschon es noch fast schwieriger ist, die Probleme der burgundischen Landnahme im Westen unseres Landes zu lösen, als bei den Alamannen. Seine Ursitze sind in Skandinavien zu suchen, der Name der Insel Bornholm = Borgundarholm = Berginsel hat die Erinnerung an eine Etappe der Wanderung festgehalten. Später erscheinen sie, ein Teil der ostgermanischen Gruppe, als Bewohner der Gegenden zwischen Oder und Weichsel. Von da aus ziehen einige Volkssplitter mit den Goten ans Schwarze Meer, ein anderer Teil, wohl die Hauptmasse, nimmt von Schlesien und der nördlichen Lausitz Beschlag, ohne das Stammland je ganz entblößt zu haben. Um ca. 250 dringen sie, wohl nicht ganz freiwillig, gegen den oberen und mittleren Main vor. Da diese Gebiete von Alamannen bevölkert waren, sind die Vorgänge wohl nicht ganz ohne erkennbare Wirkung gewesen. Dem Drucke der Burgunder weichend, unternehmen damals Alamannen den großen Durchbruch durch den römischen Limes (vgl. oben S. 12 f.). Von daher datiert wohl die andauernde Feindschaft zwischen den beiden germanischen Stämmen, die auch noch erkennbar ist, als sie in unserm Lande wieder Nachbarn geworden waren. Anfangs konnten sie sich auch eines Teiles des Dekumatlandes bemächtigen, wurden aber von Alamannen wieder herausgedrängt. In den Jahren 250 bis ca. 350, also ein Jahrhundert lang, bildete der Limes die Grenze zwischen ihnen, die sogar durch besondere Steine bezeichnet war[1]). In der Gegend von Schwäbisch Hall kämpften die beiden Rivalen um die dortigen Salzquellen. Im Norden, in der Gegend der Rhön, waren die Burgunder Nachbarn der Chatten.

Der stets so wachsamen römischen Politik blieb die Feindschaft der beiden Stämme nicht verborgen. Sie machte sie sich zu Nutze.

---

[1]) Ammianus Marcellinus sagt 38, 2, 5, Kaiser Julianus sei 359 bei Anlaß einer Streife durch Alamannengebiet auch an den Limes gekommen, „ubi terminales lapides Alamannorum et Burgundiorum confinia distinguebant".

Schon damals, d. h. im Anfang des 4. Jahrhs., finden wir Einverständnisse zwischen Römern und Burgundern[1]). Mit Hülfe der Burgunder, sei es, daß diese mitkämpften oder wenigstens wohlwollende Neutralität beobachteten, konnten die Römer die Alamannen mindestens in Schach halten und andererseits die Burgunder bis an den Rhein vordringen, wohl teilweise auf Kosten von Alamannen. Als aber in dem Schicksalsjahre 406 Vandalen, Alanen und Sueben den Rhein überschritten und Gallien überfluteten, schlossen sich auch Burgunder an und ergriffen Besitz von den römischen Städten Mainz und namentlich *Worms*, wo ihre Spuren auch archäologisch erfaßt werden können. Schon damals trat der auf das linke Rheinufer gedrungene Volksteil mit dem römischen Kaiser Constantin III. in ein Föderatenverhältnis; ein Teil der Burgunder unter einem Gaufürsten Gundikar mußte sich verpflichten, gegen Landabtretung auf dem linken Rheinufer dieses im römischen Dienste zu verteidigen. In den Thronstreitigkeiten des untergehenden Römerreiches griffen sie damals aktiv ein und konnten ihren Besitz einstweilen halten. Worms wird die sagenberühmte Hauptstadt der Burgunder (um 413)[2]). Nach Orosius sollen diese linksrheinischen Burgunder zum Christentum übergetreten sein[3]). Bald darauf spielten sich jene Kämpfe ab, die den Kern der Nibelungensage bildeten. Von Worms aus suchte Gundikar sein Siedelungsgebiet auf Kosten des Teiles der Belgica, der noch in römischen Händen war, zu erweitern, wurde aber zuerst vom Reichsfeldherrn Aëtius, dann von einem Hunnenheer, das in römischem Solde stand, geschlagen. In diesen Kämpfen fand Gundikar den Tod (436). Bei den rechtsrheinischen Burgundern hören wir ebenfalls von Beziehungen zu Attila und seinen Hunnen, auf dessen Seite sie, wohl eher gezwungen als freiwillig, die „Völkerschlacht" bei Troyes im Jahre 451 zum Teil gegen ihre eigenen Volksgenossen mitmachten und wohl dabei die Blüte ihrer Mannschaften verloren[4]).

---

[1]) Damals kam die von den Römern erfundene, von den Burgundern nicht zurückgewiesene Sage auf, letztere seien aus einer Vermischung von am Limes zurückgebliebenen Römern mit besiegten Germanen hervorgegangen. Amm. Marc. 38, 5, 11: „Quod.. a temporibus priscis subolem se esse Romanam Burgundii sciunt".

[2]) Aus dieser Zeit stammt ein in Trier gefundener Grabstein, der einen Protector domesticus des Kaisers, namens Mariulf, regalis gentis Burgundionum, also einen hochstehenden Leibgardeoffizier aus königlichem burgundischen Geschlecht erwähnt. Hettner, F. Die römischen Steindenkmäler des Provinzialmuseums in Trier, 130, Nr. 298.

[3]) Orosius 7, 32, 11: „Christiani omnes modo facti..." Dieser Schriftsteller bezeichnet die „Burgunder" als einen „neuen" Namen für ein „neues" Volk und leitet diesen von „burgus" ab („crebra per limitem habitacula constituta burgos vulgo vocant").

[4]) Die Geschichte der Burgunder am Rhein ist reichlich unverständlich. So ist namentlich ihre Haltung gegenüber den vorher mit ihnen verbündeten Römern unerklärt.

Jetzt trat der Moment ein, wo die Burgunder auf unserm Boden erscheinen. Es war wohl Aëtius, der im Jahre 443 den noch übrig gebliebenen Resten der links- und rechtsrheinischen Burgunder als „Verbündeten" der Römer die Sapaudia unter bestimmten Bedingungen zu Wohnsitzen anwies. Er verlangte von den dort siedelnden Römern Freigabe von Land, von den Burgundern die Verteidigung der nach Italien führenden Alpenpässe gegen die damals noch sehr beweglichen Germanenstämme und kehrte damit zur alten Politik der Römer gegenüber diesem germanischen Stamm zurück. Anfangs dürfte es sich in erster Linie um die Gegend um Genf herum, speziell das heutige Savoyen[1]), gehandelt haben, von welchem Zentrum aus nachmals die neuen Herren, nachdem das weströmische Kaiserreich sein vorläufiges Ende gefunden hatte (476), ihre Herrschaft nach allen Seiten ausdehnten. Die Landnahme erfolgte so, daß der als hospes betrachtete Burgunder vom Ackerland zwei Drittel, vom Hof, Obstgarten, Wald und Weide die Hälfte, von den zugehörigen Freien aber nur einen Drittel erhielt. Es wird vermutet, daß diese Verteilung deshalb erfolgte, um für viel unbebautes Ackerland neue Kräfte zu gewinnen, auch aus Rücksicht auf vermehrte Steuereinnahmen[2]).

Ihre Aufgabe, die römische Politik zu unterstützen, lösten die sapaudischen Burgunder erstmals, als sie im Jahre 451 unter Aëtius gegen die Hunnen (und ihre eigenen Volksgenossen vom Rhein her) bei Troyes kämpften und dabei sicher schwere Verluste erlitten. Als erster König in den neuen Wohnsitzen erscheint *Gundowech* 456, den wir an der Seite der Römer im Kampfe gegen die in Spanien eingedrungenen Sueben finden. Als bald darauf der burgunderfreundliche Kaiser Avitus gestürzt war und sich das Westgotenreich vom römischen emanzipiert hatte, machte sich auch Burgund unabhängig und löste das Bündnis auf. Statt des römischen Foedus erscheint eine Verbindung mit den Westgoten, mit deren Einverständnis der burgundische König bis in die Gegend von Lyon und Arles vorrückte und damit nicht nur das obere, sondern auch das mittlere und große Teile des unteren Rhonebeckens unter seinen Einfluß nahm. Es ist möglich, daß die römische Partei des gestürzten Avitus, die an ein gallorömisches Kaiserreich dachte, diese Bestrebungen unterstützte. Die Beziehungen zu den Westgoten mögen auch erklären, warum

---

[1]) Die Ausdehnung der Sapaudia ist umstritten, vgl. Mommsen, Schriften, Bd. 8 (1913), 301 f. — Viollier, D. Carte arch. du Ct. de Vaud, 1927, 23.

[2]) Dopsch, A. Grundlagen der europ. Kulturentwicklung, 2. Aufl., 1, 217 f. — Auch die Form der Landnahme ist umstritten.

die Burgunder, ganz besonders ihr König, zum Arianismus übertraten. Nach vorübergehendem Verlust von Lyon an die Truppen des Kaisers Majorian wurde diese Stadt sogar die Hauptresidenz der Könige, während etwa ein Bruder eines Königs als Unterkönig seinen Sitz in dem immer bedeutenden Genf hatte.

Es fehlt uns der Raum, die Politik der Burgunder in Gallien in ihren wechselvollen Phasen zu beleuchten. Uns interessieren in erster Linie die Beziehungen zu ihren Erbfeinden, den Alamannen, die nach der dauernden und vollständigen Okkupation der Nord- und Ostschweiz wieder ihre Nachbarn im Norden und Osten geworden waren. So lange die Burgunder in voller Kraftentfaltung standen, rückten sie nämlich auch in die Maxima Sequanorum ein, besetzten den westlichen Jura und das reiche Waadtland, natürlich meist in friedlicher Weise, im Einverständnis mit der römischen Aristokratie, die in ihren neuen Herren eine mächtige Stütze gegen die „demokratischeren" Alamannen zu finden hoffte. Auf jeden Fall konnten sie den größten Teil der Maxima, soweit sie in die Hände der Alamannen gefallen war, wieder besetzen, die eingedrungenen Alamannen unterwerfen oder verdrängen. Seither zeichnet sich allmählich, mit größeren und kleineren Schwankungen, die Reichsgrenze gegen Osten ab. Es ist im wesentlichen die *Aare*, welche die Grenze zwischen dem burgundischen und dem alamannischen Gebiete, wenn auch nicht ethnographisch, so doch politisch, bildet: die Aare bis unterhalb Solothurn, wohl bis an die Einmündung der Sigger, die nachmals auch die Grenze des Bistums Lausanne war. In der „Wildnis des Jura" haben sich dagegen die Alamannen halten können, wie das ganz wenig Burgundisches enthaltende Gräberfeld von Bassecourt (neben anderen) beweist. Alamannische Kolonisten in der Waadt, die durch die dort besonders zahlreichen -ingen-Orte bezeugt sind, hängen wohl mit dem großen Einfall zusammen, der im Anfang des 7. Jahrhs. vom Jura aus erfolgte. Aber es waren nicht mehr die unabhängigen, sondern die schon stark unter fränkischem Einfluß stehenden Völker, der auf dem Wege durch das Elsaß über den Jura zu uns gekommen war. Archäologisch läßt sich dies an den Gräberfeldern von Bel-Air und St. Sulpice erfassen, s. unten S. 28[1]).

In der Königsreihe erscheint nach Gundowech dessen Bruder *Chilperich I.* (seit ca. 470), der schon vorher als Unterkönig in Genf

[1]) Es ist schon bezeichnend, daß sich das typisch burgundische Material an der Ostgrenze häuft: Freiburg-Fétigny, Gegend um Bern, Elisried, Lyß, Erlach, Grenchen, Oberdorf. Könnte das nicht mit der von Burgundern ausgeübten militärischen Grenzwacht zusammenhängen?

regiert hatte und dessen Tochter Chrotechilde die Gemahlin des Frankenkönigs Chlodowech wurde, was für die weitere Entwicklung der Beziehungen zwischen dem merowingischen und dem burgundischen Reich von ausschlaggebender Bedeutung wurde. Unter seinen vier Neffen erscheint *Gundobad* als der bedeutendste, wenn auch unter diesem humanen, freigebigen und gerechten, aber weichlichen, wenig tatkräftigen Herrscher seit etwa 500 der Niedergang der burgundischen Macht begann. Einmal mußte der schon von seinen Vorgängern unternommene Versuch, die Stellung der arianischen Königsfamilie durch Duldsamkeit und Entgegenkommen der orthodoxen Kirche gegenüber zu halten, mißlingen; auf diesem Gebiete gab es keine Transaktionen. Unter dem Einfluß einer katholischen Gemahlin empfingen seine Söhne Sigismund und Godomar die offizielle Taufe, während der Vater selbst nicht zu bekehren war. Es ist einleuchtend, daß sich aus diesen Umständen heraus eine innere Auflösung ergeben mußte. Auch sonst befanden sich die Burgunder, eingekeilt zwischen der ausgreifenden fränkischen und der abwehrenden ostgotischen Politik, in keiner beneidenswerten Lage. Schon im Jahre 500 erfocht Chlodowech in der Nähe von Dijon über die beiden burgundischen Königsbrüder Gundobad und Godegisel einen gefährlichen Sieg, der nur durch das entschiedene Eingreifen der Westgoten zu Gunsten der Besiegten nicht voll ausgenützt werden konnte. Da Gundobad nachmals eine Schwenkung vollzog, indem er von einem Bündnis mit den Franken eine Restitution einiger an die Westgoten gefallenen burgundischen Gebiete erwartete, sehen wir die Burgunder in den entscheidenden Kämpfen zwischen Franken und Westgoten auf der Seite der ersteren. Den Sieg auf dem Campus Vocladensis halfen die Burgunder gewinnen, aber der daraus erwartete Profit trat nicht ein, sie mußten froh sein, ihre Grenzen im wesentlichen zu wahren.

Als im Jahre 516 Gundobad gestorben war, folgte sein Sohn *Sigismund*, der Schwiegersohn des großen Theoderich. Er wurde im Gegensatz zu seinem Vater katholischer Christ und handelte folgerichtig, indem er den Arianismus mit der Leidenschaft eines Konvertiten verfolgte und damit eine weitere Auflösung seines Staates förderte. Der glaubenseifrige Avitus, Bischof von Vienne, war sein Mentor. Sigismund ist bekannt als Wiederhersteller der um 500 zerstörten Kathedrale von Genf und namentlich des von ihm erneuerten und zur Blüte gebrachten Klosters von Agaunum, St. Maurice (515 Einweihung). Bei Anlaß des Konzils, das im Jahre 517 die kirchlichen Verhältnisse zu ordnen hatte, erfahren wir Näheres über die Ausdehnung des Reiches: aus unserem Lande gehören dazu die

Bistumsstädte Martigny und Genf, sowie Avenches. Wohl um sich dem immer gefährlicher werdenden fränkischen Einfluß zu entziehen, lehnte sich Sigismund in der Folge enge an den byzantinischen Kaiser Anastasius an. Er erhielt denn auch von diesem den Rang eines Patricius. Im Zusammenhang mit der Ermordung seines ältesten Sohnes aus erster Ehe, Sigerich, des Enkels Theoderichs, stehen die eifrigen Bußübungen des Königs und die Stiftung einer ewigen Psalmodie zum Gedächtnis Sigerichs. Da deswegen der Gotenkönig einen Feldzug plante, kamen die Merowinger der drohenden Einmischung zuvor und griffen das geschwächte Burgund an. Wieder gab es blutige Zusammenstöße, in deren Verlauf Sigismund in einen Brunnen gestürzt wurde, aber sein Bruder Godomar bei Vézeronce noch einmal einen Erfolg über die Merowinger davontrug[1]) (524).

Der letzte dieser Könige, der tatkräftige, intelligente *Godomar*, suchte noch einmal die Unabhängigkeit seines Reiches zu retten, indem er, um diesem neues Blut zuzuführen, den Zuzug von Einwanderern aller Art erleichterte und ihnen wirtschaftliche Vorteile verschaffte. Blitzartig werden unter diesem König die sehr komplizierten Siedelungsverhältnisse beleuchtet, indem wir aus einer um 527 datierten Inschrift aus der Gegend von Evian erfahren, er habe die Brandobrici, keltische Stämme aus der Gegend von Evian, aus der fränkischen Kriegsgefangenschaft losgekauft[2]). Damit aber, daß er sich nach dem Tode Theoderichs mit den Ostgoten in Italien verband, beschleunigte er den Übergang seines Landes unter die fränkische Herrschaft. Dadurch, daß er eine verlorene Sache unterstützte, förderte er seine eigene Niederlage. Als die Merowinger seit 532 von neuem Burgund angriffen und die Könige Chlotar I. und Childebert I. die burgundische Stadt Autun belagerten, erlitt Godomar, der zum Entsatz der Stadt herangerückt war, eine entscheidende Niederlage. Das freie Burgund hörte auf zu existieren, und es begann die Zeit der merowingischen, der fränkischen Herrschaft.

Über die *Rechtsverhältnisse* bei den freien Burgundern werden wir unterrichtet durch die Lex Burgundionum des Königs Gundobad, la loi Gombette genannt. Sie war besonders bestrebt, die Beziehungen zwischen den Römern und den zugewanderten Burgundern in einer alle

---

[1]) Möglicherweise gehört der dort gefundene Spangenhelm einem der damaligen Führer, vgl. unten S. 66, Anm. 1.

[2]) Egli, die christl. Inschriften der Schweiz, MAGZ. 24, 1, 43. — Die Deutung dieses Steines ist umstritten. Wie dem aber auch sei, der Name des verstorbenen Knaben ist durchaus keltisch (Ebrovaccus oder Onovaccus) und weist auf Überbleibsel keltischer Bevölkerung auch in diesen Gebieten hin.

Teile befriedigenden Weise zu ordnen. Wenn sie einerseits die althergebrachte ständische Gliederung seiner Burgunder in Edle, Mittelfreie, Gemeinfreie, Freigelassene, Hörige und Sklaven bestehen ließ, begründete sie die Königsgewalt, gestützt auf deren römischen Domanialbesitz, und baute sie wohl auch, in Anlehnung an das römische Recht, weiter aus. Die volle Rechtsgleichheit zwischen Römern und Burgundern wurde formell ausgesprochen, und da gerade beide Teile einander Zugeständnisse machen mußten, leitete dieses von mildem und gerechtem Geiste erfüllte Gesetzbuch die völlige politische Verschmelzung der Romanen und Germanen im größten Teile unserer Westschweiz ein[1]).

Zu diesem Prozeß hat in hohem Grade auch die *Kirche* beigetragen. Im Wallis stießen die Burgunder auf ein bereits stark ausgebildetes Christentum, das durch den Bischof von Martigny und die Abtei St. Maurice gestützt war. Es entstanden die Bistümer Genf und Lausanne, das „transjoranische" Bistum, das auch unsern westlichen Kantonsteil umfaßte. Schon sind die ersten Spuren geistlicher Gründungen im Jura bemerkbar[2]). Noch vor dem Ende der politischen Freiheit der Burgunder ist der Arianismus überwunden, wenn auch die später auftauchenden Kämpfe zwischen den burgundischen Großen und den fränkischen Merowingern noch an diese Tradition anknüpfen mochten.

Seit dem Übergang an das merowingische Reich war das ehemals freie Burgund ein eigenes Königreich, das bald unter einem merowingischen König und seinem Hausmeier stand, bald mit anderen Reichen, meist Neustrien, vereinigt war[3]). Oft lief gerade durch unser Land die Grenze zwischen den merowingischen Teilreichen (Burgund und Austrasien). Da die unter den Verwandten ausbrechenden Streitigkeiten öfter eine kräftige Anteilnahme der unterworfenen Stämme bedingten, genossen sie eine mehr oder weniger weitgehende Selbstverwaltung. Das altburgundische Eigenleben dauerte zunächst weiter. Anfangs haben die neuen Könige die Burgunder zur Unterstützung der Ostgoten in ihren letzten Kämpfen gegen Byzanz verwendet. Später, als die *Langobarden* sich Oberitaliens bemächtigt hatten und ihren Einfluß auch gegen das strategisch wichtige Wallis vorschoben, war Burgund

---

[1]) Litt. darüber bei Dierauer, Gesch. schweiz. Eidg. 1 (3. Aufl.), 31, Anm. 16. — Greg. von Tours, Chron. Francorum 2, 33: „Burgundionibus leges mitiores instituit, ne Romanos opprimerent".

[2]) Es ist hier auf die eingehenden Forschungen M. Bessons über die Frühgeschichte der Diözesen von Genf, Lausanne und Martigny-Sitten, sowie über Agaunum-St. Maurice hinzuweisen.

[3]) Was über diese dunkelste Periode unserer älteren Geschichte aus der Literatur herauszuholen ist, hat Paul-Edmond Martin in denkbar vollständigster Weise besorgt.

das natürliche Bollwerk der fränkischen Macht. Dort, bei Bex, fand denn auch im Jahre 574 jene denkwürdige Schlacht statt, in der die Franken und Burgunder in einem entscheidenden Siege die Langobarden aus diesem Tale herauswarfen und nachmals ihrerseits gegen Italien zur Offensive vorrückten, eine Politik, deren Endresultat die Herrschaft Karls des Großen in Italien wurde. Damals wurden auch von beiden Seiten im Wallis die „Clusen" befestigt, d. h. also an strategisch wichtigen Punkten, besonders am Großen St. Bernhard, Erdwerke, Letzinen, Türme errichtet, deren archäologische Erfassung freilich dermalen noch aussteht. St. Maurice muß ganz besondere Aufmerksamkeit gefunden haben.

Nach dem Tode *Guntrams* 593, der als König von Burgund ein großer Förderer der Kirche, speziell des Bistums Lausanne war, und nach einer dreijährigen Vereinigung des gesamten Reiches unter *Childebert II.* erhielten die Könige Theudebert II. Austrasien, *Theuderich II.* Burgund. In dieser Zeit, um 610, erfolgte ein Einfall der Alamannen in den Pagus Ultrajoranus, wie die schweizerischen Teile des Königreichs Burgund hießen, und zwar, wie es scheint, veranlaßt durch Theudebert, der mit seinem Bruder im Streite lag. Damals spielte sich die Schlacht bei „Wangas" ab, in der Nähe der Aare, wohl bei Niederwangen, südwestlich von Bern (wo sich auch ein alamannisches und burgundisches Gräberfeld befindet[1])), wo nach blutigem Ringen die Alamannen einen Sieg erfochten und das ihnen nun offene Gebiet verheerten[2]).

Was in den folgenden Jahren, von *Chlotar II.* († 628) an, im transjuranischen Burgund geschieht, hat keine typisch lokale Bedeutung mehr. Bei Verwertung des spärlichen Quellenmaterials, namentlich der unter der Flagge „*Fredegar*" offenbar in unserm Burgund entstandenen Geschichtsschreibung, ist nicht zu erkennen, welche Ereignisse sich speziell zwischen Jura und Genfersee zugetragen haben. Noch finden wir unter Chlotar II., der wieder einmal die drei Teilreiche in den Jahren 613 und 614, sowie 622/623 vereinigt, eine freilich durch

[1]) 6. JB. SGU. 1913, 137 f.

[5]) Martin l. c. 195 ff., der die Frage der Lokalität einer kritischen Untersuchung würdigt, läßt offen, ob der Kampf bei Wangen bei Olten oder bei Niederwangen stattgefunden habe. Es unterläuft ihm dabei der Irrtum, daß unser solothurnisches Wangen an der großen Heerstraße Solothurn-Augst liege. Da es immerhin fraglich ist, ob der pagus Ultrajoranus bis nach Wangen bei Olten gereicht habe, ist Niederwangen erheblich wahrscheinlicher. — Das Vorhandensein von Gräberfeldern sowohl in der Gegend unseres Wangen als auch bei Niederwangen ist durchaus kein Fingerzeig für eine Schlacht. Dagegen sind die viele Waffen enthaltenden Gräberfelder längs des Jura ein Hinweis für die unruhigen und ungesicherten Verhältnisse in unserer Gegend.

tatkräftige Hausmeier repräsentierte Zentralgewalt, die Verschwörungen der Großen abzuwehren hat. Der letzte tatkräftige Sproß aus merowingischem Geschlecht, Dagobert I. von Austrasien, der aber zeitweise das ganze fränkische Reich in seiner Hand vereinigt († 639), hält auch noch in Burgund die Zügel straff in der Hand. Auf ihn geht die endgültige Abgrenzung der Diözese Konstanz zurück[1]).

Vom Tode Dagoberts 639 bis zum Übergang an die Pippiniden 715 erlebt Burgund, auch das transjuranische, eine sicher sehr schwere Zeit. Das Königtum der Merowinger geht rapide, nach raschem Wechsel der einzelnen, soviel wir sehen, als Persönlichkeit bedeutungslosen Könige, dem unaufhaltsamen Verfall entgegen. Es regieren entweder energische Frauen, wie die Königin *Bathilde*, die „heilige Magd", Gemahlin Chlodowechs II. und Mutter Chlotars III., oder dann die meist energischen, aber skrupellosen *Hausmeier von Neustrien* auch über Burgund, wie die Flaochat, die Erchenbald, die Ebroin, welch letzterer eine Art Vorspiel für das bedeutet, was nachmals den glücklicheren Pippiniden in Austrasien gelungen ist. Ebroin ist es hauptsächlich, der auch mit dem burgundischen Adel heftige Kämpfe führt und ihn zermürbt. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bedroht auch der mächtige und fast selbständige Herzog im Elsaß die transjuranische Grenze vom Norden her. Damals spielt sich der Angriff von alamannischen Horden unter der Führung des elsässischen Herzogs Chatalricus (Eticho) auf den Sornegau ab, dessen Einwohner sich gegen ihn erhoben haben, bei welcher Gelegenheit der Abt von Moutier-Grandval, Germanus, den Märtyrertod findet (um 675). Es ist schon eine Ironie der Geschichte, daß indirekt ein Herzog die Verantwortung dafür trägt, dessen Vorgänger, Gundoin, dem Abte des Mutterklosters Luxueil Grandisvallis geschenkt hatte, um dort ein Kloster zu errichten[2]).

Als unsere burgundischen Gebiete verwüstet, die einheimische Aristokratie dezimiert, die legitime Herrschergewalt zu einem Schatten geworden war, erfolgte im Jahre 687 die ausschlaggebende Schlacht bei Tertry an der Somme, wo der große austrasische Hausmeier Pippin II.

[1]) Gegen das Bistum Basel ist der Rhein und die Aare, gegen das Bistum Lausanne die Aare bis zum Thunersee und die Alpen die Grenze. Von da an läuft sie dem nördlichen Alpengrat nach, um dann gegen Montlingen im Rheintal abzubiegen, wo sie, im Süden und Osten, an Currätien stößt. — Wenn es dann weiter heißt, Dagobert habe dort einen Mond eingravieren lassen, um die Grenze zwischen „Burgund" und Currätien zu bezeichnen, so ist damit nicht der Ultrajoranus gemeint, sondern überhaupt das südlich des Rheins gelegene Gebiet des Bistums Konstanz. Vgl. Quellenwerk zur Entstehung der schweiz. Eidg. Abt. 1, Bd. 1, pag. 1 und Anm. 2.

[2]) Merz. W. Die Anfänge des Klosters Münster-Granfelden etc. als Anhang zu dessen „Schloß Zwingen im Birstal", Aarau 1923.

die verbündeten Neustrier und Burgunder besiegte. Es dauerte noch einige Zeit, aber das Schicksal Burgunds war damit entschieden. Es kam unter die immer schwerer lastende Faust der Pippiniden, namentlich nachdem es ihnen gelungen war, die Freiheit des östlichen Nachbarn, des Herzogs der Alamannen, herabzumindern. Das gleichzeitige Regieren entarteter Merowinger dem Namen nach und der pippinidischen Hausmeier in Wirklichkeit brachte noch einige Jahre schwankender Verhältnisse, bis es dem ersten König aus dem neuen Beamtengeschlecht, Pippin III., gelang, das 2. fränkische Reich, das der Karolinger zu begründen. Von da an ging Burgund, das während der Zeit der merowingischen Herrschaft, d. h. von 534 bis 715, wenn auch nicht ununterbrochen, noch ein eigenes politisches Leben geführt hatte, für weitere Jahrhunderte im fränkischen Reiche auf, bis es nach dessen eigentlich noch gründlicherem Zerfall im Jahre 888 als Königreich Hochburgund, unter einer alamannischen Dynastie freilich, zu neuem Leben erwachte. Wie Alamannien, so wurde auch Burgund eine fränkische „Provinz". Aber das zäh festgehaltene Sonderleben jener transjuranischen Gegenden, das noch bis auf den heutigen Tag im Kanton Waadt, in Genf, in Savoyen und im Wallis erkennbar ist, hat eine tiefe Wurzel in der Zeit der Völkerwanderung[1]).

Es wäre von höchster Bedeutung, wenn wir anhand des Studiums der archäologischen Quellen zwei Fragen lösen könnten:

1. Kann man aus ihnen erkennen, ob seit 534, der Zeit des Verlustes der politischen Freiheit, sich auch ein kultureller Wandel vollzog?

2. Ist der seit 534 einsetzende politische Einfluß der Franken auch in Hinsicht auf die materielle Kultur erkennbar?

Die erste Frage könnte gelöst werden, wenn die Chronologie der reichen, namentlich waadtländischen Gräberfelder, so festgestellt wäre, daß wir die vor 534 errichteten Friedhöfe von den späteren deutlich unterscheiden könnten. Abgesehen davon, daß dies noch nirgends auch nur annähernd überhaupt versucht wurde, bieten sich Schwierigkeiten

[1]) Martin, l. c. geht in seiner scharf kritischen Art von der durch seine gründliche Aktenkenntnis gewonnenen Ueberzeugung aus, die Burgunder hätten in der merowingischen Zeit ihre politische Freiheit bald verschmerzt und im wesentlichen keine Stammespolitik mehr getrieben. So gefährlich es ist, anderer Auffassung zu sein, als ein Forscher vom Range eines Martin, so darf doch auch auf die abweichende Ansicht anderer Kenner, wie Jahn und Binding, hingewiesen werden, die in den zahlreichen Wirren, die unter fränkischer Herrschaft sich in Burgund abspielten, doch auch die Regungen stammesmäßiger Gefühle, namentlich bei den burgundischen Großen, erkennen wollen. Die Schnelligkeit, mit der nach der Auflösung der Karolingerreiche im Jahre 888 das Königreich Neuburgund entstand, spricht doch dafür, daß die ehemalige Unabhängigkeit nicht ganz vergessen war.

daraus, daß in den Gräbersitten, in Tracht und Kleidung, mit 534 sicher kein schroffer Wandel stattgefunden haben wird. Die burgundischen Grabbeigaben, die wir z. B. in Grenchen und Oberdorf vorfinden, stammen sicher frühestens aus dem 7. Jahrhundert, also bereits aus der politisch stark wirksamen merowingischen Zeit. Sie sind aber typisch burgundisch, würden also beweisen, daß die kulturelle Autonomie der Burgunder auch unter fränkischer Herrschaft noch lange fortdauerte, daß sie sich geradezu selbständig weiter entwickelte. *Wir dürfen also die Behauptung wagen, daß, auch wenn einmal eine archäologische Chronologie von ca. 450 bis zu den Karolingern festgestellt werden könnte, das Jahr 534 dabei keine entscheidende Rolle spielen würde.*

Andererseits ist, was die zweite Frage betrifft, *der fränkische Einfluß im burgundischen Gebiet unverkennbar*. Die Gräberfelder von Bel-Air und St. Sulpice[1]), sowie Yverdon beweisen diese Auffassung hinlänglich.

Wenn also, was unbestritten sein dürfte, fränkischer Kultureinfluß stattgefunden hat, so ist es vornehmlich damit zu erklären, daß im Laufe des 5.—8. Jahrhunderts da und dort, mitten zwischen Burgundern und Römern, fränkische[2]) oder, wie ich vermute, auch alamannische Kolonien entstanden, namentlich in der Nähe der größeren politischen und kirchlichen Zentralen, während in den mehr abgelegenen Orten der Peripherie, so z. B. in Fétigny, Elisried und Grenchen die reinen Burgunder ihre Siedelungen bis in das 8. Jahrhundert behielten. Die während dieser Zeit sich vollziehenden Verschiebungen aller Art lassen uns geboten erscheinen, sehr vorsichtig zu sein und zu beachten, daß auf dem stets so begehrten Boden unserer Westschweiz während unserer Völkerwanderungsperiode einheimisch helvetisches, römisches, burgundisches, alamannisches und fränkisches Kulturgut nachzuweisen ist. Die romanisierten Burgunder bildeten den Grundstock, zwischen den sich fränkische und alamannische Siedler eindrängten oder eingedrängt wurden und in Sprache, Ortsnamengebung und namentlich auch in ihren archäologischen Resten ihre deutlich zu uns sprechenden Spuren hinterlassen haben.

---

[1]) De Molin in Rev. Charlemagne 1912, 37 f. Unseres Erachtens setzt er den Anfang der Siedelung von St. Sulpice mit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhs. etwas zu früh an. — Bel-Air, beschrieben von Troyon in MAGZ. 1, 9 (1841), lieferte außer typischer burgundischer Keramik viel alamannisch-fränkische Gegenstände, namentlich Gürtelschnallen. Die Belegung von Bel-Air ist sicher später erfolgt als die von St. Sulpice.

[2]) In den Kämpfen nach dem Tode Dagoberts I. erscheint unter den Parteigängern des gegen die fränkische Herrschaft sich auflehnenden Flaochat ein Bertharius, ein Franke aus dem „pagus Ultrajoranus". Martin, l. c. 233.

II. Archäologischer Teil.

Einleitung. Die Quellen. Die Reihengräberfelder.

Das Material für die frühgermanische Altertumskunde liefern sowohl literarische, wie archäologische Quellen. Was die ersteren betrifft, Berichte antiker Schriftsteller über die Völkerwanderungszeit, alte Volksrechte, die Personen- und Ortsnamen, Inschriften aller Art, auch einige wenige Runeninschriften, so sind diese, was speziell den Kanton Solothurn betrifft, ganz spärlich und *geschichtlich* bereits ausgewertet[1]). Auf die *Archäologie* der Alamannen und Burgunder, soweit sie für die Geschichte unseres Ländchens in Betracht fallen, haben die neueren Forscher mehr Rücksicht genommen, als das früher der Fall zu sein pflegte. Doch fällt das eigentlich Archäologische nur als Nebenprodukt ab, die Hauptsache ist ihnen stets die Geschichte, und — ein Gebiet, das besonders reichlich durchpflügt ist — die Rechtsgeschichte. Es ist äußerst mühsam, die kulturgeschichtlich wertvollen Notizen in der Literatur wissenschaftlich zu sortieren, denn einmal ist diese überhaupt spärlich und zusammenhangslos, und dann berühren die lateinisch und griechisch schreibenden Historiker der Völkerwanderungszeit die Wanderungen, die kriegerischen Ereignisse, kurz die Geschichte der Großen, der Könige, der Fürsten, der geistlichen Würdenträger, aber für die „Kulturgeschichte des Alltags" fällt herzlich wenig ab. Wer, wie wir, der kritisch-historischen Schule seinen wissenschaftlichen Werdegang zu verdanken hat, ist trotzdem weit davon entfernt, den Wert der literarischen Überlieferung für die germanische Altertumskunde herabzusetzen. Er weiß vielmehr sehr wohl, daß eine ganze Reihe von archäologischen Erscheinungen nur durch Heranziehung literarischer Quellen verständlich ist[2]).

---

[1]) M. Teil 3. Frühgermanische Zeit, mit reichen literarischen Angaben.

[2]) Das tritt auch bei dem „Vater der germanischen Altertumskunde", L. Lindenschmit, in dessen immer noch grundlegendem „Handbuch der deutschen Altertumskunde. 1. Die Altertümer der merowingischen Zeit." Braunschweig 1880—1889 (alles was erschienen) deutlich hervor.

Seit dem gewaltigen Aufschwung, den die urgeschichtliche Bodenforschung genommen hat, also seit etwa 50 Jahren, haben die Freunde des germanischen Altertums einen neuen Weg gefunden, um Einblicke in die Kultur der Germanen auf unserm Boden zu gewinnen, indem immer mehr *Bodenaltertümer* gefunden wurden, deren Auswertung lange Zeit brach gelegen hatte. Bei dem großen Interesse, das seit der Entdeckung der Pfahlbauten im Jahre 1854 in den Kreisen der schweizerischen Altertumsforscher und auch bei vielen Laien erwacht war, und infolge der immer zahlreicher werdenden Ausgrabungen konnte nicht ausbleiben, daß so viele Reste der frühgermanischen Kultur zum Vorschein kamen, daß eine wissenschaftliche Systematik ein Gebot der Stunde wurde. Auch auf dem Gebiete des Kantons Solothurn sind wir jetzt schon so weit, daß wir es wagen dürfen, eine freilich von rein archäologischen Gesichtspunkten ausgehende Arbeit vorzulegen. Wir sind uns dabei recht wohl bewußt, daß wir uns im wesentlichen damit begnügen, den archäologischen Tatbestand wiederzugeben, und daß wir bei den daraus zu ziehenden Schlüssen mit äußerster Vorsicht vorgehen müssen. Aber es ist doch einmal dringendes Bedürfnis, das hier vorhandene Material mit dem Hinweis auf dessen kulturgeschichtliche Bedeutung zu verarbeiten[1]).

Wir bieten also dem Leser eine Kulturgeschichte der Alamannen und Burgunder auf solothurnischem Boden, gestützt auf die rein archäologischen Quellen. So reich diese auch verhältnismäßig fließen, so sehr muß geklagt werden, daß die bisherige Gewinnung dieser Bodenurkunden unter verschiedenen, nicht wieder gut zu machenden Mängeln leidet, die wir — es mag dies ein billiger Trost sein — mit anderen Forschungsgebieten teilen. Weniger schwer fällt ins Gewicht, daß die Siedelungsverhältnisse des *lebenden* Menschen noch ganz wenig durchforscht sind. Da ist ja nichts oder wenig verdorben, das kann, soweit überhaupt möglich, noch nachgeholt werden. Sehr viel schlimmer ist die höchst bedauernswürdige Tatsache, daß die archäologischen Reste, die uns bei den *Toten* erhalten

[1]) Die Römisch-Germanische Kommission hat das weitschichtige Unternehmen begonnen, das gesamte frühgermanische Inventar, nach Stämmen gegliedert, in einer Art Corpus der frühgermanischen Altertümer in der bekannt großzügigen Art herauszugeben. Es trifft sich gut, daß der erste Band dieser Publikation die Alamannen in Württemberg betrifft: W. Veeck, die Alamannen in Württemberg (1931), Text- und Tafelband, ein Werk, das sich nicht nur mit der Wiedergabe des Materials begnügt, sondern auch in einem besondern Abschnitt „Die Alamannen im Lichte von Archäologie und Geschichte" eine geschichtliche Auswertung des Materials unternimmt. Obschon im einzelnen, so namentlich in Hinsicht auf die Datierung, Bedenken vorhanden sind, ist dieses Werk im folgenden unser geistiger Führer geworden. — Der gegebene Anschluß an diesen ersten Band wäre ein Werk über die „Alamannen in der Schweiz".

geblieben und die weitaus die Hauptquellen sind, unrationell ausgebeutet wurden. Eine der dringendsten Forderungen der Quellenbeschaffung sind *mit peinlichster Genauigkeit durchzuführende Ausgrabungen ganzer Gräberfelder*. Erst dann, wenn jedes einzelne Grab sozusagen mit der Lupe untersucht ist, erst wenn ein minutiös genauer Lageplan der einzelnen Gräber erstellt ist, erst wenn nach allen Seiten hin der Rand der Nekropole erreicht ist, haben wir ein wirklich tadelloses Quellenmaterial[1]) für die Chronologie, die ständische Gliederung, die wirtschaftliche Lage der betreffenden Siedelung. Dazu kommt noch, daß in unsern Museen Gegenstände aufgestapelt sind, deren frühgermanische Herkunft außer allem Zweifel steht, deren genaue Provenienz aber nicht mehr festzustellen ist, so daß sie höchstens als Anschauungsmaterial gelten können, für rein wissenschaftliche Zwecke aber nahezu wertlos sind.

Die archäologischen Funde lassen sich in zwei Klassen einteilen. Zuerst müßte es sich um Funde handeln, die dem *Kulturkreis des lebenden Menschen* entstammen, d. h. also Funde aus Siedelungen oder verlorene Einzelfunde, Depotfunde u. dgl. Während wir aus der unmittelbar vorangehenden Römerzeit über die Siedelungsverhältnisse verhältnismäßig gut orientiert sind, fehlen aber bis jetzt nicht nur allgemein, sondern speziell auf unserm Boden fast alle direkten Spuren, die über das Leben und Treiben unserer germanischen Vorfahren, so lange sie *lebend* in der Sonne Licht wandelten, befriedigende Auskunft geben könnten. Gelegentlich mag eine Pfeilspitze, eine Axt, oder Höhlenfunde, wie sie Pfarrer Ackermann einst in der Gegend von Oberdorf und Rüttenen machte[2]), oder auch etwa einmal eine Herdstelle mit entsprechenden Scherben den gar nicht nötigen Nachweis dafür bringen, daß in der Zeit zwischen 400 und 800 nach der historisch beglaubigten Landnahme durch die Alamannen im Osten, die Burgunder im Westen der neu Eingewanderte oder Zugezogene sich teils in Dörfern, teils in Einzelhöfen

[1]) Soweit diese Idealforderung überhaupt erreicht werden kann, liegt sie im württembergischen Holzgerlingen und im bayrischen Schretzheim vor, V. 10 f. Plan I und II. — In unserm Lande sind Grabungen von diesem Ausmaß und mit dieser Sachkenntnis trotz sehr ergebnisreicher Fundverhältnisse, wie z. B. Kaiseraugst und Bülach bei den Alamannen, Bel-Air bei Lausanne und St. Sulpice bei den Burgundern, nicht durchgeführt worden. Neuerdings war es Laur-Belart vergönnt, ebenbürtig in diese Lücke zu treten; aber dort, in der Umgebung von Basel, liegen die Verhältnisse so, daß keine Hoffnung dafür ist, daß ein wirklich vollständiges Gräberfeld untersucht werden kann (wegen der überall vorhandenen Überbauung). — In unserm Kanton liegen einigermaßen brauchbare Untersuchungen aus Oberbuchsiten, Trimbach, Oberdorf und Hohberg vor, aber die Idealforderung ist nirgends auch nur annähernd erreicht.

[2]) Oberdorf, Herrenkeller, 7. JB. SGU., 1914, 143 ff.; 8 (1915), 88. — Rüttenen, Stiegenlos, l. c. 89.

niedergelassen hatte, daß er auch streifend herumzog und sich in Not und Gefahr in schwer zugängliche Höhlen oder andere Schlupfwinkel begab. Was wir gerne wissen möchten: Wie diese Dörfer angelegt waren, wie die Hütte aussah, wie das Mobiliar, wie Garten und Feld, läßt sich vielleicht aus späteren Verhältnissen rückschließend annähernd vermuten, direkt archäologisch sind diese Fragen bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung nur ganz unbefriedigend zu lösen. Auch die sonst so ergiebigen archäologischen Quellen, die uns durch das früheste Auftreten der christlichen Kulturstätten und Einrichtungen erschlossen werden (bei uns etwa Solothurn mit seinem Stift, Münster-Granfelden, Schönenwerd), ergeben für unsern Zeitabschnitt in archäologischer Hinsicht keine Resultate; wissen wir doch z. B. nicht einmal, welches die anfängliche Lage des 778 auftauchenden Klösterleins Werith-Schönenwerd war.

* * *

Ganz besonders dient uns als Erkenntnisquelle der frühgermanischen Kulturgeschichte das *Grab und sein Inhalt.*

In unmittelbarer Nähe der Siedelungen legten die Alamannen und Burgunder *Reihengräberfelder* an, d. h. Friedhöfe, in denen sie ihre Toten mehr oder weniger sorgfältig beisetzten und ihnen bewegliche Habe beigaben. Freilich fanden sie bei den Römern diese Sitte vor, aber sie knüpften damit an die *keltische* Tradition an, namentlich was die *Beigaben* betrifft[1]). Unter diesen haben wir zweierlei Arten zu unterscheiden. Nicht eigentliche Beigaben sind es, wenn Kleidung, Waffen, Schmuck, Amulette beim Toten erscheinen; er wird eben so ins Grab gelegt, wie er sich vor dem Tode trug. Beigaben im eigentlichen Sinne des Wortes sind dagegen Krüge oder Säcke mit Inhalt an Speise und Trank, ein Häuflein Kohle oder Asche, ein Zeremonialgegenstand, ein Spinnrocken, eine Münze, die dem Toten zu seinem weiteren Gebrauch in den Mund oder die Hand gelegt wird u. dgl. *Diese „Beigaben" im engeren oder weiteren Sinne sind es, die uns ermöglichen, einen tiefen, wissenschaftlich befriedigenden Einblick in die Kulturzustände der germanischen Völker auf unserem Boden zu tun.* Auf Grund dieser Quellen bauen wir also unsere Darstellung im wesentlichen auf.

[1]) Es sind aus der Schweiz mehrere Reihengräberfelder bekannt, wo die Germanen das gleiche Gräberfeld benützten, wie die Kelten, z. B. St. Sulpice und Bümpliz, während sie in Kaiseraugst und wohl auch in Selzach an ein spätrömisches Gräberfeld anschließen.

Bevor wir aber auf diese Hauptmaterie eintreten, müssen wir einen Blick auf die *Anlagen der Reihengräberfriedhöfe*, den *Bau der Gräber*, die *rituellen Formen*, die dabei beachtet wurden, werfen.

Obschon man ohne weiteres annehmen darf, daß sich die Siedelung in der Nähe des Friedhofes befunden habe, so wird der Platz dafür doch mehr oder weniger ausgewählt, wie das auch bei den Kelten der Fall war. Während aber diese meist Flußterrassen bevorzugen, legen die Germanen ihre Friedhöfe auf Hügeln, besonders gerne Moränenhügeln an, die schon ihrer natürlichen Bildung nach von West nach Ost streichen. Wir mögen annehmen, daß sie auf der Höhe begannen und erst, als kein Platz mehr vorhanden war, auch die Hänge und sogar die anschließenden Niederungen benützten. Solche Anlagen sind z. B. in Grenchen, Hohberg, Kapf-Selzach, Vizenhubel-Rüttenen, Önsingen, Oberbuchsiten, Olten nachzuweisen; in Oberbuchsiten und Grenchen werden auch die Hänge und die umgebenden Tiefen ausgenützt. Die einzelnen Gräber werden in mehr oder weniger Reihen angelegt, die in erster Linie dadurch bestimmt sind, daß die Orientierung fast ausschließlich West-Ost erfolgt, daß der Leichnam so gelegt wird, daß der Kopf im Westen liegt, den Blick gegen Osten gerichtet, also gegen die aufsteigende Sonne: eine Erscheinung, die ganz sicher rituellen Ursprung hat, aber nicht ein Urerlebnis der Germanen, sondern schon bei den Spätrömern üblich war. Demnach hätten jene bei uns die Sitte der „Beigaben" und die Anlage der Reihengräber von den Kelten, die Orientierung von den Römern übernommen[1]). Sklavisch hielt man sich freilich nicht an diese Ordnung. Einmal sind die Reihen nicht ganz regelmäßig oder genau nach Osten orientiert, woraus man — meines Erachtens zu unrecht — schließen wollte, sie hätten den in den einzelnen Jahreszeiten verschiedenen Sonnenstand beachtet und den Toten *genau* mit dem Blick nach der jeweilen aufgehenden Sonne begraben. Größere Abweichungen wurden in Oberdorf beobachtet, wo neben zirka 20 West-Ost orientierten Gräbern 2 in Nord-Süd-Lage bestattet waren, und auf dem Kapf bei Selzach, wo alle bis jetzt zutage getretenen Gräber diese Richtung hatten.

Die Anlage von Reihengräbern bedingte eine *Friedhofsordnung*, d. h. die einzelnen Gräber waren in irgend einer Weise bezeichnet, sei es durch Steinsetzungen (sog. Überdeckungen) oder durch einzelne Steine, die beim Kopf oder bei den Füßen über die Oberfläche hervorragten, teils

[1]) Es genügt, auf das römisch-germanische Gräberfeld von Kaiseraugst oder ganz besonders auf das von Bregenz hinzuweisen, vgl. den Plan in Jahrbuch für Altertumskunde 3 (1909), Taf. 8 (Wien 1910).

aber wohl auch mit einem Holzpfosten, sog. Grabstelen. Es gab keine besonderen Plätze für Männer, Frauen und Kinder, sondern es war wie bei uns noch jetzt: wie die einzelnen gestorben waren, so legte man sie in die Reihe. Daher kommt es, daß alle Geschlechter, alle Lebensalter durcheinander liegen. Wenn es Sondergräber gab, so waren es innert eines Reihengräberfeldes verschiedene Gruppen, die, wie z. B. am Bernerring bei Basel, wohl einzelnen Familien angehörten: also Familiengräber innert dem Friedhof, durch eine besondere Einzäunung kenntlich gemacht. Auffallenderweise ist oft die Tiefe so gering, daß man sich wundern muß, daß das Grab überhaupt noch erhalten geblieben ist: hart unter der Erdoberfläche liegt der Tote. Andererseits fällt auch wieder die große Tiefe, über 2 m, auf, wie z. B. beim ehemaligen See von Seewen, wo ganz bestimmt die ursprünglich nicht so tiefe Lage durch spätere Erdrutschungen darüber verändert wurde.

Da der stets relativ beschränkte Platz voll ausgenützt wurde, treffen wir Erscheinungen an, die bei den gegenwärtigen Friedhöfen fehlen. Oft, z. B. in Oberbuchsiten, sind die Gräber übereinander angelegt: das ältere tiefer, das jüngere gerade darüber. Ein zweiter Notbehelf lag darin, daß man ein früheres Grab später wieder benützte, was man *Nachbestattungen* nennt. Da wird entweder der neue Tote einfach neben den alten gelegt, oder die Gebeine des früheren Toten werden zusammengelegt, damit der neue Platz darin hat; oft wurden diese auch ganz herausgenommen und über das neu bezogene Grab gelegt oder weggeworfen. Besonders beliebt für Nachbestattungen waren natürlich die Plattengräber, wo sich der Vorgang am bequemsten durchführen ließ; man brauchte wirklich nicht viel Mühe dazu. Nachbestattungen kommen fast in allen Friedhöfen vor und haben bei den Forschern oft große Verwirrungen angerichtet. Auch war man nicht immer allzu pietätvoll. Schon bald nachfolgende Generationen trieben Grabraub, um sich auf billige Weise kostbare Waffen oder Schmuck zu verschaffen, ein Frevel, der überall nachzuweisen ist, z. B. in Örlingen in der Ostschweiz und in Kleinhüningen in der Nordschweiz, wo wohl die Hälfte der vorhandenen Gräber bald nach ihrer Anlage ausgeraubt worden waren und zwar in der Mitte, wo man die besten Beigaben zu erwarten hatte.

Geringere Verschiedenheit weist die *Lage des Toten* auf. Wo ein vorhandener Platz zu eng war, wurde er seitlich hineingepreßt und bekam fast die Lage eines „liegenden Hockers". Gewöhnlich wird er aber auf den Rücken gelegt; im Laufe der Zeit sank der Schädel zur

Seite und wurde der Unterkiefer davon abgedrückt. Die Arme liegen entweder längs des Leibes gestreckt oder beide über die Schamgegend gebogen, oft erscheint einer der Arme über der Brust, manchmal finden wir sogar eine Hand beim Schädel: der Tote wurde in Schlafstellung gelegt. Die Beine sind fast immer gestreckt, zuweilen sind sie etwas gespreizt.

Was nun die *einzelne Grabanlage* betrifft, so finden wir da die allergrößten Verschiedenheiten, die aber im allgemeinen weder chronologisch noch ethnographisch ausgewertet werden können. Am häufigsten sind Gräber *in freier Erde*. Der Tote wird in ein Leichentuch eingewickelt und in den meist kiesigen Boden gelegt. Wohl darf auch ein Brett angenommen werden, auf das er zu liegen kam. Daraus entwickelt sich allmählich der *Holzsarg*, der freilich auch schon bei den Kelten bekannt war: nicht ein Sarg, wie der unsrige aussieht, sondern eine einfache Kiste, die mit eisernen Nägeln zusammengehalten wurde. Erkennbar ist natürlich das Holz nicht mehr als solches, sondern nur die sorgfältige Beobachtung einer dunkeln, regelmäßig in Streifen laufenden Verfärbung bekundet Sargbestattung[1]). Ursprünglicher sind die sog. *Totenbäume*, Stämme, die mitten durch der Länge nach gespalten und ausgehöhlt wurden und in die der Tote wie in eine Rinne gelegt wurde, so z. B. in Kleinhüningen. Wenn in unserm Lande Holz- oder Baumsärge nur selten erkannt wurden, so lag andererseits genügend Steinmaterial vor, so daß man eigentliche *Sarkophage* erstellen konnte. Freilich nicht Sarkophage aus einem Stück, wie sie bei den Römern und in oder bei den merowingischen und karolingischen Kirchen und Kapellen vorkommen. Man griff zu einem Ersatz, indem man entweder mehrere Platten aus Sandstein, Tuffstein, Kalkstein oder erratischem Material zu einem Sarkophag zusammensetzte („Kistengräber") oder dann die Längsränder mit Mauern versah, die schmalen Ränder mit Steinplatten abschloß und so gemauerte Sarkophaggräber konstruierte („Mauergräber").

Wo römische Bauten oder Ruinen in der Nähe waren, wie z. B. auf dem Hohberg, wurden auch Leistenziegel, die sich ja zu diesem Zwecke besonders gut eigneten, verwendet, sei es als Bodenbelag oder

[1]) In unserm Lande sind wir nicht so glücklich, wie im württembergischen Oberflacht, wo ganz erhaltene Holzsärge mit Schnitzdekorationen blosgelegt wurden, vgl. V. 17, Abb. 1, und Taf. 2, 1—4. — Auch in Leihgestern in Hessen wurde ein gut erhaltener hölzerner Sarg mit schräg aufgestellten Planken, dabei ein gedrehter Lichtstock, ein Schuhleisten, eine Schüssel und ein Webeschwert aus Holz gefunden. Röm. Germ. Korr.-Bl. 4 (1911), 54 ff.

zu einer Seitenwand, gelegentlich auch, dachartig schräg gegeneinander aufgesetzt, als Deckel. Der Boden ist sonst meist nicht unterlegt, sondern wird durch die ausgeebnete Kiesfläche gebildet. Abgedeckt waren dagegen sicher alle Kistengräber nach oben. In unserm Jura kommen besonders häufig Deckel vor, die mit schweren, unregelmäßig behauenen Deckplatten aus erratischem Material gebildet waren; zu dreien oder vieren werden sie schuppenartig auf die Seitenwände aufgelegt, so zwar, daß sie über diese seitlich ziemlich weit hinausragen (Lommiswil, Selzach (Abb. 1), im Schwarzbubenland, z. B. Nuglar). Diese Anlagen, die normal bei etwa 2 m Länge 50—60 cm breit sind, haben meist eine annähernd rechteckige Form. Es kommt aber auch schon vor, daß die Kopfseite breiter ist, als die Fußseite, so daß eine Trapezform entsteht. Es ist endlich etwa über diesen Pseudosarkophaggräbern eine Art *Grabhügel* erkennbar, z. B. auf dem Hohberg und besonders deutlich bei Rheinfelden. Dieser mag zur äußern Kenntlichmachung angebracht worden oder auf natürliche Weise, zufolge der Überdeckung, entstanden sein[1]). Alamannische Nachbestattungen in Grabhügeln früherer Perioden sind ebenfalls nicht selten, kommen dagegen in unserm Lande nicht vor[2]).

Da diese Gräberform von sog. Pseudosarkophagen meist beigabenlose Skelette enthielt, ist die *Datierung* schwierig[3]). Viele mögen noch aus der spätrömischen Zeit stammen, wo diese Grabsitte bereits, vielleicht unter dem Einfluß des Christentums, aufgekommen war. Besonders waren es die enger sich ans Römische anlehnenden Burgunder, die solche Kistengräber antrafen und diese entweder mit Nachbestattungen versahen oder die Anlage nachahmten, z. B. bei den Grenchner Gräbern. Wenn in der späteren Zeit, als das auf die Germanen übertragene Christentum seinen Einfluß auszuüben begann, wieder beigabenlose Kistengräber auftauchen, so befinden sich diese bereits in der Nähe von Kirchen und Kapellen. Die Gräber von Grenchen, von Selzach-Kapf, von Lommiswil dürften also in der spätrömischen und frühalamannischen Zeit, also im Wesentlichen im 5. Jahrh. angelegt worden sein.

Oft werden, namentlich da, wo sich Molassebänke befinden, die Gräber in diese weiche Masse eingeschnitten und dann mit Platten

[1]) 17. JB. SGU., 1925, 110 f. — Wie leicht ein „Grabhügel" aus einer Überdeckung entstehen konnte, ist aus einem Grab in Ollon zu erkennen, wo sie gewölbeartig angelegt war, 9. JB. SGU., 1916, 110, Abb. 7.

[2]) V. 14.

[3]) Über die Datierung beigabenloser Gräber hat Tatarinoff in der Durrer'schen Festschrift („Aus Geschichte und Kunst. 32 Aufsätze, Robert Durrer zur Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres dargeboten." Stans 1928, 21 ff.) eine methodisch-kritische Untersuchung veröffentlicht.

überdeckt („Felsgräber"), wie das z. B. wieder jüngst auf dem Kirchhubel von Lyß gesehen wurde. Bei uns fehlt bis jetzt die Kenntnis einer solchen Gräberanlage noch.

Die Vorliebe der Alamannen und Burgunder für Anlage von Gräbern innert Mauerwerk ist auch daraus ersichtlich, daß sie bereits vorhandene römische Kanäle und Villenbauten benützten, um ihre Toten zwischen römischem Mauerwerk würdig zu bestatten (z. B. bei uns in Lostorf).

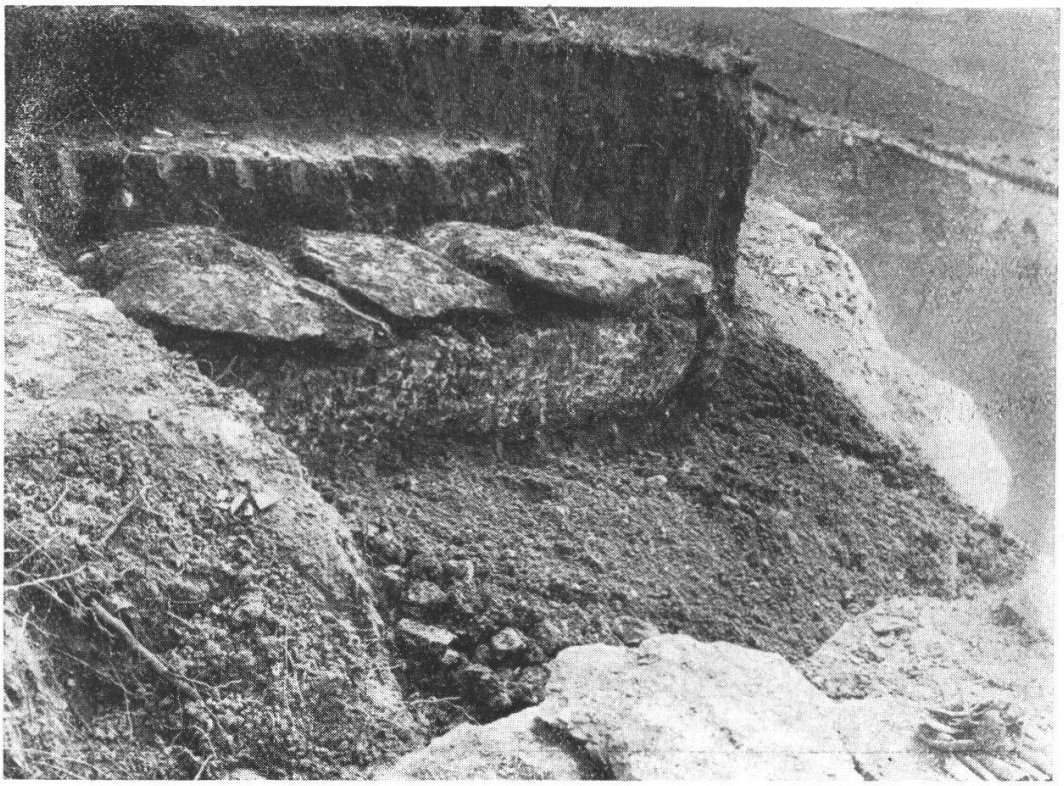


Abb. 1. Selzach, Kapf. Plattengrab.

Endlich treffen wir sehr häufig einen Ersatz für die Kiste. Das Grab wird mit losen Feldsteinen, Kieseln, enger oder weiter, umgeben und damit die Illusion einer Sarkophagbestattung geschaffen.

Eigentliche Grabkammern aus Holz, wie sie beim Bernerring in Basel nachgewiesen werden konnten und auch in Württemberg vorkommen, findet man bei uns nicht: es muß sich bei diesen Anlagen wohl um Fürsten- oder Häuptlingsgräber handeln[1]).

Der Tote wurde nicht sang- und klanglos begraben, sondern die Beerdigungen erfolgten begleitet von *rituellen Handlungen*. Dabei hat sicher das Feuer eine Rolle gespielt. Nicht nur findet man in den Gräbern

[1]) V. 12.

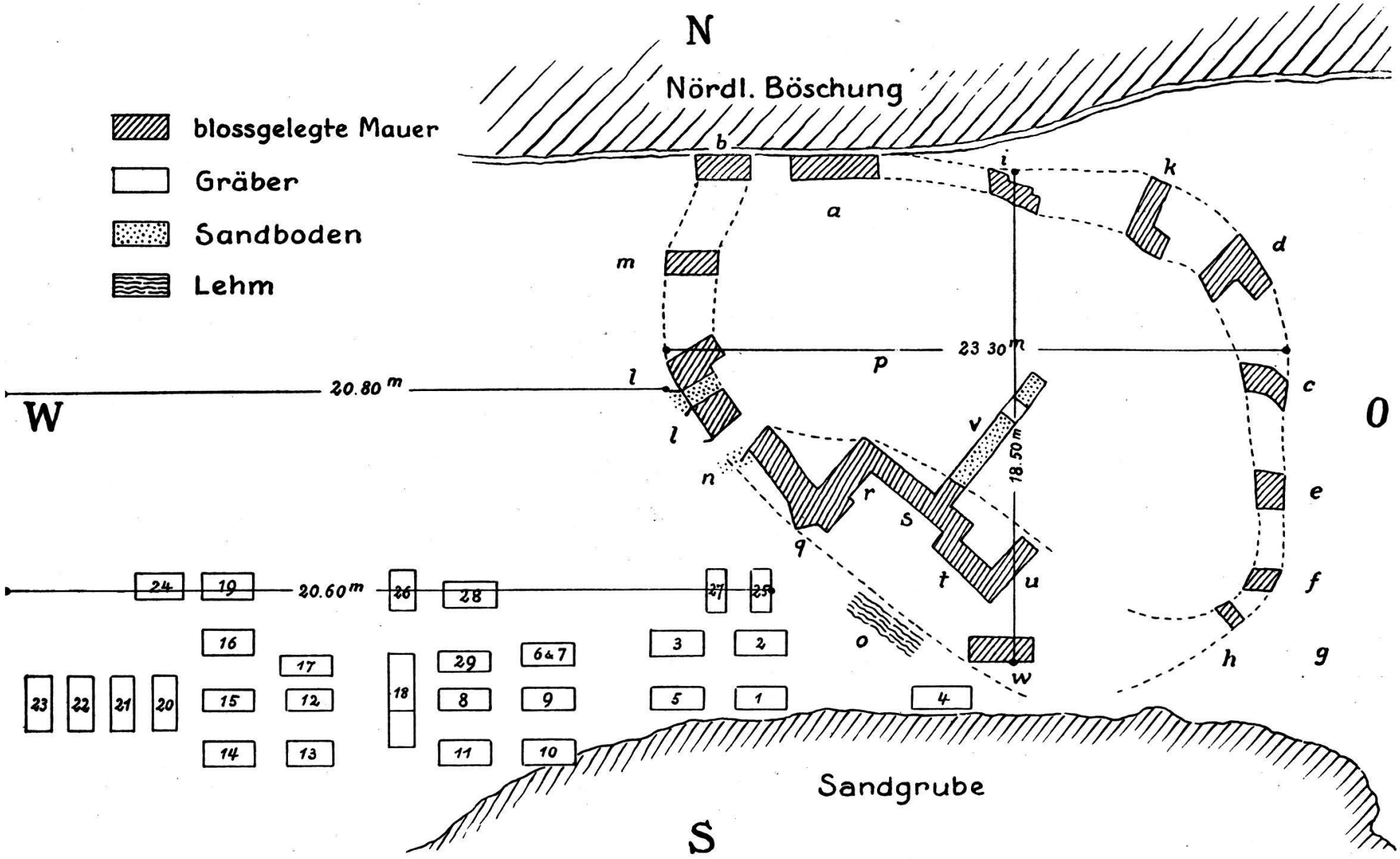


Abb. 2. Oberdorf-Bühl. Lageplan des Gräberfeldes nebst Baute.

selbst Häuflein von Kohle und Asche, sondern in der Nähe der Friedhöfe auch Feuerstellen, die offensichtlich auf eine lange Benützungszeit hinweisen. Wenn man bedenkt, daß bei den Alamannen der Übergang von der Leichenverbrennung zur Körperbestattung sich erst auf süddeutschem Boden vollzogen hat, so ist uns ohne weiteres erklärlich, daß Erinnerungen an diesen Ritus zurückblieben und die ehemalige Feuerbestattung im Symbol noch weiter fortdauerte, wenigstens so lange heidnische Vorstellungen lebendig waren[1]). Bei uns im Solothurnischen haben wir diese Erscheinung in Oberbuchsiten, wo man in der Nähe des Friedhofs vom Bühl eine rechteckige Feuergrube fand; nachgewiesen ist sie auch bei Gelterkinden-Eifeld und bei Großwangen (Luzern).

Eine weitere Beobachtung im Zusammenhang mit den Nekropolen sind mehr oder weniger primitive *Bauanlagen*, die sich in der Nähe befinden. So wurde beim Bühl in Oberdorf am Rande des Friedhofs ein aus rohen Kalkblöcken eingefaßter Raum von ganz unregelmäßigem Grundriß erkannt, in dem freilich Funde vollständig fehlten (Abb. 2). Das kann nun doch wohl nichts anderes sein, als eine Art Abdankungsraum, bei dem freilich nicht zu unterscheiden ist, ob es ein Zeremonialgebäude für heidnischen oder primitiven christlichen Ritus war. Im ersten Falle können wir uns natürlich kaum vorstellen, was für Riten sich da abgespielt haben. Auffallend dagegen ist, daß der Flurname „Käppeli" und dessen Verbindungen, „Käppelisrain", „Käppelisreben" etc. sehr oft an einer Stelle hangen geblieben ist, wo niemand etwas von einer christlichen Kapelle weiß, wo sich aber ein Gräberfeld befindet. Daher ist die Annahme gerechtfertigt, die frühen Alamannen oder Burgunder hätten doch eine Art Ritualgebäude, Totenkapellen, „Heidenkirchen", „Betbure"[2]) gekannt, denen sie den gleichen Namen gaben, wie den christlichen Kapellen. Wenn wir auch bis jetzt in unserm Kanton noch nicht nachweisen können, daß ein Flurname „Käppeli" mit einem frühgermanischen Gräberfeld zusammenhängt, so haben wir dafür im alamannischen Gebiet bei Kulmerau[3]) und Jonen[4]), sowie im burgundischen bei Kallnach[5]), bei Sigriswil[6]) und bei La Praz, Orbe[7]), wo sich in römischen Ruinen ein burgundisches Gräberfeld befindet, genügende Bei-

[1]) V. 7. Ulm-Kienlesberg hatte 19 Brandgräber aus alamannischer Frühzeit. V. 342.
[2]) F. Keller in AA. 1861, 36.
[3]) AA. 1885, 195.
[4]) AA. 1906, 80. — 17. JB. SGU., 1925, 109.
[5]) AA. 1879, 910 f.
[6]) Jahresber. Hist. Mus. Bern 1920, 9.
[7]) Viollier, Carte arch. Vaud, 287, Flur „Chapelle".

spiele dafür. Auch in Württemberg erscheinen Verbindungen mit „Käppeli" überaus häufig in der Nähe alamannischer Totenfelder.

In Hinsicht auf die *Ausdehnung der Nekropolen* ergeben sich größere Schwierigkeiten. Hätten wir wirklich *vollständig* untersuchte Reihengräberfelder, so hätte man zwei wissenschaftliche Hülfsmittel in der Hand: man könnte feststellen, wie lange sie im Gebrauche waren, und es ließen sich Rückschlüsse auf die Größe der betreffenden Siedelung ziehen. Mit Vorsicht natürlich. Denn einerseits kann ein Gräberfeld bei kleiner Bevölkerungszahl lange benützt worden sein, bei großer dagegen nur kurze Zeit; der Effekt ist, rein zahlenmäßig gesprochen, der gleiche. Es gibt große und kleinere Gräberfelder; wie lange sie aber im Gebrauche standen, ist bei der dermalen noch herrschenden Unmöglichkeit, die Chronologie genau zu fixieren, nicht zu erkennen. Oberbuchsiten, das bei uns am genauesten erforscht wurde, soll nach Heierli[1]) zirka 150 Gräber aufgewiesen haben, unseres Erachtens viel zu wenig. Da der Gräberinhalt, einige Besonderheiten spätrömischer Provenienz ausgenommen, einen ziemlich einheitlichen Charakter in Stil und Sitte aufweist, ist relativ kurzdauernde Besiedelung, vielleicht nur ein Jahrhundert, zirka 600/700, wahrscheinlich; die Siedelung muß also relativ groß gewesen sein, während z. B. Bülach mit seinen ebenfalls zirka 300 Gräbern, aber mit einer viel längeren Besetzungsdauer (5.—8. Jahrh.) einer kleineren Siedelung angehören muß. Irreführend ist auch, daß in einer und derselben politischen Gemeinde mehrere kleinere Gräberfelder, also Sippenfriedhöfe, zu gleicher Zeit benützt wurden, wenigstens teilweise. Die Gegend von Oberdorf z. B. mit ihren drei bekannten Sippenfriedhöfen kann also mindestens zeitweise ebenso volkreich gewesen sein, wie Oberbuchsiten. Nach den uns bekannten Erscheinungen läßt sich also über die Dichte der alamannischen oder burgundischen Besiedelung bei uns aus den Gräberfeldern kein bündiger Schluß ziehen. Nur mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich sagen, daß unsere heutigen Dorfbilder damals schon bestanden, daß einige verhältnismäßig dichter, die anderen dünner bevölkert waren, als heute. Grenchen, Oberbuchsiten, Önsingen waren jedenfalls schon im 7. Jahrhundert ansehnliche Dörfer und ebenso läßt sich aus den auffallend zahlreichen Gräbern, die je und je in unserm nördlichen Kantonsteil, z. B. in Nuglar oder Nunningen

[1]) H. sub „Oberbuchsiten". H. sagt, es seien von 150 Gräbern deren 146 mit Inhalt in LM. ausgestellt; ein derartiges Verhältnis zwischen Gräbern mit Inhalt und beigabenlosen Gräbern ist ganz unmöglich. Ich schätze die Gesamtzahl auf mindestens 300. Übrigens ist das Gräberfeld noch keineswegs erschöpft. 6. JB. SGU. (1932), 210 f. — Jahrb. f. sol. Gesch. 6, 210 f.

zutage traten, auf eine (immer verhältnismäßig gesprochen) dichtere Besiedelung in unserm Jura schließen, als sie heute ist. Leider ist also, summarisch gesprochen, das uns heute zur Verfügung stehende Material nicht in der Lage, uns über eine Frage Aufschluß zu geben, deren Lösung man doch so dringend wünschen möchte.

Endlich bleibt noch etwas über die *Abgrenzung der Gräberfelder* zu sagen. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß die Friedhöfe als solche vom übrigen Flurgelände in irgend einer Weise abgegrenzt waren, wie das auch noch heutzutage der Fall ist. Da bei uns noch kein einziger Friedhof bis zu seinen äußersten Rändern genau untersucht ist, läßt sich nicht sagen, wie diese Einfriedigung aussah. Steinmauern, wie das heute gebräuchlich ist, gab es wohl keine. Wahrscheinlicher ist ein Lattenhag oder ein Wall mit Graben. Vielleicht genügte auch ein bloßer Weg. Andeutungen einer Umfriedigung wenigstens einiger Familiengrabgruppen z. B. durch einen Graben fand man in Holzgerlingen, aber auch in Basel beim Bernerring. Ähnliche Erscheinungen wurden im übrigen germanischen Kulturgebiet erkannt[1]).

Können wir schon aus den archäologischen Beständen und aus dem Vorkommen des Ortsnamens „Käppeli" durchaus nicht auf *Heidentum* oder *Christentum* schließen, so können wir es ebensowenig aus den übrigen *Flurnamen* erkennen. Wir erwähnen aus der großen Menge von Namen, die sich an frühgermanische Gräberfelder knüpfen, die Stämme „Bühl", „Biel" u. dgl. in Oberbuchsiten und Oberdorf, „Leibern", „Lebern" (das gleiche bedeutend) in Olten und Kienberg, Zusammensetzungen mit „Siechen", „Kaiben", „Heiden", „Toten", „Blut", „Krieg", „Scharten", „Kampf", „Hebsack" etc., oder im burgundischen Gebiet „Champ de la Croix", „Tombay" und seine Varianten, „Martheray", „Charny", „Payens", Namen, die sich meist von selbst erklären und nur allgemein beweisen, daß ein Totenfeld sehr geeignet zu einer volkstümlichen Lokalbezeichnung wurde. Die namengebende Volksgemeinschaft sah in diesen Totenfeldern Gräber ihrer Kranken (Siechen, Kaiben), oder sie erinnerte sich an das Ritualgebäude (Kapelle, Kirche), oder sie dachte an die zahlreichen Waffen (Kampf, Blut, Streit, Krieg) oder — in Erinnerung an die Christenverfolgungen — die Leiber der Gemarterten (Martherey)[2]).

---

[1]) V. 11. 12. — Es ist in Betracht zu ziehen, daß wir solche Gräben in unserm steinigen Juragebiete nicht so deutlich erkennen können, wie im hellen Löß, wo Verfärbungen noch lange kenntlich bleiben.

[2]) Aus dem Württembergischen stellen wir noch folgende Flurnamen zusammen: „Schelmengasse", Essingen, V. 162; „auf der Kappel", Bopfingen, V. 181; „Kirch-

Systematik der Funde.

In erster Linie und fast ausschließlich sind es also die eben charakterisierten Totenfelder, die uns die Funde liefern, zu deren systematischer Klassierung und Beschreibung wir nun übergehen. Es sind bei weitem nicht alle Gräber mit Beigaben, also mit archäologischen Funden, versehen. Man ist im allgemeinen geneigt, Friedhöfe, die arm an Beigaben sind und viele beigabenlose Gräber enthalten, als Symptom für eine in ärmlichen sozialen Verhältnissen lebende Bevölkerung anzusehen. Diese Diagnose ist mit großer Vorsicht zu stellen. Wo wirklich ein Gräberfeld *vollständig* untersucht wurde, und wo wirklich außer beigabenlosen Gräbern viele nur einen ärmlichen Inhalt aufweisen, ist sie unzweifelhaft berechtigt. Wo, wie z. B. in Oberbuchsiten, in Bülach, in Elisried sehr reiche, auch mit Goldschmuck versehene Gräber vorkommen, daneben aber viele beigabenlose und mit ärmlichem Inventar ausgestattete, läßt sich erkennen, daß es auf jeden Fall eine ständische Gliederung gab, daß unter dem Schutze, aber auch unter der Herrschaft weniger reicher Familien, die sich auch noch nach dem Tode auszeichnen wollten, eine Anzahl von mehr oder minder Hörigen lebte, die durchaus nicht Not zu leiden brauchten und denen doch nicht schicklich war, prunkvolle Beigaben mitzunehmen. Wo, wie in Oberdorf-Bühl, fast alle Gräber Beigaben enthielten, die einen gewissen Durchschnitt im Werte des Inventars ergaben, ist der Schluß auf wirtschaftlich demokratisches Wesen, d. h. eine gewisse Gleichmäßigkeit der politischen und wirtschaftlichen Lage gerechtfertigt. Aber es darf doch andererseits darauf hingewiesen werden, daß es zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten gewisse Moden und Sitten gab, und daß ganz gut eine relativ ärmliche Bevölkerung darauf hielt, im Tode alles mögliche mitnehmen zu dürfen, während an einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit eine reichere Bevölkerung lieber Waffen und Schmuck ihren Erben überließ, als sie auf Nimmerwiedersehen in die Erde zu versenken oder gar noch als Beute von Grabräubern zu konservieren. Es kommt bei der Beurteilung dieser Zusammenhänge auch

garten", Zell, V. 184; „Siechenweingartsweg", Bietigheim, V. 184; „Leeren" = „Lebern", Kirchheim, V. 186; „Auf dem Feger", Sindelfingen, V. 205; „Franzosenäcker", Kleinaspach, V. 229; „Heidenbuckel", Derdingen, V. 230; „Kappeläcker", Erlenbach, V. 232 (bezeichnenderweise auch „Römerhügel" genannt); „Laiber"=„Lebern", Schopfloch, V. 253; „Kriegswiese", Binsdorf, V. 292; „Kalköfele" (Brandstätte), Munderkingen, V. 316; „Totenweg", Ötlingen, V. 329; „Schwertlesgärten", Unterlenningen, V. 330; „Gräberfurt", Altheim, V. 335; „Seelenwald", Kanzach, V. 336; „Schinder-Heckäcker", Oberstotzingen, V. 341.

noch auf die Frage an: Sind die Gräber sorgfältig, z. B. in Sarkophagen oder Grabkammern aus Holz angelegt und haben sie trotzdem wenig oder gar keine Beigaben? Oder sind die Toten nur flüchtig, ganz oberflächlich in freier Erde gebettet, ja manchmal geradezu verscharrt, und strotzen gleichwohl von Beigaben? Wer möchte sich vermessen, in einem solchen Falle das erstgenannte Vorkommen einer armen, das letztere einer reichen Bevölkerung zuzuschreiben? Ein ferneres Moment, das zu denken gibt, ist auch eine psychologisch zu wertende Erscheinung. Es ist schon öfter aufgefallen, daß besonders die Jugendlichen reicher ausgestattet wurden, als die Alten. Muß man da nicht denken, daß es von der Liebe und Achtung der Eltern und Verwandten abhing, ob sie dem Toten mehr oder weniger Schmuck beigaben? Ein liebes Kind, etwa ein eben mannbar gewordenes, heiratsfähiges Mädchen, eine Frau, die ihrem Manne im Leben alles war, wurde sicher nach dem Tode noch bevorzugt, auch wenn man das letzte Schmuckstück hergeben mußte. Und andererseits ist ebenso sicher, daß ein Mann, der sich durch seine persönlichen Eigenschaften nichts weniger als beliebt gemacht hatte, der ein Feigling, ein Schädling an seiner Familie oder an seinem Volke gewesen war, auch noch im Tode dafür büßen mußte, indem man ihn beigabenlos bestattete, obschon seine Vermögensverhältnisse erlaubt hätten, ihm kostbares Inventar beizugeben. Wer vermag darüber eine Entscheidung zu treffen?

Alle diese Erwägungen hindern nicht, zu konstatieren, daß es überall Standesunterschiede gab, soziale Gliederungen in „Herren" und „Knechte", was einerseits durch die bevorzugte Lage im Friedhof, andererseits durch reichere Beigaben dokumentiert wird.

Wo befinden sich nun die „Beigaben" eines Grabes? Alles, was zur regelrechten Kleidung und Bewaffnung gehört, liegt in der Regel auch beim Toten genau an Ort und Stelle, wo er es in seinem Leben getragen hat. Bei Mann und Frau findet man den Gürtel mit seinem Schnallenwerk meistens auf dem Leib, Schnalle und Gegenplatte gewöhnlich auf dem Becken, die zum Lederriemen gehörige Rückplatte darunter. Die Halskettenperlen, Ohrringe, Armringe liegen da, wo sie hingehören. Aus der oft wechselnden Lage der Kleiderhafte (Fibel) und deren Zahl läßt sich erkennen, wo diese einst ihren Zweck zu erfüllen hatte. Die oft reich verzierten Schuhschnallen finden sich natürlich nie anderswo als über den Füßen. Riemenzungen, die oft reich verzierten Enden der Riemen, haben ebenfalls ihren ursprünglichen Platz nicht verändert.

Etwas abweichend verhält es sich mit den Waffen, die wirklich oft nur beigegeben wurden. So liegen etwa Schwerter, Scramasaxe, Lanzen, Pfeile und Bogen rechts vom Toten, damit er sie gleich bei der Hand hatte, wenn er sie brauchte. Doch kommt es vor, daß das Schwert auch an der linken Seite liegt; dann hat man eben dem Toten das Wehrgehänge umgebunden, und es hängt dann noch da, wo er es in seinem Leben trug. Das Gleiche mag mit dem Scramasax, dem großen Messer, der Fall gewesen sein, wenn man es gelegentlich quer über den Oberschenkeln findet. Feuerstahl und Feuerstein liegen gewöhnlich da, wo sie am leichtesten behändigt werden konnten, in der Nähe der Hände.

Und ebenso verhält es sich mit den diversen Toiletten- und Gebrauchsgegenständen. Diese wurden gewöhnlich in einem richtigen Paket beigegeben, das an verschiedenen Stellen, beim Kopf, bei den Knien, auch bei den Füßen zum Vorschein kommt. Wenn dieser Kleininhalt in Taschen beigegeben wird, die einst der Lebende, jetzt der Tote am Gürtel hängend trug, dann befindet er sich — meist links — von den Knien, denn soweit reichte das Gürtelgehänge hinunter. Kämme liegen meist beim Kopf oder bei einer Hand, aber das ist keine Regel ohne Ausnahme.

Ohne festen Standort sind natürlich die Beigaben an Essen und Trinken. Wird ein Tongeschirr dazu verwendet — was bei uns zu den äußersten Seltenheiten gehört —, so kann es beim Kopf oder beim Fuß oder auch neben dem Körper stehen. Das Gleiche ist natürlich der Fall, wenn das Essen in einem Holznapf oder einfach in ein Tuch eingewickelt mitgegeben wurde. Störungen in diesen Regeln kommen vor, wenn frühere oder spätere natürliche Vorgänge, wie der Baumwuchs mit seinem Wurzeltrieb, die Arbeit der Wühlmäuse, das eindringende Wasser, oder dann Nachbestattungen oder gar Grabraub stattgefunden haben. In diesem Falle wurden die ursprünglichen Lagerungsverhältnisse verschoben, Vorgänge, die von einem erfahrenen Forscher gleich erkannt und in Rechnung gestellt werden können.

Es geht daraus methodologisch hervor, daß *der Erforscher von Gräberfeldern genau darauf zu achten hat, wo die einzelnen Gegenstände liegen.* Er darf keines davon herausnehmen, bis das ganze Skelett sorgfältig abgedeckt und freigelegt ist, denn oft erklärt ein Gegenstand den anderen. Findet man z. B. neben dem Kopf eine Lanzenspitze und neben dem Fuß eine Zwinge, so kann man nicht nur erkennen, daß wir einen Speer vor uns haben, sondern man kann auch leicht vermessen, wie lang er war. Läßt man — was jeweilen sehr minutiöse Beobachtungen

erheischt — den oft aus mehreren hundert Perlen bestehenden Halsschmuck noch liegen, so kann man erkennen, wie die Perlen angeordnet waren, wo ev. ein Anhänger war oder wie der in den seltensten Fällen erkannte Verschluß saß etc. Daraus, daß solche Perlen auch in der Gürtelgegend lagen, hat man erst erkannt, daß die alamannischen Frauen derartigen Schmuck nicht nur um den Hals, sondern auch um den Leib oder ev. um den Unterarm zu tragen pflegten. Wie oft sind schon durch Nichtbeachtung dieser doch selbstverständlichen Regeln Ohrringe, die oft einen recht ansehnlichen Durchmesser aufweisen, als Armringe, eine Gürtelplatte als Schildbestandteil, ein Schildbuckel als Helm erklärt worden? Alles Irrtümer, die bei Beobachtung strenger Ausgrabungsregeln sicher hätten vermieden werden können, in den Museen und in der Literatur aber noch immer verhängnisvoll fortwirken.

* * *

Versuchen wir nun anhand der uns zur Verfügung stehenden Funde eine Übersicht über die Eigentümlichkeiten zu geben, die den Alamannen und Burgundern auf unserm Boden anhaften oder wenigstens anhaften könnten. Wir gliedern zu diesem Zwecke unsern reichhaltigen Stoff in die Abschnitte über die *Kleidung*, die *Bewaffnung*, den *Schmuck* (wobei wir wohl unterscheiden zwischen dem Schmuck, der aus *praktischen* Rücksichten sich entwickelt hat und eigentlich noch zur Kleidung und zur Bewaffnung gehört, und dem *reinen* Schmuck), die *Werkzeuge*, die *Haus- und Küchengeräte*, die *Toilette*, die *medizinischen Instrumente* und endlich das Geld, die *Münzen*.

A. Die Kleidung.

Die Kleidung von Mann und Frau bestand natürlich aus vergänglichen Stoffen, Wolle, Leinwand, Leder, Pelz und hat sich deshalb nicht erhalten. Höchstens haben sich auf Metallgegenständen, Bronze und Eisen, Fetzen erhalten, die uns erlauben, auf die Art des Stoffes zu erkennen, aber nicht darauf, wie die Kleidung ausgesehen hat. Wir sind deshalb für die Lösung dieser Aufgabe in erster Linie auf schriftliche Quellen, insbesondere aber auf bildliche Darstellungen angewiesen, die wiederum den großen Nachteil haben, daß sie nicht die Gewänder des Alltags, sondern die von Standespersonen,von Geistlichen, hochgestellten Frauen wiedergeben. Dazu kommt noch, daß man teils zu frühe Bilder hat, wie die der Germanen auf der Trajanssäule, teils auf Rückschlüsse

aus späteren Werken angewiesen ist. Zeitgenössische Bilder von germanischem „Volk" des 5.—8. Jahrhs. liegen nicht vor. Jeder, der sich schon mit Kostümforschung beschäftigt hat, weiß, daß spätere Geschlechter die Tracht ihrer, nicht der früheren Zeit, darstellen. Besser sind wir bei den metallenen Akzidentien, Kleiderhaften, Zierknöpfen, Aufnähkreuzen, Gürtelschnallen etc. dran, da diese sich erhalten haben können. Da sie meist auch zum Schmuck dienen, verweisen wir auf den Abschnitt „Schmuck" und sehen uns nur die eigentlichen Kleider an.

Da Männer und Frauen Kleider aus gleichem Stoffe trugen, betrachten wir zunächst das *Rohmaterial.* Soweit größere Gewebereste vorliegen, wie z. B. aus Oberflacht, bietet *Schafwolle* den Rohstoff. Die Schafzucht war schon in den Anfängen germanischer Kultur weit verbreitet. Sie ist auch in den späteren Volksrechten fest beglaubigt[1]). Der „Alltagsmensch", Mann und Frau, kleidete sich also vornehmlich in Wolle. Diese Wolle wurde in einfacher Tuchbindung erstellt oder in Spitzmusterbindung oder mit einem auch sonst bei den Germanen beliebten Rautenmuster. Dazu kamen die Borten und Säume, die aus farbigem Wollstoff bestanden und reicher bemustert waren. Bei der Geschicklichkeit der Alamannen — von den Burgundern zu schweigen — in allen technischen Künsten verstanden sie sicher auch schon bessere Muster herzustellen[2]).

Außer der Wolle ist, für die Unterkleider und besonders für kostbarere Gewänder, die *Leinwand* verarbeitet worden. Flachsbau ist literarisch, das Vorhandensein von Leinwandunterkleidern archäologisch erwiesen. Dagegen werden Prunkgewänder, namentlich bei den hohen Prälaten, aus *Seide* erstellt, deren Gewebe aus der Fremde kamen. Als weitere Stoffe, die zu den Kleidern gehörten, finden wir *Lederbesatz* und namentlich auch Verbrämung durch *Pelze* feinerer und gröberer Herkunft.

Spinnerei, Weberei, Nähen, Häkeln, Sticken sind Tätigkeiten der *Frau* im Hause. Das Spinnen ist durch die zahlreichen Spinnwirtel bezeugt, die fast in keinem Gräberfeld fehlen. In Oberdorf war ein Teil einer Spindel erhalten. Wie ein Webstuhl ausgesehen hat, läßt sich einigermaßen rekonstruieren, indem man an die bekannten Webstühle

---

[1]) Nach Vopiscus, Vita Probi 14, 3, also im 3. Jahrh., werden Schafe erwähnt, welche die damals besiegten Alamannen dem Kaiser als Tribut liefern mußten. „Quibus d. h. den Alamannen, obsides imperavit, ..frumentum.. vaccas atque *oves*.." Riese, Rhein. Germanien (1892), 218.

[2]) Wir sind mit V. 21 rückhaltlos einverstanden, wenn er die Annahme, die besseren Muster, insbesondere die Rautenmusterstoffe, seien aus dem Süden importiert worden, mit aller Entschiedenheit zurückweist. Das schließt nicht aus, daß die Leute anderswo bessere Stoffe sahen, diese kauften und dann auch nachahmten.

früherer Zeiten anknüpft: in dieser Hinsicht war der Mensch äußerst konservativ[1]). In Oberflacht kamen verschiedene hölzerne, sogar dekorierte Webgeräte, darunter auch sog. Weberschiffchen, zum Vorschein[2]). Das Häkeln ist archäologisch durch das Vorhandensein von Häkelnadeln, das Nähen durch Nähnadeln und sogar durch Fingerhüte nachzuweisen[3]). Die Frauen besorgten auch das Färben der Stoffe.

1. Die Kleidung des Mannes.

Haar- und Barttracht des Mannes lassen sich wohl nicht auf eine einheitliche Norm zurückführen. Offenbar war sie sogar bei einem einzelnen Stamm individuell verschieden. Nach vorhandenen Bildwerken trug der Germane sein Haar wild und schürzte höchstens beim Allzulangwerden daraus einen Knoten, der auf einer Seite sichtbar ist[4]). Doch wurde sicher auch das allzulang werdende Haar mit Scheren geschnitten. Unter den merowingischen Königen wurde es bekanntlich Sitte, daß der gewöhnliche Freie und Sklave das Haar kurz trug, während es das Vorrecht der Großen, insbesondere der Könige, war, das Haar lang herabwallend zu tragen und es nur hinten herum um den Nacken zu stutzen. Daß Bärte getragen wurden, beweist ein alamannisches Grab in Lörrach, wo der rötlich blonde, lange Bart des Toten noch erhalten war[5]). Doch pflegte man sich auch zu rasieren, wie durch Funde von Rasiermessern bezeugt ist[6]). Lästige Haare klemmte man mit sog. Bartzangen weg[7]). Ob nicht besonders eitle Männer ihr Haar färbten, namentlich rot, oder mit Salben aller Art behandelten, mag dahingestellt sein. Auf alle Fälle wurde von den Männern der Haar- und Barttracht größere Pflege gewidmet, als wir sonst den „Barbaren" zutrauen; sonst würden wir nicht so viele Kämme auch in Männergräbern finden.

Im allgemeinen dürfen wir *Barhäuptigkeit* annehmen. Im Winter aber, auf der Jagd und im Kriege, wurden Kappen aus Stoff oder Leder

---

[1]) L. 415. — Aus einer Verordnung Karls des Großen lernen wir die Frauenarbeit auf dem Gebiete der Textilkunst kennen, L. 412.

[2]) V. 19 ff.

[3]) Revue savoisienne 1898, 260 und 274. — B. 184. — BF. 1, 225.

[4]) AuhV. 5, Taf. 16, 200 A. — Schumacher, Siedelungs- und Kulturgesch. der Rheinlande 2 (1923), 287, Abb. 71.

[5]) Badische Fundberichte 2, 26 ff. — 19. JB. SGU. 1927, 119.

[6]) V. 87.

[7]) L. 322. Abb. 257—259. — V. 63. — Es darf doch wohl begründeter Zweifel gehegt werden, ob diese sog. Bartklammern wirklich zum Ausreißen von Barthaaren gedient haben. Es könnten auch einfache Pincetten zu anderem Gebrauch sein. — Vgl. unten S. 133.

getragen. Der eigentliche Hut, als späteres Symbol der Gerichtsgewalt, wurde höchstens von höheren Amtspersonen getragen[1]).

Als *Unterkleid* erscheint zunächst ein kurzes ärmelloses Hemd, darüber der ebenfalls kurze *Leibrock*, eng anschließend, ersteres eher aus Leinwand, letzterer aus Wolle oder — zur Winterszeit und bei höher stehenden Personen, — mit Pelz verbrämt oder als ganzer Pelz behandelt. Daß sich also die Germanen noch in Felle gekleidet hätten, ist zurückzuweisen. Wenn noch ein *Mantel* benötigt wurde, so bestand er aus einem rechteckigen Stoffstück, der als Überwurf getragen wurde; eine Fibel oder eine Brosche diente zum Zusammenhalten auf Schulter oder auf der Brust. Charakteristisch ist die kurze, offene, nur bis zu den Knien gehende *Hose*, oder eine lange, die bis zu den Knöcheln hinunter reichte und mehr oder weniger eng anlag. Ein fast immer nachweisbarer *Gürtel*, der, wie wir unten sehen werden, zu reicher Verzierung Anlaß gab, umfaßte über der Hüfte Leibrock und Hose. Hosenträger kannte also der Germane auf keinen Fall. Einen weiteren Halt erhielt die Hose durch *Wadenbinden*, die vom Schuh aus kreuzweise gewickelt wurden und mit diesem zusammenhingen. Während der Römer *Schuhe* mit Sohlen aus einem anderen Stück Leder und sogar genagelte Schuhe kannte, sind die germanischen Schuhe aus einem Stück Leder geschnitten, eigentliche, oft durchbrochene, im Stile der Zeit dekorierte Sandalen, die bei eitleren Personen durch zierliche Schnallen mit Riemenzungen zusammengenestelt wurden[2]). Wenn schon unsere gewöhnlichen Leute diesem Bekleidungsstück eine so große Pflege widmeten, so darf man daraus erschließen, daß auch die übrige Kleidung, so große Unterschiede sie aufweisen mochte, nicht vernachlässigt wurde. Die landläufige Vorstellung, unsere Altvordern fast nackt und verwahrlost herumgehen zu lassen, ist somit ebenfalls entschieden abzuweisen.

2. Die Kleidung der Frau.

Die Frauen trugen ihr *Haar* meist lang herabwallend, flochten es aber auch in Zöpfen. Bubiköpfe gab es keine. Im Verhältnis zu denen z. B. aus der Bronzezeit kurze bronzene oder silberne *Haarnadeln* (S. 92)

---

[1]) Wie solche Hüte ausgesehen haben mochten, ist aus L. 323 f. ersichtlich. Über die altgermanische Männertracht s. auch Mützel, H., in Zeitschr. f. hist. Waffenkunde N. F. 2, (1926), 18. — B. 48. — 18. JB. SGU. 1927, 119.

[2]) L. 358. — V. 22 und Taf. 8. — In Zöblingen, Württemberg, wurde sogar ein hölzerner Schuhleisten gefunden, „mit allen Werkzeugen eines Schusters", V. 19, so daß die Annahme nicht fern steht, daß auch auf diesem Gebiete „Spezialisten" arbeiteten. — Der Unterschied mit dem römischen Schuh mit aufgenähter Sohle AuhV. 4, Taf. 37.

dienten zur Befestigung der Zöpfe oder auch nur zum Einstecken. Höher im Rang stehende Frauen pflegten ihr Haar mit Silber- oder Goldfäden zu durchziehen, um dessen Glanz zu erhöhen. Das Muster der römisch-helvetischen Damen führte ab und zu zur Nachahmung der römischen Mode. Offensichtlich hat die Frau zu diesem natürlichen Schmuck ebenfalls die höchste Sorgfalt verwendet. Als gelegentliche *Kopfbedeckung* diente ein Schleier oder ein Kopftuch, dessen Enden über die Schulter fielen. Bei den kleinen Leuten war auch die *Kleidung* der Frau ein leinenes *Hemd*, eine Art *Wams* und ein weiter, farbiger *Überwurf*. Hemd und Leibjacke konnten ärmellos sein oder nicht, auf alle Fälle waren sie enganliegend[1]).

B. Die Bewaffnung.

Die *Waffe* ist für den Germanen eine Art Heiligtum. Wer kriegsfähig ist, wer aber auch nur der Jagd obliegt, trägt seine Waffe bei sich. Er braucht sie auch noch nach seinem Ableben. Weil sie sein persönlichstes Eigentum ist, wird sie ihm auch ins Grab gegeben, so daß man den Satz aufstellen kann: *sobald einer* — es kommen lediglich Männer in Betracht, Frauen tragen nie Waffen — *im Leben eine Waffe getragen hat und nicht ehrlos geworden ist, bekommt er sie mit ins Grab.* So kommt es denn überaus häufig vor, daß eine Waffe die einzige Beigabe ist.

1. Die Ausrüstung von Roß und Reiter.

Sämtliche Germanenstämme hatten eine *Reiterei*, wenn das auch nicht ihre Hauptwaffe war. Germanische Reiter waren schon zur Zeit des Augustus in römischen Diensten (equites singulares[2])), aber auch die freien Germanen verfügten über berittene Truppen. Sämtliche Führer und Unterführer waren zu Pferd. Wir sind darüber nicht nur durch die hier kaum versagende literarische und epigraphische Überlieferung, sondern auch durch die archäologischen Funde durchaus aufgeklärt. Die sichersten Indizien für Reitergräber sind das Vorhandensein von Zaum und Sattelzeug (Trense), das Pferdeskelett beim Reitergrab und namentlich der Sporn.

[1]) L. 381 ff. — Man muß sich sehr davor hüten, etwa die berühmte „Thusnelda" der Loggia dei Lanzi in Florenz, die halbnackt dargestellt ist, als Muster heranzuziehen. Dagegen dürfte das im Fundament der römischen Stadtmauer von Mainz aufgefundene Steinrelief mit einer trauernden weiblichen Person zu beachten sein, die ein enganliegendes, den ganzen Körper bedeckendes Unterkleid mit Rautenmuster trägt und einen wallenden Schleier, der sich um die Hüfte schlingt, AuhV. 5, Taf. 16, 288 und Text 82 f.

[2]) Daremberg et Saglio, Dict. des antiq. grecques et romaines, 2, 789.

Zaum- und *Sattelzeug* sind in unserm Kanton direkt noch nicht nachgewiesen, wenn auch manches ungedeutete Stück Riemenschmuck zu einem solchen gehören könnte[1]).

Eine schöne, gut erhaltene Trense mit großen Ringen, vielleicht erst aus der karolingischen Zeit stammend, wurde bei Laupersdorf gefunden[2]) (Abb. 3).

Auch *Pferdebestattungen* neben Reitern sind in unserm Lande zwar selten, fehlen aber keineswegs. In unserer Nachbarschaft, zwischen Crémines und Gänsbrunnen, lag ein freilich vielleicht schon in die spätere karolingische Zeit fallendes Grab eines großen Mannes mit einem Sporn;

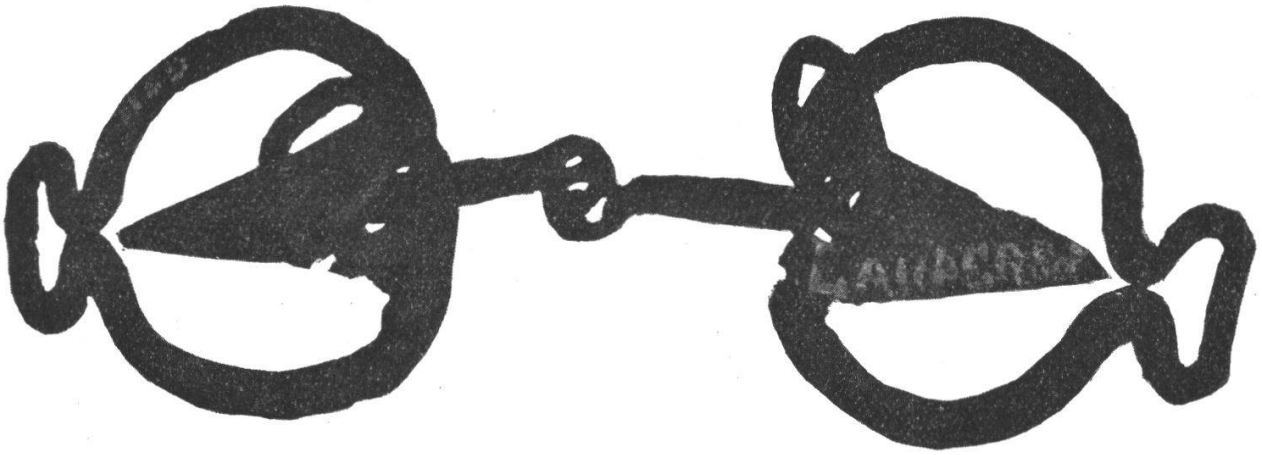


Abb. 3. Laupersdorf. Pferdetrense aus Eisen. 1 : 2. M. S.

daneben lag ein ganzes Pferdeskelett[3]). Freilich sind Reitergräber mit Pferdeskeletten genau zu unterscheiden von den bloßen Tierbestattungen, bei denen insbesondere gerne Pferde und Hunde als Lieblinge des Menschen neben den Reihengräbern beigesetzt wurden[4]).

---

[1]) Ein Unikum in dieser Beziehung ist die prächtige Zierscheibe von Seengen (Aargau) mit der Darstellung eines nach rechts reitenden Herrn, die einst eine Pferdebrust zierte, MAGZ. 18, Heft 3, Taf. 3, 1 und die Deutung durch Bosch in Aargauer Heimatgeschichte. 3. Beim deutschen Reich, 192 ff.

[2]) M. S. — Das Stück wurde 1862 beim Bau einer neuen Straße etwa 1 m unter dem Boden, mit vielen Hufeisen gefunden. J. Amiet an F. Keller vom 14. April 1862. Es ist leider nicht mehr festzustellen, wie die dortigen Fundverhältnisse lagen.

[3]) Bonstetten, Carte arch. Berne (1876), 13.

[4]) So z. B. in Ollon, wo ein Pferd neben einem Frauengrab lag, 9. JB. SGU., 1916, 110 f. — Friedhöfe mit Grabkammern aus Holz für ein Pferd sind insbesondere im fränkischen Kulturgebiet nachgewiesen, Germania 14 (1930), 173. — Einem Reiter von Leer in Westphalen wurden zwei Hunde und ein Pferd beigesellt. Röm.-Germ. Korr.-Bl. 8 (1915), 137. — Wenn, wie in Bruchsal, ein ganzes Pferd mit Trense in situ, aber ohne Hufeisen bestattet ist, so ist das ein schlagender Beweis dafür, daß die früheren Germanen das Hufeisen noch nicht kannten, Röm.-Germ. Korr.-Bl. 7 (1914), 54. — Tierfriedhöfe aus der Marnegegend sind schon aus der Latènezeit bekannt, Revue archéologique 1927, 137.

Befindet sich in einem Grab ein *Sporn*, dann ist es sicher ein Reitergrab. In den allermeisten Fällen liegt nur ein Sporn vor und zwar am linken Fuß, zum Antreiben für Rechtsgalopp. Erst in der karolingischen Zeit finden wir Sporen an beiden Fersen. Sie sind meist einfach: eine um die Ferse gebogene Schiene, in der ein Stachel aus Eisen steckt. An der Ferse befestigt wird der Sporn vermittelst Riemen, die durch die meist schmalen, rechteckigen Ösen gezogen wurden. Eine kleine Schnalle diente dazu, die Riemen anzuziehen. Wenn auch der Sporn gelegentlich aus Bronze erstellt wird, der Stachel ist immer aus Eisen. Oft ist dieser abgefallen, so daß der Zweck des Gegenstandes nicht erkannt wurde. Ein mit Nietrosetten verzierter bandartiger Sporn aus

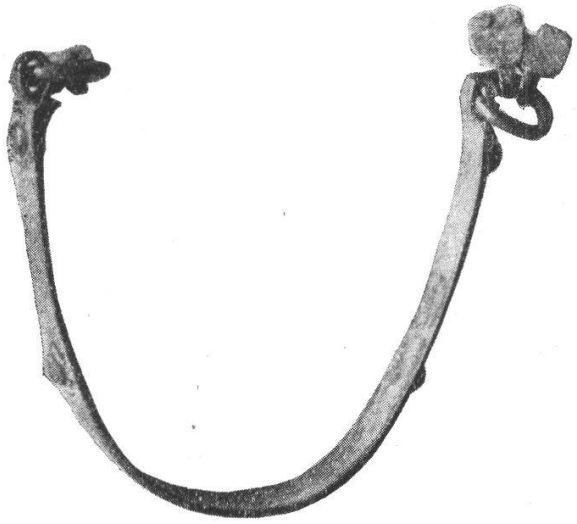


Abb. 4. Kienberg. Bronzener Sporn. 1 : 2. Hist. Mus. Bern.

Bronze mit Ringösen an den beiden Enden, in denen noch die feinen Riemenklammern steckten, liegt aus Kienberg vor[1]) (Abb. 4). In Oberbuchsiten fand sich inmitten einer ziemlich waffenreichen Bevölkerung ein einziger unscheinbarer Sporn mit sehr kurzer Spitze und schmalen Schlitzösen vor. Wie reich aber ein solches Reitergrab gelegentlich sein konnte, beweist der Fund von Hintschingen in Südbaden, wo in Grab 14 „ein vornehmer alamannischer Reitersmann" begraben war. Auf der Brust hatte er ein dünnes Goldblechkreuz aufgenäht, an einem Finger der rechten Hand hatte er einen goldenen Ring, beim Knie eine kleine Bronzefibel (wohl zum Befestigen der Wadenbinden), und sonst ein schönes Schwert mit tauschiertem Knauf und Parierplatte, einen Scramasax,

[1]) Bonstetten, Rec. ant. suisses, 2. Suppl. Taf. 11, 8. — Der Stachel, der offenbar doppelt angenietet war, ist abgefallen, bezw. weggerostet.

3 Speerspitzen, 2 Pfeilspitzen, einen Schild und einen silbertauschierten Sporn (mit Hakenkreuz auf einer Scheibe), eine tauschierte Trense, 24 kleine Zierstücke vom Gürtel und vom Wehrgehänge und eine Menge von anderen ornamentierten Gegenständen, die wohl auch für die Pferdeausrüstung bestimmt waren[1]).

Steigbügel, wie sie — selten zwar — in Württemberg vorkommen, fehlen in unserem Lande auch nicht[2]). Sie sind freilich nicht germanisches, sondern ungarisches Kulturgut und nehmen an Zahl immer mehr ab, je weiter gegen Westen man vorschreitet[3]).

Über die Rolle, die die Spatha, das zweischneidige Schwert, als Reiterwaffe spielt, ist unten S. 61 nachzulesen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sich aus der verhältnismäßigen Seltenheit von Reitergräbern in unserm Lande im Gegensatz zu den rechtsrheinischen Germanen und namentlich aus dem fast vollständigen Fehlen von typischen Fürstengräbern doch der Schluß ziehen läßt, daß die auf das linke Rheinufer übergetretenen Alamannen mehr demokratisch organisiert waren und daß, wie sich ja auch in Württemberg konstatieren läßt, die früheren Alamannen noch mehr dem Reiterdienst huldigten, als die späteren, die zur rein infanteristischen Taktik übergegangen waren[4]).

2. Die Ausrüstung des gewöhnlichen Kriegers zu Fuß.

a. Reine Fernwaffen.

α. Die Schleuder.

Als primitivste Fernwaffe dürfte die *Schleuder* bezeichnet werden, deren Vorhandensein freilich zumeist nur durch größere und kleinere, kugelige Schleudersteine, die sich auch — selten — in unsern Gräbern vorfinden, beglaubigt ist. Wie diese sicher sowohl zu Kriegs- wie zu Jagdzwecken dienende Waffe ausgesehen haben mag, ist nur aus den Bildwerken ersichtlich[5]). Eine allgemein gebräuchliche Waffe war sie nicht.

---

[1]) Röm.-Germ. Korr.-Bl. 9 (1916), 1 ff.

[2]) Vom Zihlkanal, B. 204, Abb. 163. Diese Form scheint in eine spätere Periode zu gehören.

[3]) V. 75. — Wie Sporen, Trensen und Steigbügel auch bei uns etwa aussahen, ist V. Taf. 64 B. bis 67 zu erkennen. — Die ältesten Formen der Steigbügel, ein starker Kupferdraht, umgebogen, Enden um einander geschlungen, AuhV. 4, Taf. 23. — Pferdezeug mit Tauschierung, l. c. Taf. 30.

[4]) V. 123 f.

[5]) L. 150, Abb. 45. — Es ist offenbar der fustibalus der römischen Literatur. Daremberg et Saglio l. c. 2, 1427.

β. Der Bogen und der Pfeil.

Eine allgemein verbreitete, sehr häufige Fernwaffe ist der *Bogen* mit dem *Pfeil*. Aus natürlichen Gründen werden bei uns meist nur die eisernen Pfeilspitzen gefunden, während die aus vergänglichem Material bestehenden Bogen und die Schäftungen der Pfeile verschwunden sind. Übrigens hat es den Anschein, daß der Bogen nicht immer beigegeben wurde und daß sogar bei den Pfeilen die Schäftung fehlte. Indessen ist es uns nach den Funden von Oberflacht möglich, uns auch Bogen und Schäftungen vorzustellen. Der Bogen bestand aus zähem Eibenholz, war in der Mitte verstärkt und sehr lang, bis zu 2 m. Die Enden waren leicht verdickt und mit einer Öse oder Kerbe versehen, um die Sehne hier festzuhalten. Die Unterseite ist flach, der Rücken dreieckig kantig[1]). Da wo der Bogen im Grabe durch leichte Verfärbung noch ersichtlich war, lag er meist parallel rechts beim Toten. Die Schäftung der Pfeilspitzen mag so zu denken sein, daß sie hinten gefiedert waren. Am hinteren Ende war eine U-förmige Zwinge angebracht, um das Zerfasern des hinteren Pfeilendes zu vermeiden und damit die Treffsicherheit zu erhalten. Daß jeweilen Bündel von Pfeilen mitgenommen und deshalb ein Köcher im Gebrauche war, ist nicht zweifelhaft.

Die Form der *Pfeilspitze* weist eine Unmenge von Varianten auf. Für die Anbringung der Spitze am Schaft kommen zwei Grundformen vor: die ältere, an vorrömische Muster anschließende, mit einem Dorn, die spätere mit einer Tülle. Die einfachste Form des Pfeils ist eine schlanke Spitze, die hinten leicht breiter wird oder dann einfach abgesetzt ist. Diese wird dann breiter, ist aber fast immer sehr flach, wie eine mehr oder weniger gestreckte Raute. Eine weitere Form ist die des Weiden- oder Lorbeerblattes mit oder ohne Mittelrippe. Die wohl in erster Linie als Kampfwaffe verwendete Spitze ist die mit langen und scharfen Widerhaken; wo diese sehr scharf ausgeprägt sind, ist die Tülle oft tordiert. Beiläufig wurden auch noch Feuersteinpfeilspitzen verwendet, sei es, daß man auf der Suche in Pfahlbautengegenden oder in unserm Juragelände solche aus neolithischer Zeit noch vorfand, sei es, daß man diese selber zurechtretouchierte. Wie dem auch sei, in der Formengebung dieser Art von Pfeilspitzen kam man auf keine neuen Ideen.

Auffallend ist, *daß man oft in einem Grabe Pfeilspitzen von verschiedensten Typen findet*. Daraus geht hervor, einmal, daß wir anhand der Formen keine sichere chronologische Typologie konstruieren können,

[1]) V. 20 und Taf. 6 B, 1—3. — L. 151 f.

und dann, daß offenbar zu verschiedenen Zwecken (Jagd von Groß- oder Kleintieren, Krieg gegen Menschen) auch verschiedene Pfeilarten beigegeben wurden, so daß der Tote im Jenseits eine Auswahl hatte.

Was für die Typologie und Chronologie der Pfeilspitzen gesagt ist, gilt auch für die Lanzenspitzen. Da wäre höchstens hier schon darauf hinzuweisen, daß die Exemplare mit geschlitzter Tülle älter sind, als die mit geschlossener[1]).

Daß die Pfeile wirklich zu *reinen* Tötungs- oder Verwundungszwecken dienten, ist daraus ersichtlich, daß sie keine Verzierung aufweisen, wie das bei den Lanzenspitzen der Fall ist.

Zahlreich sind auch in unserm Kanton diese Pfeilspitzen. Die mit scharfen Widerhaken und tordierter Tülle sind verhältnismäßig selten. In Oberbuchsiten, wo die Pfeile zahlreich sind, wurden sie nur in zwei Gräbern (98 und 118) gefunden. Ein Beispiel verschiedenster Typen in einem Grab bietet Gr. 118, wo eine einfache bolzenartige Spitze, kleinere und größere flach rautenförmige und eine mit scharfen Widerhaken, alle mit kurzer breiter Tülle, beieinander lagen[2]).

b. Fern- und Nahwaffen zugleich.

α. Der Speer und die Lanze.

Während der *Speer* im allgemeinen eher zum Nahkampf, die *Lanze* eher als Wurflanze gebraucht wurde, haben doch beide Arten zu beiden Zwecken gedient.

Eine ganz typische, ich möchte sagen rein germanische Waffe ist der sog. *Ango*, ein langschäftiger Speer mit schwerer Spitze, die in zwei enganliegende, aber messerscharfe Widerhaken endigt, eine Waffe, die offenbar dazu bestimmt war, besonders widerstandsfähige Schutzpanzer zu durchbohren. Sie ist freilich dem römischen Pilum nachgebildet[3]), aber hat eine eigenartige, spezifisch „germanische" Form. Ausgezeichnet ist diese Waffe durch eine lange, schmale Tülle, zu der noch der hölzerne Schaft zu rechnen ist, so daß die ganze Waffe eine Länge von über 2 m erreichte. Auf alle Fälle gehört sie einer früheren Periode der Bewaffnung an. Sie kommt überall, also auch sowohl bei den Alamannen, wie bei

---

[1]) V. 81.

[2]) Eine gute Typentafel findet sich bei V. Taf. 74 B. — L. 153 bildet auch mehrere Spitzen mit Dorn ab.

[3]) Insbesondere der Form Daremberg et Saglio, l. c. 4, 483, Abb. 5678.

den Burgundern vor, ist aber eher selten und in unserm Kanton noch nicht nachgewiesen[1]).

Dagegen ist der Speer, oder bei breiter werdendem Blatt, die Lanze, eine überall sehr häufig vorkommende Waffe (Abb. 5, 2), die auch der gewöhnliche Krieger trug und die in den Fundberichten oft mit einem sonst nicht üblichen Dolch verwechselt wird. Natürlich ist sowohl Speer wie Lanze geschäftet und zwar in Holz, so dass dieser Bestandteil verschwunden ist. Leider fehlen zumeist auch die bei den Kelten so häufigen eisernen Zwingen bei den germanischen Lanzen, so daß wir uns über die Länge der ganzen Waffe kein genaues Bild machen können. Im übrigen gilt von den Formen dieser Spitze und deren Chronologie das gleiche, was wir oben von den Pfeilspitzen gesagt haben: sie variiert außerordentlich. Die Tülle ist anfangs geschlitzt, später geschlossen. Sie ist in der Länge sehr verschieden. Es kommen Fälle vor, wo die Tülle kürzer ist als das Blatt, wo sie ungefähr die gleiche Länge erreicht und sogar wo die Länge der Tülle die der Spitze um ein vielfaches überschreitet. Der Querschnitt der Tülle ist meist ein Kreis, nicht selten aber ist er vielkantig. Die Befestigung am Schaft erfolgte zuerst durch einfaches Hineinschieben in die Tülle und durch Einhämmern, was dann besonders leicht war, wenn die Tülle geschlitzt war. Bald aber treten auch Nieten auf. In noch späterer Zeit werden diese größer, sie erscheinen als seitliche Knöpfe, die nachmals vergrößert und rückwärts umgebogen wurden, so daß dann daraus die gefährliche *Flügellanze* entstand, die böse Wunden zu reißen fähig war.

Was das Blatt betrifft, so haben wir zunächst eine einfache Spitze, gegen hinten breiter werdend, breitere und gestreckte, oft ganz flache Rautenformen, ferner Weidenblatt- oder Lorbeerblattformen, ebenfalls gestreckter und breiter, mit und ohne Mittelrippe. Sie unterscheiden sich übrigens kaum von den keltischen und römischen Lanzenspitzen, so daß diese Gegenstände nicht als chronologisches „Leitfossil" dienen können[2]).

Dagegen läßt sich sicher germanische Herkunft nachweisen, wo die Blätter *verziert* sind, sei es durch einfache Gravierung, sei es durch

[1]) L. 178 f. — Auch bei den württ. Alamannen ist der Ango eher selten und offenbar nur eine Herrenwaffe, V. 82. Taf. 74 A. 7. — In unserm Lande stammen Angonen aus dem Thurgau (17. JB. SGU., 1925, 109), Basel (Gotterbarmweg, Gr. 34, AA. 1930, 161 und Bernerring), Ins (7. JB. SGU., 1914, 114), Lavigny (B. 195). — Im ganzen germanischen Kulturgebiet waren 1909 nur etwa 40 Exemplare bekannt. Nach AuhV. 3, Heft 9, Taf. 5 und Text dazu, war der Ango eine fränkische, speziell ripuarische Waffe.

[2]) Man beachte z. B. die Formen, die Vouga, La Tène, Taf. 9—14 abbildet.

Tauschierung. In ersterem Falle ist charakteristisch, daß die eingravierten Zeichnungen den Konturen der Waffe, wie das beim Scramasax (S. 63) auch zu bemerken ist, nachgehen, so daß ein verkleinertes Bild der Waffe erscheint. Eine solche gravierte Lanze wurde in Olten gefunden[1]) (Abb. 6). In Oberbuchsiten herrscht die einfache flache Rautenform ohne Mittelgrat vor, was auf eine einheitliche Bezugsquelle, vielleicht beim Dorfschmied, schließen läßt.

Auch die Mannigfaltigkeit der Formen von Lanzenspitzen in einem und demselben Grab läßt auf verschiedene Verwendung der verschiedenen Formen zur Auswahl schließen[2]).

β. Die Streitaxt.

Obschon bei dieser „Waffe" von vornherein nicht zu entscheiden ist, ob sie zum Hausgebrauch oder zum Kampf gedient hat, gibt es doch eine Art von *Wurfaxt*, die zu keinem anderen Zwecke als dem Kriege gedient haben kann, die sog. Franziska. Sie unterscheidet sich dadurch von den gewöhnlichen Äxten, daß sie eine geschwungene Form aufweist und daß die Schneide im Verhältnis zum übrigen Teil lang und gewölbt ist. Das Schaftloch, meist ziemlich weit hinten sitzend, ist rechteckig im Querschnitt, seltener ist eine zwingenartige Fassung[3]). Wenn diese Waffe auch überall im germanischen Kulturgebiete vorkommt, so ist sie doch verhältnismäßig selten und kommt hauptsächlich nur in früheren Herrengräbern vor. So fehlt sie bezeichnenderweise in Oberbuchsiten vollständig (wie auch die übrigen Axtformen). In jener späten Zeit war sie eben nicht mehr gebräuchlich.

Eine weitere Form, die ebenfalls hauptsächlich als Streitaxt, wenn auch nicht mehr als Wurfaxt, angesehen werden kann, ist die sog. *Breitaxt* mit verstärkter Schaftöse und von symmetrischer Form[4]). Der Hieb erfolgt also in gleichmäßiger Stärke und wird durch die ziemlich

---

[1]) 18. JB. SGU., 1926, 118. Abb. 9. — Noch typischer den Konturen nachgehend das Stück von Sindelfingen, V. Taf. 71 B. 7. — Um die Typen der Speere und Lanzen zu würdigen, genügt ein Blick auf die Tafeln 71—73 bei V. Diese könnten alle auch bei uns gefunden worden sein. Auf einer solchen Waffe könnten auch Runeninschriften gefunden werden, ein Beweis für den Wert, den man ihnen beimaß. Vgl. V. 82 und Taf. O 8 a und b. — Über Runeninschriften auf Waffen s. Germania 18 (1934), 36 f.

[2]) S. oben S. 53 f. — Vgl. z. B. das „Fürstengrab" von Hintschingen, wo rauten- und lorbeerblattförmige Spitzen vorkamen, darunter eine auch mit Konturgravierung. Röm.-Germ. Korr.-Bl. 1916, 4, Abb. 6.

[3]) Typentafel V. 75. — AuhV. 1, Heft 2 Taf. 7. Ein Exemplar mit Zwingenfassung l. c. Nr. 3. — Der Name Franziska ist irreführend, denn es ist nicht nur eine fränkische, sondern eine allgemein germanische Waffe.

[4]) Typus V. Taf. 75 A Nr. 6.

Abb. 5. Oberbuchsiten. Gr. 65.
1. Spatha, 2. Lanzenspitze, 3. Scramasax. 1 : 4.
LM. Zürich.

Abb. 6. Olten. Lanzenspitze. 1 : 2. Hist. Mus. Olten.

starke Wölbung der Schneide verstärkt. Wohl als Streit- wie als Holzhaueräxte dürften die Exemplare gelten, bei der die Schäftung, sei das Schaftloch verstärkt oder nicht, und der Hals ungefähr in der gleichen Richtung liegen, wie der Rücken, so daß der Hieb verstärkt gegen unten wirkt[1]). Endlich finden wir aber auch mehrere Varianten von Formen, die bereits seit langem bekannt waren, die bei den Römern in Massen erstellt wurden und eigentlich auch noch heute noch so üblich sind: die eigentlichen Holzhaueräxte. Sog. Doppeläxte (Securis bipennis des Sidonius Apollinaris), oder eine Kombination, auf der einen Seite eine Längsaxt, auf der anderen Seite eine Breitaxt oder ein Hammer, mit Schaftloch in der Mitte oder mehr gegen den Hammer hin, kommen vor, hie und da in sehr eleganten Maßverhältnissen[2]). An der buchegg-bergisch-bernischen Grenze, bei Dießbach, wurden mehrere Breitäxte mit mittelständigem verstärktem Schaftloch gefunden, ebenso eine beim Aare-Emmenkanal zu Luterbach[3]). Daß diese Form von Äxten meist als Einzelfunde zutage traten, beweist, daß sie wirklich nicht Waffen, sondern hauptsächlich Werkzeuge waren[4]).

γ. Der Kolben, die Keule oder der Kampfstock.

Andere Waffen, die in Nähe und Ferne zugleich zu wirken bestimmt waren, wie *Kolben* und *Wurfkolben*, *Kampfstöcke* oder *Keulen*, die auch als Wurfkeulen dienen konnten, sind bei uns höchst selten nachzuweisen, da sie aus vergänglichem Material bestanden. Dagegen sind sie in der Literatur für sämtliche Germanenstämme hinlänglich bezeugt[5]). Diese mehr primitiven Waffen, offenbar nur Notbehelfsstücke, waren wohl schon in der karolingischen Zeit außer Gebrauch gekommen, bleiben aber etwa noch beim Gerichtsverfahren in Übung[6]).

---

[1]) Typen V. Taf. 75 A, Nr. 5, 8—10.

[2]) Basel-Kleinhüningen und Löhningen, Schaffhausen, vgl. Bonstetten, Rec. ant. suisses, 1. Suppl. Taf. 4, 5.

[3]) Ehemalige Sammlung Schmid in Dießbach, 11. JB. SGU., 1918, 84, jetzt Bern. — Beim Aare-Emmenkanal wurde außer einer Axt mit schräger Schneide eine Breitaxt gefunden, die eine mittelständige Schaftöse, die parallel der Schneide läuft, besitzt, als Widerstand dienende Flügel am Hals und eine gerade Schneide, die an einem Ende in eine Volute ausläuft. AA. 1894, 361 und Taf. 26, J und H. Über die Häufigkeit dieser Breitäxte B. 192 ff.

[4]) Eine wie außerordentliche Menge Formen von Äxten bekannt war, geht aus L. 189 ff. hervor. — BF. 1, 362 meint, die symmetrische Breitaxt mit verstärkter Schaftöse sei speziell bei den Burgundern bekannt gewesen. Sie ist aber, wie aus V. Taf. 75 A ersichtlich ist, überall gleichmäßig im germ. Kulturgebiete nachzuweisen.

[5]) Clava, die Wurfkeule, auch cateja oder teutona genannt. Cateja scheint eine Art Bumerang gewesen zu sein. — Fustis, der Kolben, baculus, der Kampfstock.

[6]) L. 184 ff.

c. *Die reinen Nahwaffen.*

a. Die Spatha.

Die *Spatha* besteht aus der zweischneidigen *Klinge* und dem *Griff*. Die Klinge verändert sich nicht sehr stark. In der älteren Zeit finden wir die flache, und — zeitlich nicht viel später — die Klinge mit einer Hohlkehle. Die Länge variiert normal zwischen etwa 0,70 und 1 m Länge[1]). Die Breite der Klinge ist normal zirka 5 cm. Die Ränder laufen parallel und biegen sich erst weit unten zu einer eher stumpfen Spitze zusammen. Sie ist meist unverziert. Prunkwaffen der früheren Zeit weisen gelegentlich Tauschierungen, der späteren Zeit Damastmuster auch auf der Klinge auf[2]). „Fabrikmarken", wie sie auf späteren Schwertern erscheinen, fehlen in unserer Zeit noch vollständig.

Der Griff, mit der Klinge aus einem Stück bestehend, fällt im allgemeinen durch seine Kürze auf, woraus zwar nicht hervorgeht, daß die Germanen kleine Hände gehabt hätten, wohl aber, daß sie diese fest in den Griff hineinzupressen pflegten. Die meist nur noch erhaltene Griffzunge war mit Holz, Horn, Bein oder ähnlichem vergänglichem Material umgeben, von dem sich nicht selten wenigstens Spuren erhalten haben. Der Griff war wohl nicht glatt, sondern zur Aufnahme der Finger gerippt. Der Querschnitt der Zunge ist rechteckig. Zunächst ist diese kurz, wird dann so lange wie der Griff, ein breiteres Ende schließt den Griff hinten ab, um sich in einem noch späteren Entwicklungsstadium in einen eigentlichen Knauf zu entwickeln, der meist dachartig das Schwert krönt, um schließlich zu dem Griffknopf des Hochmittelalters auszuwachsen. Bei besseren Stücken wird der Knauf von der hinteren Griffplatte abgetrennt und der Zwischenraum mit einer weicheren Masse ausgefüllt, woraus eine ornamentale Idee erwächst. Die hintere Griffplatte und der Knauf weisen Tauschierungsmuster auf, der Griff selbst wird mit Goldblech umwunden: das Prunkschwert, das ganz besonders bei den früheren Alamannen beliebt war, ist fertig[3]).

---

[1]) Eine Spatha von Sarmenstorf erreicht — wohl mit dem Griff — eine Länge von 1,30 m. 4. JB. SGU., 1911, 203.

[2]) Wegeli, R. Inventar der Waffensammlung des bern. hist. Mus. 1919, 82, Nr. 129 und 131. — L. 223, Abb. 123 und 124.

[3]) V. Taf. 68. Kleinhüningen. — Eine farbige Abbildung einer solchen Spatha, wobei freilich der Knauf fehlt, von Gültlingen, AuhV. 5, Taf. 12. — Eine Spatha mit getrenntem Knauf, Tauschierung von Knauf, Platte und Parierplatte in dem schon oben S. 51 f. erwähnten Grab von Hintschingen, Röm.-Germ. Korr.-Bl. 1916, 3, Abb. 5.

Ein weiterer Bestandteil unserer Schwerter ist die *Parierplatte* zwischen Griff und Klinge. Sie entsteht auch erst allmählich. Den älteren Spathen fehlt diese Sicherung noch. Sie dient eher zum besseren Erfassen als zum Parieren: denn sie ist noch recht kurz und greift kaum über den Scheidenrand hinaus[1]) (Abb. 5, 1).

Die Spatha wurde natürlich nicht bloß getragen, sondern steckte in einer *Scheide*. Diese bestand zunächst aus zwei schmalen Holzbrettern, die mit Leder überzogen waren, innen etwa mit Pelz gefüttert und ganz oder teilweise, namentlich oben und unten durch umgebogenes Bronzeblech zusammengehalten wurden. Da besonders die Spitze leicht dieses primitive Gehäuse beschädigen konnte, wurde dort die Scheide durch ein Ortband aus Metall noch verstärkt[2]). Es taucht das Mundstück auf, das die Scheide oben umfaßt und aus Bronze, aber auch aus edlerem Metall bestehen kann. Es ist oft geriefelt[3]). Etwas unter diesem Mundstück wird auf die Scheide an der innern Seite in senkrechter Lage eine Spange aufgesetzt oder aufgenietet, die dazu bestimmt ist, den Riemen des Wehrgehänges aufzunehmen. Auch diese Stelle wird oft mit Beschlägen aus Gold oder mit Edelsteineinlagen geschmückt. Bei uns wurden freilich solche Prunkschwerter, die den Stolz und zugleich die Auszeichnung eines Führers bildeten, noch nicht gefunden[4]). Wir haben es also bei uns mit den einfachsten Formen zu tun, die aber dann relativ sehr häufig auftreten und überall.

Diese Waffe, viel eher eine Hieb- als eine Stichwaffe, wurde also bei uns allgemein getragen. Natürlich auf der linken Seite. Wo, wie es häufig vorkommt, diese Waffe an der rechten Seite des Toten lag, wurde sie ihm wirklich nur beigelegt, wohl mitsamt dem Riemenwerk, dem Wehrgehänge und anderen Waffen zusammengepackt. Das Wehrgehänge müssen wir uns als Bandelier vorstellen, das über der rechten Schulter hing und natürlich, bei besseren, höhergestellten Toten auch reichlich Riemenschmuck und Schnallen aufwies, von dem wir uns nur eine vage Vorstellung machen können, da sogar Bergkristall- oder Bern-

---

[1]) Solche Parierplatten, wie sie auch ganz analog bei uns vorkommen, sind bei V. Taf. 69 A. 2. 3. 5—7 und B. 1. 2. 6 zu erkennen. Da sie aus einem besonderen Eisenstück bestehen, sind sie oft abgefallen und nicht beachtet worden.

[2]) Wie primitiv diese Schutzvorrichtung sein konnte, ist aus einer Spatha ersichtlich, die in Birkenrinde eingewickelt war, V. Taf. 69 A. 1: Kein Knauf, keine Parierplatte, aber Hohlkehle. — Wie ein Ortband aussah, ist aus AA. 1930, Taf. 10, Nr. 4 (Basel, Gotterbarmweg) ersichtlich, auch mit Almandineinlagen wie in Gültlingen, AuhV. 5, Taf. 12, 177.

[3]) V. Taf. 69 B. 1a—3a. — AuhV. 5, Taf. 12, 176 a.

[4]) Was für ein künstlerischer Luxus mit Schwertscheiden getrieben werden konnte, geht aus einem Fund aus Gutenstein bei Sigmaringen hervor, AuhV. 4, Taf. 29.

steinkugeln in Verbindung mit dem Schwertgehänge auftauchen[1]). Dazu gehören auch Ringe aller Art.

Man hat sich auch gefragt, ob die Spatha nicht eine typische Reiterwaffe gewesen sei. Wo sie in einem Grabe mit dem Sporn assoziert ist, steht dies außer Zweifel, z. B. bei Grab 1 in Oberbuchsiten. Aber das Gegenteil ist namentlich südlich des Rheins so überwiegend, daß ebenso unzweifelhaft ist, daß sie eine Waffe des gewöhnlichen Fußvolks war. Es ist ferner die Behauptung aufgestellt worden[2]), die Spatha sei namentlich in früherer Landnahmezeit, 5. Jahrh., ein Zeichen dafür gewesen, daß die Alamannen anfangs auch noch Reiterdienst geleistet hätten und erst, als sie allgemein seßhaft geworden waren, zum Scramasax als Hauptwaffe übergegangen seien, der eigentlichen Infanteriewaffe. Unter dem Einfluß dieser sozialen Umschichtungen sei die Spatha im 6. Jahrh. seltener geworden und im 7. Jahrh. ganz verschwunden. Diese Beobachtung trifft für unser Gebiet sicherlich nicht zu. Die Spatha erscheint bei uns während 500—800 ununterbrochen im Gebrauch, um schließlich in das mittelalterliche Knaufschwert überzugehen. Das nicht nur bei den Berittenen, sondern auch bei den Fußtruppen des gewöhnlichen Aufgebots.

Es steht auch außer allem Zweifel, daß als Prototyp der Spatha das Latèneschwert anzusehen ist. Form und Griff sind einander viel ähnlicher, als es gegenüber dem römischen Gladius der Fall ist[3]). Eine andere Frage ist die, wer unsern Alamannen und Burgundern diese Waffen herstellte. Entweder waren es einheimische Waffenschmiede, die solche natürlich eine gewisse traditionelle Geschicklichkeit erheischenden Objekte im Dienste der neuen Herren erstellten, oder die Germanen waren bereits zur Eigenfabrikation übergegangen. Es dünkt mich, daß, wenn rein römische Schmiede die Arbeit besorgt hätten, wir mehr Exemplare mit den bei ihnen so beliebten „Fabrikmarken" vorfinden müßten. Besonders kostbare Spathen wurden im alten Eisenland, dem alten Norikum, erzeugt[4]).

Was die Spatha dem germanischen Wesen bedeutet, das zu erörtern ist hier nicht unsere Aufgabe. „Als die eigentliche Waffe des geschlossenen Kampfes", sagt Lindenschmit[5]), „welche vor allen anderen Kraft und

---

[1]) Kleinhüningen. — V. 78 vermutet, diese „Perlen" hätten den Knauf gebildet. Das ist unrichtig, sie gehören zum Gehänge.

[2]) V. 123.

[3]) Über die Entwicklung des Latèneschwertes zur Spatha vgl. R. Wegeli, l. c. 75 ff.

[4]) L. 223 f.

[5]) L. 219.

mannhaften Mut fordert, bleibt sie fortan die Hauptwaffe germanischer Helden in Sage und Geschichte. Sie ist es, welche in der Hand der Goten, Franken und Langobarden, so auch in den späteren Kämpfen mit unseren ‚Feinden ringsum' einen vernichtenden Schrecken vor dem deutschen Namen verbreitete, und die Schilderungen, die italienische und griechische Schriften von dieser Waffe und ihren Streichen in deutscher Faust aufbewahrt haben, bestätigen alles, was Plutarch und Livius von den Wirkungen des keltischen Schwertes erzählen, wie zugleich den Ursprung und Gebrauch jener Waffe überhaupt bei Völkern, deren Körperkraft und kriegerischem Ungestüm dieselbe vollkommen entsprach".

Aus unserm Kanton sind etwa zwei Dutzend Spathen, einfache und solche mit dachartigem Knauf, bekannt geworden, von Grenchen, Hohberg, Balsthal, Önsingen, Oberbuchsiten, Hägendorf, Wangen bei Olten, Olten, Trimbach, Kleinlützel etc.

β. Der Scramasax.

Die überall vorkommende, allerhäufigste Waffe ist aber der *Scramasax* oder die *Semispatha*. Die zu Grunde liegende Idee ist ein langes Messer, das zu Hieb und Stich diente, weshalb es öfter mit einem Dolch verwechselt wurde[1]). Auch hier müssen wir *Klinge* und *Griff* unterscheiden. Die Länge der Klinge (mit der damit verbundenen Griffzunge) variiert normal zwischen 0,40 und 0,70 m. Die Form ist ebenfalls sehr verschieden. Es gibt breite wuchtige Messer und auch wieder schmälere, „elegantere"[2]). Am häufigsten biegen bei der Spitze Rücken und Schneidelinie symmetrisch gegen einander zu, so daß man tatsächlich an einen Dolch denken kann, oder aber die Spitze liegt in der Richtung der gelegentlich etwas geschweiften Rückenlinie, seltener in der der Schneidelinie[3]). Wie bei der Spatha, ist ein Griff aus weichem Material vorhanden, meist auch aus Holz. An der Länge der Griffzunge läßt sich die Länge

[1]) Gregor von Tours, Hist. Francorum 4, 51: „Cultris validis, quos vulgo scramasaxos vocant". — Lex Burgundionum Tit. 37: „quicumque spatham aut semispatham eduxerit". — Daß diese vornehmlich zum Hieb verwendete Waffe auch zum Stechen diente, geht aus einer Stelle des gleichen fränkischen Geschichtschreibers hervor, als er von der Ermordung Chilperichs spricht: „percusserunt regem in alvum scramasaxis" (4, 35).

[2]) Eine auch für unsere Funde genau passende Typentafel der Scramasaxformen bei V. Taf. 70.

[3]) L. 208 macht einen Unterschied zwischen dem „Langsax", der mit einer Länge von 0,40—0,60 m und einer Breite von 0,035 bis 0,04 m, also mit einer schlankeren Gestalt, eher für Stoß und Schnitt, und der „Semispatha", die wuchtiger und stärker war und mithin besonders zum Hiebe diente. Eine Grenze zwischen den beiden sicher vorkommenden Formen ist schwer zu ziehen.

des Griffs erkennen. Da tritt nämlich die Eigentümlichkeit auf, daß er oft so lang wird, daß er mit beiden Händen zugleich erfaßt werden konnte, um die Wucht des Hiebes zu verstärken. Wir haben also *Ein- und Zweihänderscramasaxe* (Abb. 5, 3). Wo wir Zweihänder haben, ist die Griffzunge mit dem ebenfalls rechteckigen Querschnitt an der Klinge breit und wuchtig, um gegen hinten zu einer Spitze zu werden. Die Absetzung der Griffzunge von der Klinge ist oft fast unmerklich, aber auch ebenso oft deutlich, sei es nur auf einer Seite, sei es auf beiden. Wir müssen uns den Griff ganz ähnlich denken, wie bei der Spatha, nur war hier entsprechend der größeren Leichtigkeit der Handhabung ein Knauf nicht so notwendig, so daß er verhältnismäßig nur selten erscheint, dann aber auch mit Dachform wie bei der Spatha. Die Oberfläche der Klinge weist, übrigens auch auf der Spatha, nicht selten gravierte Rinnen auf, die man fälschlicherweise als Blutrinnen bezeichnet hat. Diese dienten viel eher dazu, das Haften in der Scheide zu verstärken, und zugleich als Zierde, indem auch hier, wie bei der Lanze (oben S. 55) die Kontur der Waffe in verkleinertem Maßstab wiederholt wird. Bei besseren Stücken dienten diese Rillen zur Aufnahme der Tauschierung[1]). Parierplatten gehören zu den Seltenheiten.

In der Regel steckten auch die Scramasaxe in Scheiden. Im allgemeinen gilt darüber das Gleiche, was oben S. 60 über die Scheiden der Spatha gesagt wurde. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Messer nicht am Wehrgehänge getragen wurden, so daß die Riemenschlaufen mit ihren manchmal reichen Zieraten fehlen. Dagegen wurde der Verzierung der Scheide größere Aufmerksamkeit gewidmet. Es gab schön mit Kerbschnitt verzierte Lederscheiden[2]). Häufig wurde um die Klinge ein Lederstück herumgebogen und die zusammenstoßenden Enden mit Nieten aus Bronze zusammengehalten. Die Scheide war also eine lange Ledertasche, die auf der äußeren Seite verziert war, vgl. unten S. 90. Diese Spuren von Scheidebeschlägen sind auch im Kt. Solothurn nachzuweisen, so besonders schön in Oberdorf, einfacher in Trimbach.

In den häufigsten Fällen kommt in einem Grab nicht nur eine Spatha, sondern auch ein Scramasax vor. Spatha ohne Scramasax ist eigentlich selten. Ungleich viel häufiger treffen wir aber den Scramasax allein, ohne Spatha.

---

[1]) Ein prächtiges Beispiel eines goldtauschierten Zweihänder-Scramasaxes AuhV. 4, Taf. 66, vom Rhein bei Mainz.

[2]) V. 80. Taf. O, 4—7.

Den Römern war diese Waffe unbekannt. Dagegen finden wir sie — bezeichnend genug — bereits bei den Kelten. Sie hat also auch wieder ihr Prototyp in der Latène-Kultur[1]). Sie ist dann eine gemeingermanische Waffe par excellence geworden. Wie häufig sie auch bei uns vorkommt, beweist Oberbuchsiten mit seinen ca. 60 Scramasaxen, von denen etwa ein Drittel Zweihänder waren. Und doch ist bis jetzt noch kein ernstlicher Versuch gemacht worden, eine chronologische Einordnung zu finden. Sicher ist, daß die Formen sich wohl im Laufe der langen Zeit, in der der Scramasax Verwendung fand, nicht stark geändert haben. Wenn wir an das Latènemesser anschließen, so dürften die älteren germanischen Formen, wenn noch dazu die Spatha vorhanden war, kürzer und leichter gewesen sein, während da, wo sie fehlt, der Scramasax breiter, schwerer, wuchtiger ist. Wo aber, wie bei uns, die Spatha im Gebrauche weiter fortbestehen blieb, war dieser Übergang zum schweren Scramasax weniger dringlich, was auch durch das Oberbuchsiter Gräberfeld des 7./8. Jahrhs. bestätigt wird, wo die schweren Scramasaxe fehlen, obschon dort jüngere Vorkommnisse zu konstatieren sind[2]). Der Zweihänder stellt eine spätere Entwicklungsstufe dar.

Die typologische Weiterentwicklung findet der Scramasax im Hochmittelalter in der sog. Hauswehre, die sich eigentlich nur dadurch unterscheidet, daß der Griff mit Nieten befestigt wird und daß sich die Parierplatte dauernd einstellt, ja zur eigentlichen Parierstange wird[3]).

γ. Der Sax.

Der Scramasax en miniature, das ist das einfache Messer oder *Sax*. Ob dieses kleine Messer, variierend zwischen einer Länge von normal 10—30 cm, eine Waffe oder ein Haushaltungsgegenstand war, ist nach der Form nicht zu entscheiden. Wo, wie häufig, Spatha, Scramasax und

---

[1]) Vouga, La Tène, Taf. 41. Der keltische Typus ist bezeichnet durch die Stellung der Griffzunge, die in den Rücken des Messers übergeht, so daß nur die Schneide abgesetzt ist; es sind richtige Hiebmesser, die sowohl als Waffe wie zu zivilen Zwecken gedient haben mögen.

[2]) V. 80 behandelt eigentümlicherweise diese doch nicht unwichtige Frage, wie überhaupt auch die Formengebung des Scramasax leider sehr summarisch.

[3]) Eine instruktive Typentafel mit Übergang von Scramasax zur Hauswehre s. Jahrb. Hist. Mus. Bern 1927, Taf. 39. — Daß die spätere Halparte eine Weiterentwicklung des Scramasaxes sei (Gessler, E. A., Führer durch die Waffensammlung des Schweiz. Landesmuseums (1928), 53), vermögen wir mangels vorhandener Zwischenstufen nicht zu bestätigen. Wenn die von BF. Taf. 15, 1 abgebildete Waffe, eine Stangenwaffe mit vorn sichelartig umgebogener Spitze und einem Widerhaken auf dem Rücken, von Bassecourt, echt ist (sie ist nämlich ein Unikum), und wenn man diese als Prototyp der Halparte ansehen würde, könnten wir uns einverstanden erklären; aber mit einem Scramasax hat diese Waffe kaum mehr gemein, als daß sie auch zum Schnitt diente.

Sax über oder beieinander liegen, darf man auf eine kleine Waffe erkennen. Da aber solche Messer auch in Frauen-, ja sogar in Kindergräbern vorkommen, so sind sie, wie bei uns noch heute, ein alltäglicher Gebrauchsgegenstand gewesen. Man kann sogar behaupten: wie heute jedermann sein Sackmesser bei sich trägt, so hatte damals jedermann seinen Sax. In der Formgebung schließen sich die Saxe genau an die Scramasaxe an. Klinge und mehr oder weniger stark abgesetzte Griffzunge, die einst meist in einem Holzgriff steckte, sind die gemeinsamen Merkmale. Die Klingen sind entweder gerade und symmetrisch oder die Spitze ist geschweift oder die Schneide ist gerade und der Rücken zur Schneidenlinie gebogen (wie unsere Gemüsemesser). Es kommen auch etwas abweichende Formen vor, wie z. B. in Oberbuchsiten, Grab 3 und 9, wo der Rücken plötzlich in die Schweifung übergeht, oder bei Grab 101, einem sehr frühen Grabe, wo die schmale dünne Griffzunge so lang ist, wie die breite scharf geschweifte Klinge, und wo der Griff durch eine starke Eisenplatte hinten befestigt ist.

Da die Messer fest waren, konnten sie auch gefährlich werden, wenn sie nicht durch eine Scheide geschützt oder wenigstens in ein Tuch eingewickelt wurden. Nachweisbar sind diese Schutzvorrichtungen selten[1]).

Messer wurden meist in der Lendengegend gefunden. Sie bildeten, besonders bei den Frauen, einen Teil des Trousseaus und wurden dann in der zur Linken hängenden Tasche beigegeben.

Sicherlich haben solche Messer, namentlich wenn sie stark geschweiften Rücken hatten, auch als *Rasiermesser* gedient[2]).

Wenn in Grabungsberichten ab und zu der Fund eines *Dolches* erwähnt wird, so beruht das auf Mißverständnis. Entweder war es ein Scramasax oder ein Sax, oder dann eine Lanzenspitze. Dolche hat es im germanischen Kulturkreis kaum gegeben. Der Dolch, das verkleinerte, heimtückisch zum Stechen verwendete Schwert, der bei den Römern eine große Rolle spielt, war den Germanen unsympathisch. Im übrigen taten Scramasax und Sax den gleichen Dienst[3]).

---

[1]) Ein Prunkmesserchen mit goldenem Scheidenmundstück von Bülach Gr. 4 und mit einer Ledertasche mit Nietenverzierung von ebendort. LM. — Wenn schon die römischen *Klappmesser* zu den Seltenheiten gehören, so sind die noch selteneren Klappmesser, die germ. Gräbern entnommen wurden, eher Rasiermesser.

[2]) V. Taf. 75 B. 21 und 22 bildet ein „Rasiermesser" ab, an dessen Rücken auf einer Seite ein hornartiger Fortsatz erscheint. Hier könnte es sich, wie bei Oberbuchsiten, Grab 8. 9. 11, tatsächlich um Klapp- und zugleich Rasiermesser handeln.

[3]) Auch V. erwähnt den Dolch mit keiner Silbe, ebensowenig L.

3. Die Schutzwaffen.

a) Der Helm.

Zu den landläufigsten Irrtümern gehört der Volksglaube, die Germanen hätten weithinleuchtende *Helme* getragen. Auf populären Abbildungen, in Schulbüchern, in Kalendern und Büchern fürs Haus, auf Theatern sehen wir helmbewehrte Germanen ihres Weges ziehen, wie später die Ritterheere oder die der Eidgenossen. Die Wirklichkeit ist anders. Der Helm ist keine gemeingermanische Waffe, sondern es sind nur die allerobersten Führer, in erster Linie die Könige und Herzöge, die einen im Grunde bescheidenen schirmlosen Spangenhelm trugen und auch mit ihm beigesetzt wurden. Wenn auch anzunehmen wäre, daß dieses kostbare und im Grunde auch entbehrliche Waffenstück nicht immer beigegeben oder als nicht individuelles, sondern als Familiengut vererbt, somit nur in ganz außerordentlichen Fällen dem Toten mitgegeben wurde, so ist doch sicher, daß der gewöhnliche Krieger keinen Helm trug, sondern, wenn er überhaupt eine Kopfbedeckung hatte, diese aus Leder oder aus Stoff oder vielleicht auch aus einer hölzernen Haube, die mit Leder überzogen war, bestand. Während aus dem gesamten germanischen Kulturgebiet im ganzen nur etwa 12 Spangenhelme bekannt sind, fehlen sie in der Schweiz bisher vollständig[1]).

b) Der Panzer.

Ebenso wenig ist in unserm Lande das *Panzerhemd*, die Brünne vertreten. Da der Schuppenpanzer eine römische Schutzwaffe war, mag er auch bei den Germanen bekannt geworden und von ihnen — selten — getragen worden sein. Der Fürst von Gammertingen, der einen Spangenhelm trug, hatte auch eine Brünne, bestehend aus ineinandergeflochtenen, teilweise mit einem Buckel versehenen Ringen[2]). Auch aus der Literatur ist der Kettenringpanzer beglaubigt. Dieser Leibschutz war aber ebenfalls keine gemeingermanische Sache, denn er behinderte den Kämpfenden doch gar zu sehr. Er war, wie der Helm, eher ein Rangabzeichen, als ein wirksamer Schutz. Wenn der germanische Krieger überhaupt eines Brustschutzes bedurfte, so bestand er aus einem ledernen Panzer-

[1]) Nach V. 84 ff. ging der Germane barhaupt in die Schlacht. Nach Amm. Marcellinus 16, 12. 24. trug der alam. Heerführer Chnodomar 357 als Zeichen seiner Würde einen roten Haarschopf. „Chnodomarius, cuius vertici flammeus torulus aptabatur, anteibat". — Aus dem alamannischen Gebiet stammen 3 Helme (Gültlingen in Württemberg, Baldenheim im Elsaß und Gammertingen in Hohenzollern), aus dem burgundischen einer von Vézeronce. Sämtliche bis 1905 bekannten Spangenhelme sind zusammengestellt und beschrieben bei Gröbbels, Reihengräberfeld von Gammertingen (1905).

[2]) Gröbbels l. c. 34 und Taf. 7.

hemd, das bei den Führern durch Anbringung von Metallplättchen oder durch verschiedenfarbige aufgenähte Streifen von Stoff verziert war. Der Ringpanzer gehört sicher einer späteren Zeitperiode an[1]). Ebenso steht es mit den *Beinschienen* oder *-bergen*[2]).

c) *Der Schild.*

Dagegen steht es wiederum anders um den *Schild*, der auch bei uns häufig vorkommt, obschon er nicht eine allgemeine Waffe ist, sondern nur von Reitern oder besonders damit ausstaffierten Fußsoldaten verwendet wurde. Gewöhnlich wird der liegende Tote mit dem Schild bedeckt, so daß dessen allein erhaltene Bestandteile, der Schildbuckel oder Umbo und die Schildfessel darunter, auf das Becken zu liegen kamen. Denn nur diese Teile bestanden aus Eisen. Das übrige war aus Holz fabriziert, das etwa noch mit Stroh oder mit Leder umflochten war. Welches die Form war, läßt sich am archäologischen Material nicht erkennen: es gab wohl runde, ovale, spitzovale, oben runde und unten spitze und vielleicht auch rechteckige Formen, bei denen die Langseiten etwas nach außen gewölbt waren, wie dies beim Latèneschild nachgewiesen werden kann. Auch über die Größe sind wir nicht unterrichtet[3]). Die Ränder waren ungeschützt wie bei den Kelten.

Der germanische *Schildbuckel* oder Umbo hat die Grundform einer Kappe, eines Hutes mit breiterem oder schmälerem Rand[4]) (Abb. 7), der auf der Öffnung saß, die für die Handhabe des Schildes in der Mitte ausgespart war; er war der eigentliche Handschutz. Mittels flachen Nieten, die meist aus Bronze bestanden und die üblichen Dekorationsmotive, Kordelung darum, Tauschierung etc. zuließen, wurde der Rand auf dem Schildholz befestigt. Die Kappe ist entweder halbkugelig oder zylindrisch profiliert, im oberen Teile konisch zulaufend oder kegelförmig, teils flachgedrückt, teils hoch aufragend. Eine öfter auftauchende Erscheinung ist der knopfartige Aufsatz auf der Spitze des „Hutes". Es ist gewöhnlich ein Dorn, auf dem eine kleine Scheibe aufsitzt. Diese Mode war bei den Burgundern besonders beliebt, kommt aber bei allen Stämmen vor[5]).

---

[1]) Spätkarolingisch. Enlart, C., Man. arch. franç. 3. Le costume, 449, Abb. 399.

[2]) Ueber Aussehen und Gebrauch von Panzer und Beinschienen orientiert am besten L. 261 ff.

[3]) Vouga, La Tène, Taf. 15—18. — Die gangbaren Formen bei L. 241, Abb. 172. — Es ist auch beim Schild anzunehmen, daß die Germanen auf die gallischen Schilde, die leicht zu manipulieren waren, zurückgriffen, wenn sie auch den Umbo veränderten.

[4]) Daher die häufige Verwechslung mit dem Helm.

[5]) Eine Typentafel der Schildbuckel bei V. Taf. 75 B 1—12, ohne weiteres für uns passend. Vgl. auch BF. Taf. 22. 23. Dekorative Nietnägel und Verzierung des äußern

Ob unsere Alamannen auch hölzerne Schilde ohne Eisenbestandteile trugen, wollen wir nur fragen[1]).

Versuchen wir eine Chronologie der Schilde nach den verschiedenen typischen Formen des Umbos herzustellen, so läßt sich im allgemeinen feststellen, daß die einfach kalottenartigen Formen und die mehr flachgedrückten die älteren, die hochaufsteigend kegelförmigen, bei denen zudem noch etwa der Rand aus Bronze besteht, die jüngeren sind.

Hinter dem Umbo, auf der Unterseite, sitzt die *Schildfessel*, deren Form weniger starken Veränderungen ausgesetzt ist. Sie besteht in der

Abb. 7. Oberbuchsiten. Gr. 62. Schildbuckel (Umbo) aus Eisen. 1 : 3.

Regel aus einem dicken Eisenband, in bestimmten Abständen zur Aufnahme der Nieten verbreitert, ebenso auch an den Enden oder einmal auch zwischen drin. Die Handhabe in der Mitte hinter dem Umbo, die natürlich umflochten war, wird öfter durch umgebogene Schaftlappen bequemer gemacht[2]). Aus Oberbuchsiten haben wir als einziges Beispiel eines Schildes (Grab 65) einen kalottenförmigen Umbo mit einer eher klobigen kurzen Schildfessel mit Schaftlappen.

Im Laufe der alamannischen Landnahme kam der Schild allmählich aus der Übung. Immerhin dürfte es hinlänglich bekannt sein, was der Schild in der germanischen Frühzeit für eine Rolle spielt. Man braucht nur an den Ausdruck „auf den Schild heben" zu denken, oder an die

---

und inneren Randes des „Hutes" mit Perlenschnüren bei einem Stück aus Kreuzlingen, Bonstetten Rec. ant. suisses, Taf. 25, 1. — Reich verzierte Umbonen mit verschiedenen Varianten von Schildfesseln, AuhV. 4, Taf. 17. — Besonders die Langobarden hatten eine Vorliebe für reiche Umbonen.

[1]) Bei V. 84, dem Oberflachter Stücke zur Verfügung standen, wird diese Frage bejaht. Wir können das auf unserm Gebiete nicht bestätigen.

[2]) Die Befestigung der Schildfessel am Schild in Verbindung mit dem Umbo wird aus AuhV., 4, Taf. 17 ersichtlich. — Dort sind auch Umbonen mit aufgesetzten Bronzeornamenten abgebildet.

Auffassung, daß der Verlust des Schildes in der Schlacht als Zeichen größter Feigheit galt, ja daß sogar alte Volksrechte schwere Strafen darauf legten, wenn jemand einem wegen Verlust des Schildes ungerechtfertigte Vorwürfe machte, also ihn in seiner höchsten Ehre verletzte[1]).

4. Die Hörner und Trompeten.

Obschon die archäologische Ausbeute auf diesem Gebiete im allgemeinen, in unserem Lande aber ganz besonders dürftig ist, müssen wir solche Mittel zur Kriegsführung ohne weiteres als vorhanden annehmen. Die in späterer Zeit bei uns so häufig vorkommenden *Harsthörner*, die auf eine frühgermanische Wurzel zurückgehen, waren wohl bekannt. Das Stierhorn wurde nicht nur zu Trinkgefäßen verarbeitet, sondern diente auch zum Rufe im Streit bereits in den ersten Jahrhunderten germanischer Besiedelung, besonders in dem unübersichtlichen Alpengelände. Elfenbeinhörner („Olifant") aus dem Kloster St. Gallen (LM.) und ein etwas späteres aus Muri (Kunsthist. Staatsmuseum in Wien) erinnern an das Harsthorn. In der Sammlung Forrer in Straßburg befindet sich eine bronzene Statuette eines olifantblasenden karolingischen Kriegers, die auch für die Kenntnis der Kleidung und Bewaffnung in jener Zeit lehrreich ist. Ob Harst- oder Jagdhorn, hat für den Typus selbst keine Bedeutung. Auch die Literatur bestätigt den Gebrauch dieser militärischen Hülfsmittel[2]).

Auch der sog. *Uristier* (Stierkopfhaut, an der Ohren und Hörner belassen wurden), der über den Kopf gezogen wurde, um beim Feinde Furcht einzuflößen und moralisch zu wirken, ist sicher nicht erst in den schweizerischen Freiheitskriegen entstanden, sondern hat ebenfalls eine frühgermanische Wurzel[3]).

5. Die Fahnen und Banner.

Fahnen oder besser sog. *Feldzeichen*, die so gut wie die Hörner Eigentum der Heergenossenschaft waren und deshalb den Gräbern nie beigegeben wurden, waren auch bei den Germanen unserer Zeit in ständigem

---

[1]) L. 240 ff.

[2]) Hörner und Trompeten bei L. 272 ff. — Über die Geschichte der Entstehung der Harsthörner der Innerschweizer hat E. A. Geßler in AA. 1925, 27—40, 83—94, 168—177, 228—250 berichtet. Das Horn von St. Gallen ist l. c. 93, das von Muri 169 abgebildet. Dieser Aufsatz hat R. Forrer den Anlaß gegeben, in AA. 1926, 103 ff. seine Statuette, deren Herkunft leider nicht bekannt ist, zu behandeln. Die Zeitstellung ist doch nicht ganz gesichert.

[3]) 18. JB. SGU., 1926, 115.

Gebrauch. Wiederum anknüpfend an die gallischen Völkerschaften, die ihre Feldzeichen mit Darstellung ihrer Stammesmerkmale, Pferd, Stier, Wildschwein, Adler, hatten, verfügten auch die germanischen Völkerschaften über ihre „Banner". Schon Caesar nennt bei den germanischen Usipetern „signa militaria". Auf der Trajanssäule ist ein Drachenzeichen dargestellt, das, vielleicht aus Stoff bestehend, sich im Winde aufblähte, hin und her schwankte und so Schrecken unter den Feinden verbreiten sollte. Paulus Diaconus erwähnt, der Herulerfürst Rodulf habe ein „vexillum, quod bandum vocant" in den Krieg geführt[1]). Glänzende Feldzeichen haben wohl nur die Fürsten, die große Heeresmassen kommandierten, geführt, das primitive Feldzeichen, das auch kleineren Abteilungen vorangetragen wurde, bestand in einem Speerschaft, an dem das Zeichen, das Signum, angebracht wurde und mit dessen Hebung der Beginn, mit der Senkung das Ende des Streites bekundet wurde.

* * *

Sämtliche Angriffs- und Verteidigungswaffen waren aus *Eisen*, das in besonderer Weise zu härten, d. h. zu einer Art Stahl zu verarbeiten, die Waffentechnik bereits bei den Römern schon los hatte. Die für uns höchst wichtige Frage nach dem Ort der Erstellung hängt in erster Linie von der Frage ab, wo das Roheisen gewonnen wurde. Wir haben schon oben (S. 61) erwähnt, daß in alten Norikum Eisen schon seit alter Zeit gewonnen und verhüttet wurde und daß von dorther die vorzüglichsten, wirkungsvollsten Waffen, auch die Prunkwaffen, bezogen wurden. Aber da die Eisengewinnung auch in unserm Juragebiet schon für die keltische und römische Zeit nachgewiesen ist, haben seit der dauernden Landnahme die Alamannen auch einheimisches Eisen gewonnen, verhüttet und schließlich auch geschmiedet. Wir dürfen uns den Gang der Dinge ungefähr so vorstellen, daß es zuerst gallorömische Schmiede waren, die unsere Alamannen mit Fertig- oder Halbfabrikaten belieferten, daß dann das Halbfabrikat von germanischen Schmieden weiter verarbeitet wurde und daß endlich auch an irgend einem Orte in unserm Jura Eisen gewonnen, verhüttet und für den endgültigen Gebrauchsgegenstand, also auch die Waffe, zurechtgeschmiedet wurde. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die vielen Eisengegenstände, die in der Umgebung des Jura gefunden wurden, alle importiert worden seien.

[1]) Alles Nähere, hinlänglich gestützt, bei L. 275 ff.

C. Der Schmuck.

Allgemeines (Technik und Ornament).

Die oft fast protzig anmutende Schmuckliebe teilt der Germane entschieden mit dem Kelten. Da der bei den Germanen übliche Schmuck sehr häufig aus mehr oder weniger unvergänglichem Material bestand, blieb er erhalten und ist damit *der ergiebigste Teil der kulturgeschichtlichen Quellenkunde*. Wir wissen über den Schmuck weitaus mehr als über Wohnung, Kleidung, Nahrung, Werkzeug. Um über den fast unübersehbaren Bestand zu einer Systematik zu gelangen, halten wir es für empfohlen, zunächst, wie schon auf S. 45 angedeutet ist, den Schmuck zu behandeln, der in Verbindung mit der Kleidung und Bewaffnung einen zugleich *praktischen* Zweck erkennen läßt (Schnallen, Riemenzungen, Beschläge und Nieten, Haar- und andere Nadeln, Fibeln und Broschen, Zierscheiben aller Art) und erst dann auf den eigentlichen, „*reinen*" Schmuck (Halsketten, Ohr-, Finger- und Armringe), bei dem ein praktischer Zweck nicht ersichtlich ist, einzutreten.

Nicht nur an den Waffen, sondern auch besonders gern am dafür geeigneten Schmuck wird die *Technik der Tauschierung* und *Plattierung* angewendet. Schon in der Bronzezeit gab es Metallkünstler, die es verstanden, Metall auf ein anderes Metall zu applizieren, um dessen Schmuckwirkung zu erhöhen[1]). In Ägypten war schon früh die Kunst des Niellierens bekannt, d. h. das Ausfüllen von Vertiefungen in Edelmetallkörpern, speziell Silber, mit dunkelgrauem Schwefelsilber zur Erzielung von Farbenkontrasten, eine Technik, die nachmals ganz besonders in der Gegend des Schwarzen Meeres heimisch wurde. Vom Niello zur Tauschierung ist kein weiter Schritt mehr. In polierte Eisenplatten werden je nach dem gewollten Ornament Furchen eingraviert, in diese breitere und schmälere Fäden aus Silber, Bronze oder auch Gold aufgelegt und in einem besonders sorgfältigen Verfahren eingehämmert. Das dunkelblaue Eisen, auf dessen glänzender Oberfläche weißschimmernde Ornamente prangten, machte auf die schmuckliebenden Germanen einen ganz besonders tiefen Eindruck[2]). So lange noch griechische Handwerker diese Kunst ausübten, konnten sich namentlich die Goten am Schwarzen Meer mit diesem eigentlich billigen Verfahren

[1]) Der gleichen Idee entspringt das Auflegen von Birkenrinde auf Ton, eine Technik, die schon in der jüngeren Steinzeit bekannt war.

[2]) Lindenschmit, L., Bemerkungen über die Verzierung röm. Metallarbeiten durch Damaszinierung oder Tauschierung etc. in AuhV. 3, Heft 9, Taf. 4.

einen Ersatz für andere, kostspieligere Bijoux verschaffen, wie z. B. die in viel teuerer Zellenschmelztechnik erstellten. In Anklang daran sind denn auch die römischen und die älteren germanischen Tauschierungen meist fein und engmaschig und bedecken nur eine kleine Fläche[1]). In der weiteren Entwicklung wird die Tauschierung auf größere Flächen ausgedehnt, „weitmaschiger", die Linien breiter, die Ornamente roher, mehr dem germanischen Geschmack angepaßt. Während der römische Geschmack gleichförmige feine Linien mit den ihm allgemein vertrauten Ornamenten bevorzugt, will der Germane mehr Abwechslung. Er gräbt neben den feinen Kurven und Linien auch solche, die einen breiteren „Faden", einen Blechstreifen, erheischen, oder er hebt rautenförmige Füllungen aus, die er mit einem entsprechenden Silberplättchen ausfüllt. Damit wird das ganze Ornament roher, unebenmäßiger. Abb. 8, 4. Es scheint, als ob die Tauschierung nicht mehr genügt hätte, sondern auch schon die Idee der *Plattierung* damit kombiniert werden wollte.

Diese offenbar jüngere Technik beruht darauf, daß man zunächst ein feines Silber- oder Goldblech auf ein dazu aufnahmefähiges anderes Metall, meist Eisen, glatt auflegt, möglichst darauf befestigt und dann das Ornament einritzt, eingraviert. Nicht selten werden die einzelnen Blättchen schuppenartig aufgelegt, namentlich auf Riemenzungen[2]). Man kann dabei oft beachten, daß bei der Plattierung die dünne Blechauflage sich im Laufe der Zeit von ihrer Unterlage getrennt hat, was bei der sog. Bronzierung oder Vergoldung nie der Fall sein kann. Diese Plattierung war besonders bei den Burgundern im Schwang, die ihre Riesenschnallen so behandelten[3]), während sie bei den Alamannen seltener und nur auf kleineren Stücken nachweisbar ist.

Nun kommen aber auch Kombinationen von Tauschierung und Plattierung nicht selten vor. Die aus plattierter Fläche breit ausgeschnittenen blauen Streifen werden mit quer oder schräg stehenden schmalen Linien tauschiert, so daß der Streifen erheblich belebt wird. Oder auf den leeren Streifen werden reliefierte Gravuren (Kerbschnitt) angebracht und die Konturen davon tauschiert[4]). Kombination von Silberplattierung und Gold- oder Bronzetauschierung kennen wir von Elisried[5]) und Grenchen.

---

[1]) Vgl. z. B. die schönen kleinen Schnallen von Kaiseraugst Gr. 146 und 1056. LM.
[2]) V. Taf. 58 A. 5—10. — Bülach Gr. 167. LM.
[3]) Prächtige Stücke bei B. Taf. 9 (Elisried) und Taf. 10 (Fétigny), s. auch S. 84 ff.
[4]) Ein besonders eigenartiges Stück dieser Art bei B. Taf. 18 (Fétigny), wo das ganze Ornament reliefartige Wirkung hat.
[5]) MAGZ. 21, 7, Taf. 5, Gr. 85 a.

Das Studium dieser Techniken erlaubt uns glücklicherweise, einen ziemlich scharfen Trennungsstrich zwischen alamannischem und burgundischem Kulturgut zu ziehen.

Da die Germanen beide Techniken vorfanden und weiter ausübten, geben sie keinen Anhaltspunkt zu einer Differenzierung der *Chronologie.* Nur das kann man sagen: sie beginnen erst im 6. Jahrh. allgemeiner zu werden, um im 7. und 8. Jahrh. ihren Höhepunkt zu erreichen und in der karolingischen Zeit, wo die Zellentechnik wieder zur Blüte kommt, allmählich zu verschwinden.

Allgemein gilt, daß alles, was man aus Eisen überhaupt an Schmuckwürdigem erzeugte, auch tauschiert werden konnte: die gesamte Bewaffnung, inkl. der Sporn, sämtliches Schnallen- und Gürtelzeug, sogar die Nietnägel und der Schnallenkörper selbst, die Riemenzungen etc. Plattiert dagegen werden die Waffen in der Regel nicht, sondern eher die kleineren Gegenstände, Schnallen und besonders gerne die Riemenzungen.

* * *

Billigerweise schicken wir hier auch einige Bemerkungen über die *Dekorationsmotive* voraus. *Man kann nämlich durchaus von einem völkerwanderungszeitlichen Stil sprechen.*

Wie überall, so sind auch in der germanischen Frühkunst die Motive der *geometrischen Formengebung*, der *Pflanzen-* und *Tierwelt* und schließlich auch der *menschlichen Figur* entnommen. Etwas ganz allgemeines, jede irgendwie vorhandene Fläche belebend, ist das Zirkelschlag-Ornament: ein Punkt, umgeben von einem oder mehreren konzentrischen Kreisen. Weiter folgt das Band in Wellenlinie, im Zickzack oder in Verschlingung, oft vom Schlangenornament kaum zu unterscheiden. Sehr beliebt ist das Dreieck- und das Rautenornament, oder das Winkelband, die Treppe und die Wabe. Zur Füllung von verzierten Flächen dienen einzelne Punkte, ebenso sind Perlränder in der Mode. Komplizierter sind schon die Kombinationen von Halbbögen zu Drei- oder Vierpässen, wie sie in der Gotik wieder auftauchen. Es ist hauptsächlich die *Kerbschnitttechnik*, die solche geometrische Ornamente erzeugt. Der Germane war von Haus aus ein Schnitzler und Drechsler in *Holz*[1]). Leicht war die Anbringung von Kerbschnittornamenten auf dem weichen Ton[2]). Diese

[1]) Das wenige, das wir hauptsächlich Oberflacht verdanken, genügt zu dieser allgemeinen Beurteilung. V. 17 und Taf. A, 1—3.

[2]) Vgl. z. B. die Kerzenständer V. Taf. 19 A.

aber auf Metall zu übertragen, haben die Germanen wohl erst von den Römern, mit denen sie seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung in Verbindung kamen, gelernt. Es sind römische Kunsthandwerker, die zuerst, dem germanischen Kunstgeschmack dienend, die Metalle Gold und Silber bei besseren Stücken, Bronze bei gewöhnlicher Ware mit Ornamenten überdeckten, die deutlich Kerbschnitt aufweisen und zwar nicht nur mit geometrischen, sondern auch mit allen anderen Mustern. Als gelehrige Schüler haben dann bald germanische „Metallschnitzler" den Bedarf gedeckt.

Besonders häufig sind geometrische Motive auch bei den *durchbrochenen Bronzen*, die ja im Grunde auch aus der Schnitztechnik hervorgegangen sind. Als typisches Beispiel sind die kreisrunden *Zierscheiben* zu erwähnen, die auf oder über den Taschen angebracht waren. Da liegt das Radmotiv vor, mit den Speichen und der Felge, teils einfach, teils in mehr oder weniger üppiger Kombination mit Zickzack, Treppe, Raute, auch Halbbogen zur reinen Zierscheibe stilisiert[1]). Vgl. unten S. 101.

Außer der Ranke und der Rosette liegen wenig Motive aus dem *Pflanzenreich* vor. Dagegen ist die *Tierornamentik* für die Kenntnis und Gliederung des frühgermanischen Kunststils geradezu grundlegend. Als führende Tiere erscheinen das Pferd, der Vogel, namentlich der mit gekrümmtem Schnabel, der Raubvogel, und die Schlange. Wie weit die Vorliebe für diese Tiere ästhetischer Herkunft ist oder auf religiösen Vorstellungen beruht, ist nicht auszumachen. Das erstere wäre sicher, wenn man nachweisen könnte, daß die Muster wirklich dem hellenistisch-römischen Kulturkreis entnommen seien. Es ist ja die Auffassung der beachtenswertesten, nicht durch nationale Voreingenommenheit geblendeten Forscher, daß auch die Tierornamentik erst nach der Fühlungnahme mit dem östlichen Kulturkreis bei den Germanen Kunstmotiv wurde; aber bei der großen Bedeutung, die z. B. die Schlange in der germanischen Sagenwelt hat, ist doch nicht ausgeschlossen, daß germanische Vorstellungen richtunggebend waren. Wie dem auch sei: Was speziell unsere Alamannen und Burgunder betrifft, müssen wir uns die Entwicklung so denken, daß sie, hauptsächlich nicht von der nordischen Welt beeinflußt, sondern von der südöstlichen, spätrömische Kleinkunstwerke aller Art sahen, wo das Tier noch in allen seinen Bestandteilen deutlich sichtbar ist, daß sie dann aber, ähnlich wie die Kelten, diesen naturalistischen Kunstgedanken nicht weiter entwickelten, sondern

[1]) V. Taf. 39—42.

ornamental dachten und diese Vorlagen immer mehr und mehr „stilisierten", in ihre Bestandteile, Kopf, Schwanz, Flügel, Beine, Krallen auflösten und diese mit den ihnen vertrauten Bändern, Ranken, Flechtmustern mit ganz „unerhörter Kühnheit der Linienführung" zu einem Gesamtbilde zu vereinigen wußten, das der kunstsinnige Romane freilich als barbarisch ansah, das aber jeden, auch noch unsern ästhetischen Geschmack, zu befriedigen imstande ist. Es gibt Fibeln oder Schnallen, die zu den schönsten Zeugen der Kleinkunst gehören, was Formensinn und Rhythmus betrifft.

Hier besonders, bei der Tierornamentik lassen sich *zeitlich getrennte Stile* unterscheiden, Stil I und Stil II. Es ist namentlich die Zusammenstellung der Schnallen und der Riemenzungen, die zeigt, daß Stil I ein Mittelfeld hat, das durch eine scharfe Grenzlinie, die meist eine Sargform hat (wir nennen diese in Zukunft einfach „Sarg") vom Rande getrennt ist. In der Mitte ist meist ein verschlungenes Bandornament, am Rande stilisierte Tierköpfe. Bei Stil II verschwindet diese Trennungslinie, und die ganze Fläche mit Tier- und Bandornament verschwimmt zu einer einzigen Flächenverzierung, auf der beide Motive wild durcheinander gewürfelt sind[1]).

Was endlich die *menschlichen* Darstellungen betrifft, so handelt es sich meist entweder um einen Kopf, der irgendwo als Endzierat angebracht ist, oder um den Reiter, der mit eingelegter Lanze auf die Seite reitet (auf durchbrochenen Zierscheiben)[2]) oder dann mit stilisiert erhobenen Armen auf dem Pferd fast nicht mehr erkennbar ist[3]). Bei den Burgundern sind Zusammenstellungen mehrerer Menschen, eigentliche Szenerien, kombiniert mit Pferden oder Löwen, auch mit lateinischen Inschriften, sehr häufig, während sie im alamannischen Gebiet nicht zu finden sind[4]). In unserm Kanton sind anthropomorphe Ornamente bis jetzt nicht gefunden, was immerhin ihre relative Seltenheit, bezw. örtliche Beschränkung beweisen würde.

---

[1]) Von einer sicher spätrömischen Riemenzunge vom Lochenstein (V. Taf. L. 5), wo der Rand, vom Mittelfeld ganz unabhängig, ein deutliches Tier aufweist, ausgehend, stellt V. 134 f. zunächst die Riemenzungen mit „Sarg" Taf. 60 A. 1—8 (Stil I) zusammen, dann die mit gleichmäßig belebter Fläche, Stil II, Taf. 60 A. 9—15. — Wir bemerken immerhin, daß auch in der späteren Zeit, namentlich bei den tauschierten Gürtelschnallen, der Stil I noch lange in Übung war. So haben z. B. sämtliche bei B. abgebildeten Schnallen einen „Sarg". Die Einteilung V's. paßt eigentlich überhaupt nur für die Bronzeware mit Kerbschnitt.

[2]) V. Taf. 42 A. 5. Auch von Neftenbach. LM. — MAGZ. 18, 3. Taf. 3, 2.

[3]) V. Taf. 42, A. 4.

[4]) Daniel in der Löwengrube, die drei Jünglinge im Feuerofen, etc. Ausführlich bei B. 64 f. („Cycle des monstres affrontés); 88 ff. („Cycle de Daniel").

Sämtliche künstlerischen Darstellungen erscheinen technisch in Linie, in Gravur, in Kerbschnitt, Hochrelief und Flachrelief und endlich auch als Vollplastik.

1. Der Schmuck an Kleidungsstücken mit praktischem Wert.

a) Der Gürtel- und Riemenschmuck.

α. Die Gürtel- und Schuhschnalle.

Eine wesentliche Zubehörde der Bewaffnung ist das *Riemenwerk*, das zu allermeist aus Leder bestanden hat. Nicht nur war das Streitroß mit Riemen verschnürt; die Trense verlangte kategorisch Riemenwerk, ebenso Sporn, Sattelzeug und Steigbügel. Aber nicht nur das Pferd, auch das an den Wagen angeschirrte Pferd, sondern der waffentragende Mensch brauchte Riemen für das Wehrgehänge, den Leibgurt, die Taschen aller Art, das Schuhwerk. Da gelangen wir aber bereits zum „bürgerlichen" Menschen, zu Frauen und Kindern. Auch diese konnten der Riemen nicht entraten[1]).

Wie diese Riemen als solche ausgesehen haben, wird leicht zu beantworten sein, obschon man keine archäologischen Funde davon besitzt: sie sind wohl von unsern heutigen Riemen nicht zu unterscheiden. Es gab natürlich, je nach der Zweckbestimmung, dickere und dünnere, längere und kürzere, breitere und schmälere. Wie bei der heute noch üblichen Tiroler Tracht, lud der Gürtelriemen förmlich zur Verzierung ein. Einmal mußte die Schnalle, die natürlich fast ausschließlich aus Metall bestand, den Sinn für Schmuck wecken, ferner die sog. Riemenenden, die Schlaufen, und endlich konnten auch auf dem Leder selbst Metallplatten aufgenietet werden, die dem Schmuckbedürfnis entgegenkamen.

Aus dem ursprünglich unentbehrlichen Teil der Kleidung, der *Schnalle*, wird ein *Schmuckstück*. Wir kennen die einfache Gebrauchsschnalle, die sich von den heutigen nicht unterscheidet, genügend, denn sie kommt außerordentlich häufig vor. Sie ist aus Eisen oder Bronze, sie hat meist eine gestreckt ovale, oder eine nierenförmige, viel seltener rechteckige Form. Der Dorn, der sich um den äußeren Schnallenrand hakenartig herumlegt, dreht sich um den zu einem dünnen Stift gegossenen oder geschmiedeten hinteren Teil des Schnallenrandes. Größe

[1]) Beiläufig erwähnen wir, daß Leder oft auch durch Steppen und Aufnähen verschiedenfarbiger Lederstücke verziert oder auch bestickt wurde. Gewiß gab es auch Gürtel und Taschen etc. aus bunt gewobenem Stoff. Darüber läßt uns die archäologische Forschung natürlich im Stich.

und Breite sind je nach dem Zweck, den die Schnalle zu erfüllen hat, verschieden. Um dem hinten drehbaren Dorn mehr Halt zu geben, erhält er einen kleinen Schild, er wird zum Schilddorn (Abb. 8, 1), der bereits ein gewisses Dekorationsmotiv bildet. Die Schnalle wird aus Silber oder gar aus Bergkristall oder Halbedelstein erstellt und damit ihrem ursprünglichen reinen Gebrauchszweck entfremdet. Auf dem breiter werdenden Schnallenrand werden Dekorationen in Gravur- oder Kerbschnitt-Technik angebracht. Damit ist die Zierschnalle bereits da. Sie ist ein freilich noch bescheidenes Schmuckstück und unterscheidet sich kaum von denen, die bei den Römern schon längstens in Übung waren.

Ein weiterer Fortschritt zum Schmuckstück ist dadurch gegeben, daß man die Schnalle mit einer meist rechteckigen oder quadratischen *Platte* verband, anfangs auch nur zu dem praktischen Zweck, die sonst oft abgerissene Schnalle am Lederende besser zu befestigen. Diese Platte lud nun ebenfalls zur Verzierung ein, mit flacheren oder tieferen Gravuren, wenn aus Bronze bestehend, wenn aus Eisen, mit Tauschierung in Bronze, Gold oder Silber[1]).

Eine weitere Entwicklungsstufe der Zierschnalle besteht darin, daß die Platte größer und daß der Schnalle gegenüber eine symmetrische *Gegenplatte* angebracht wird, die gleichzeitig dem Verschluß eine noch größere Festigkeit verleiht. Ist die Platte irgendwie dekoriert, so ist es auch die Gegenplatte in der gleichen Art: es entsteht in den häufigsten Fällen ein durchaus symmetrisches Bild. Je größer diese Gegenstände werden, desto besser eignen sie sich zu Verzierungen. Meist wird auch hinten am Gürtel noch eine sog. *Rückplatte* auf das Leder appliziert, die gewöhnlich quadratische Form hat, aber das gleiche Motiv der Dekoration aufweist. Die Formen der Schnallen und Platten sind verschiedener Wandlungen fähig: dreieckig (jüngere Form), rechteckig, trapezförmig, halbrund[2]), wobei stets die Seite gegen die Schnalle hin die Basis bildet, oder die hinteren Enden werden mit einer abgesetzten runden Platte profiliert und mit einer Art Endknopf, „Nietenscheibe", versehen, in

[1]) In Oberbuchsiten ist fast kein Grab ohne Schnalle, namentlich ohne schmucklose. — Typen der einfachen Schnallen V. Taf. 49 A. 7—9. B. 5—9. – Beginn der Zierart durch Riefelung des Dorns, Taf. 49 A. 15—20., — Schilddorn Taf. 50 A. — Ansatz der Platte Taf. 49 A. 2—6. — Beginn der Verzierung des Schnallenrandes in Kerbschnitttechnik Taf. 48 B. 2, der Platte 5. — Aus Bergkristall (Import), 11—15.

[2]) Rechteckige sind namentlich bei den Burgundern beliebt, s. Grenchen. — Trapezförmige, V. Taf. 56 B 1. — Dreieckige, meist mit abgesetzter Nietenscheibe sehr häufig V. Taf. 51 B. 7, Taf. 53 A. 9 und 11, Taf. 50 B. etc. — Hinten abgerundet, dreieckig, V. Taf. 53 B. 3, viereckig, Taf. 55, 4. — $^3/_4$ oder halbrund V. Taf. 55 A. 10., 11., 13. — Profiliert V. Taf. 51 B. 7. — Alle diese Veeck'schen Typen sind auch bei uns vertreten. — V. bildet auf den Tafeln 48—57 gegen 250 Formen ab!

dem einer der Nietnägel steckt. Gewöhnlich wird das innere Ende der Platte in Lappen herausgezogen, diese umgebogen und damit zur Aufnahme der darin sich drehenden Schnalle vorbereitet, oder es werden zwei und mehr solcher Ösen herausgeschmiedet und zugleich über das Lederende gehämmert. Oft sind Platte und Gegenplatte etwas gewölbt.

Alle derartigen Platten werden vermittelst *Nieten* auf dem Leder befestigt. Ist die Form dreieckig, so genügen drei, bei viereckigen vier Nieten, doch kommen auch Zwischennieten vor, so daß sich die Zahl auf 6—8 und noch mehr erhöht. Auch die Größe der Nietköpfe kann verschieden sein[1]). Nicht selten sind die Ränder da, wo die Nieten stecken, scheibenartig herausgezogen, so daß auch Profilierung der Ränder entsteht. Die Ränder dienen überhaupt zur Akzentuierung der Dekorationsmotive. Namentlich sind es Schlangen-, Flügel- und Vogelkopfmotive, die auch bei der Randgestaltung eine Rolle spielen.

Die Köpfe der Nieten dienen zur Belebung der Fläche. Sie sind, wie der Umbo, entweder mehr oder weniger halbkugelig oder kegelförmig. Sie erscheinen oft auf einer gekordelten Unterlage aus Bronze. Die so hervorstehenden Köpfe werden mit Verzierungen graviert oder tauschiert. Nicht selten werden auf Eisenplatten bronzene Nieten aufgesetzt. Bei den tauschierten Platten wird diese Niete oft mit einem Silberfaden auf der Platte herausgehoben. Bei allen irgendwie verzierten Schnallen wird die Niete stets irgendwie künstlerisch betont, *sie bildet einen wesentlichen Bestandteil der Ornamentik*[2]).

Das *Material* ist gewöhnlich Bronze, Weißbronze (gelegentlich vergoldet) oder Eisen. Silberne Schnallen oder gar solche aus Elfenbein bilden eine Ausnahme. Die bronzenen Schnallen sind meist kleiner, die eisernen größer, ja letztere werden sogar — bei den Burgundern — geradezu gigantisch, wobei freilich auffallender Weise die Gegenplatte ab und zu schmal bleibt und als „stehendes" Rechteck so hoch als der Gürtel breit ist. Die Bronzeschnallen werden zumeist gegossen, die eisernen geschmiedet.

Je nach dem Material ist auch die *Technik* der Verzierungen verschieden. Auf Bronze wird graviert, gepunzt, mit einem scharfen Räd-

---

[1]) Eine ziselierte Bronzeschnalle von Elisried hat 10 Nietköpfe, deren Größe gegen außen regelmäßig abnimmt, während die von ganz kleinen Nieten umgebene „Nietenscheibe" den größten Umfang hat. MAGZ. 21, 7. Taf. 4, Gr. 49 a.

[2]) Einfache kalottenartige Nieten V. Taf. 52 B. — Kegelförmige, Grenchen. M. S. — Gekordelte V. Taf. 57 B. 1. 2.; Taf. 54 B. 3. Taf. 50 B. — Bronzenieten auf Eisen Oberdorf. M. S.

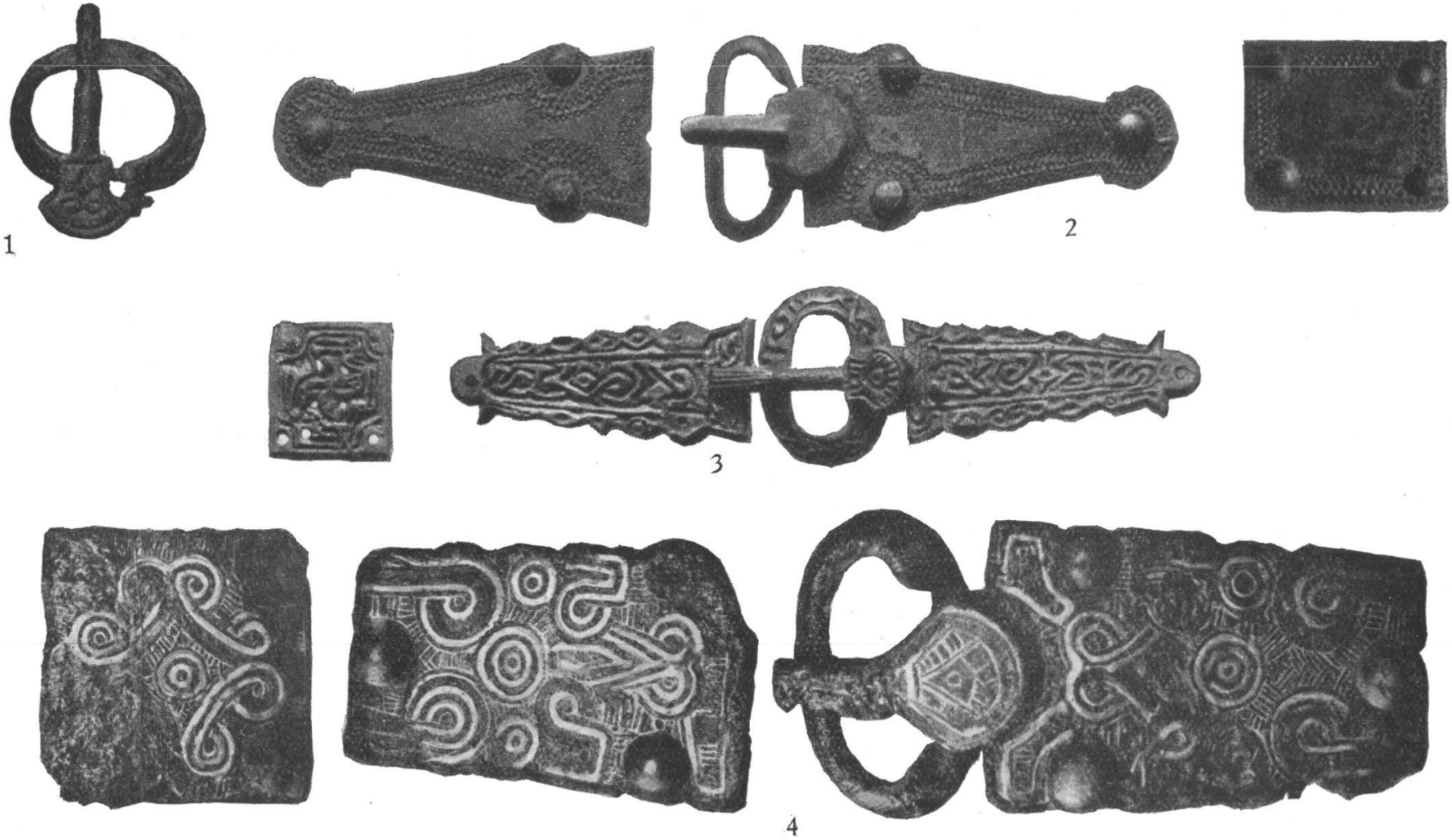


Abb. 8. 1. Oberdorf. M. S. 2—4. Oberbuchsiten. LM.

1 Kleine Bronzeschnalle. 1 : 2. 2. Gr. 35. Brozener Schnallenschmuck mit Gravierung. 1 : 2,5. 3. Gr. 53. Bronzener Schnallenschmuck mit Kerbschnitt 1 : 2,5. 4. Gr. 6. Eiserner Schnallenschmuck mit Tauschierung. 1 : 2,5.

chen darüber gefahren, oder in Kerbschnitt ziseliert, in flacherem oder höherem Relief. Im burgundischen Gebiet ist außer der Riesenschnalle aus Eisen besonders auch die gegossene, oft durchbrochene Bronze („bronze ajourée") beliebt. Auf Eisen dagegen wird plattiert und tauschiert. Chronologisch sind sicher die schon bei den Römern bekannten Bronzeschnallen mit ihrer Technik älter als die silbertauschierten Eisenschnallen. Gravierte oder durchbrochene Eisenschnallen gehören zu den Seltenheiten.

Was von den Gürtelschnallen gilt, gilt auch für alle anderen Schnallen, insbesondere von den *Schuhschnallen*, die sich nur durch die geringere Größe unterscheiden. Sie bestehen übrigens eher aus Bronze, wenn auch eiserne tauschierte Schuhschnallen nicht fehlen. Auch der übrige Lederbesatz paßt sich in Stil und Material den Gebrauchschnallen durchaus harmonisch an.

In unserem Kanton läßt sich folgender Tatbestand in Hinsicht auf die Zierschnallen erkennen. Oberbuchsiten ist sehr reich daran. Zunächst die Formen. Die einfachen eisernen oder bronzenen Schnallen geben zu keinen Bemerkungen Anlaß; solche können überall, im ganzen germanischen Kulturgebiet gefunden werden. Die Form aller dieser Schnallen ist mehr oder weniger flach oval, ganz selten rechteckig (Gr. 47). Eine kleine Bronzeschnalle von Kienberg mit Strichverzierung, griff mit 4 Zacken in das Leder[1]). Hervorgehoben mag eine kleine, einfache, profilierte Silberschnalle werden, die mit Zirkelschlag verziert ist (Gr. 15). In Oberbuchsiten Gr. 35, Oberdorf und anderswo erscheint eine auch sonst häufige Form, die dreieckige mit Nietenscheiben versehene, einst leicht versilberte Bronzeplatte mit Gegenplatte und Rückplatte (Abb. 8, 2). Es ist der typische, gemeingermanische Verschluß für den Gürtel, an dem der Scramasax hing. Eine reich mit Kerbschnitt nach Stil I über und über verzierte, zum gleichen Zweck dienende Schnalle, profiliert, mit Flügeln an den Enden, fand sich in Oberbuchsiten, Gr. 53 (Abb. 8, 3). Auch das Frauengrab 135 hatte eine kleine Bronzeschnalle von diesem Typus, aber nach Stil II. Auch Trimbach hat derartige Schnallen aufzuweisen.

Sehr viel häufiger sind aber in Oberbuchsiten die eisernen Schnallen mit Platte, Gegenplatte und Rückplatte, teils einfach, teils tauschiert und plattiert. Die häufigste Form ist die mit halbrundem Abschluß nach hinten; aber auch alle anderen Typen sind vertreten. Bemerkenswert

[1]) Bonstetten, Rec. ant. suisses 2. Suppl. Taf. 11, 9.

Abb. 9. Grenchen. Burgundische Eisenschnalle mit Platte, plattiert-tauschiert. 1 : 2. M. S.

ist vielleicht das reiche Kriegergrab 62 mit der Form eines gotischen Schildes, Spitze nach außen, und einer runden Rückplatte mit nur drei Nieten. Gr. 47, Mann, hat ein Beschläg, das hinten profiliert ist, so daß zwei von einander wegschauende Vogelköpfe zu sehen sind; bei Gr. 98, ebenfalls männlich, sitzt die hintere Niete sonderbarerweise auf einem einspringenden Winkel, bei Gr. 142, Mann, zwischen Schwalbenschwänzen.

Was dann die *Ornamentik* betrifft, so ist unser Kanton in allen seinen Teilen reich an *tauschierten* und *plattierten*, kleineren und größeren Schnallenbeschlägen. Während die kleinen Platten mit den feinen Mustern, die ältere Form der Tauschierung, fehlen, sind die Formen mit der Kombination von breitern Streifen und feineren Linien sehr häufig. Am gewöhnlichsten ist das Flechtbandmotiv mit Füllungen, eingefaßt von Arkaden oder Pässen. Die Füllungen werden durch kleine Rautenplättchen belebt. Auf den Rückplatten ist meist ein Vierpaß erkennbar. Die dunkeln Bänder, also die Oberfläche des Eisens, sind oft durch silberne Punktreihen belebt.

Unter den Oberbuchsiter Schnallen erwähnen wir aus dem Männergrab 93 eine vollständige Garnitur einer dreieckigen Schnalle mit Nietenscheibe am hinteren Ende, mit elegantem Flechtwerk, in Zickzack- und Treppenmuster eingefaßt, mit Strichfüllungen, breiteren Konturen um das Flechtband und einem Vierpaß auf der Rückplatte[1]). Das weitaus schönste derartige Stück (trapezförmig) hat Grab 6, Mann, geliefert (Abb. 8, 4). Die Stilisierung des ursprünglichen Tiermusters ist schon so weit fortgeschritten, daß die einzelnen Teile vollständig auseinandergerissen und die Mitte aller Garniturteile mit konzentrischen Kreisen geschmückt sind. Besonders eindrucksvoll ist dabei die Hervorhebung des Ornaments durch die breiteren Bänder. In einfacher Weise wiederholt sich auf dem Schild des Dornes das gleiche Motiv[2]). Aus den konzentrischen Kreisen entwickelt sich die Spirale (Gr. 127).

Auch rein plattierte Formen kommen in Oberbuchsiten vor. Schnallen aus Grab 57 und 111 waren ganz plattiert und hatten einfache, nur eingeritzte Schlingmuster[3]).

Oberbuchsiten zeigt also in Hinsicht auf die Schnallen die Eigentümlichkeit einer starken Mischung alamannischer und burgundischer Elemente, vgl. unten S. 86 f. Zudem sind alle Stilformen zum Endstadium der Entwicklungsmöglichkeit gelangt.

---

[1]) Fast genau identisch mit V. Taf. 56 A 4.

[2]) Ähnliche Form der Garnitur und der Verzierung, aber lange nicht so gefällig, V. Taf. 56 B. 1, von Holzgerlingen.

[3]) Ornamenttyp B. 46, 5.

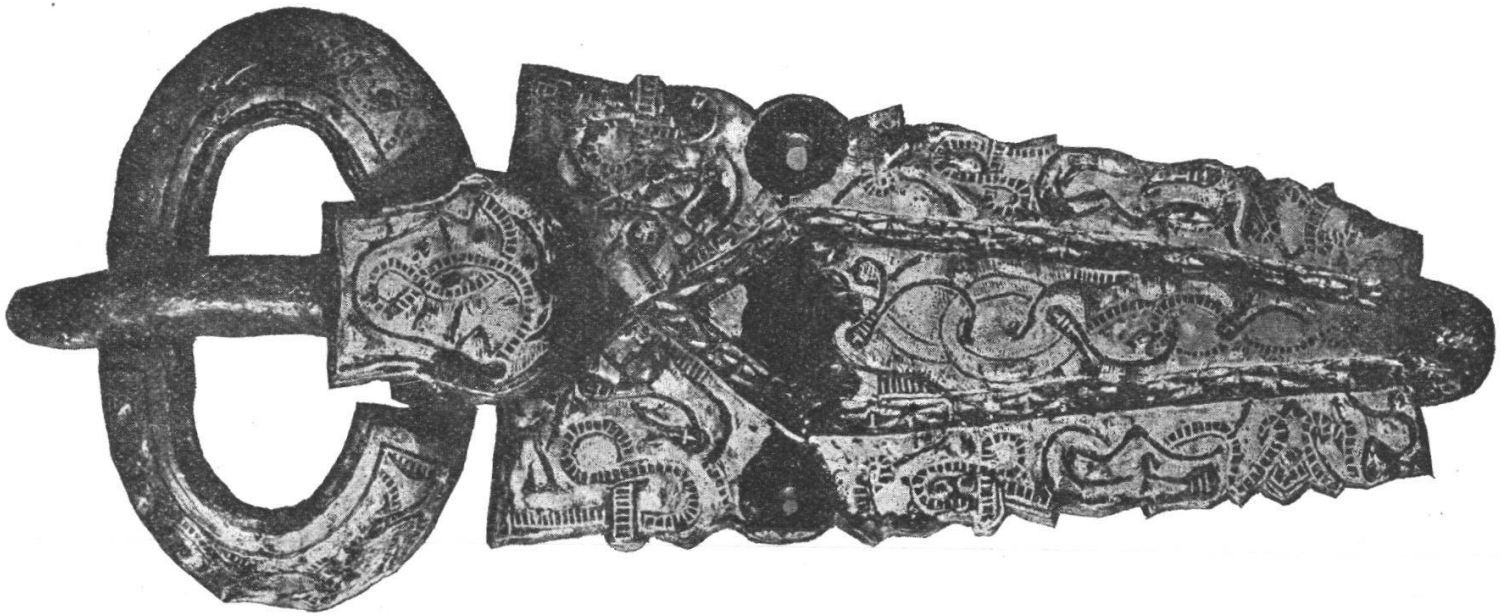


Abb. 10. Grenchen. Burgundische Gürtelschnalle mit Platte, plattiert-tauschiert mit „Sarg“ in Kerbschnitt. 1 : 3. M. S.

Eine ganz besondere Behandlung verdienen die *Grenchner Schnallen*, die eine Zierde des Museums in Solothurn bilden. Sie gleichen denen aus dem Kanton Waadt, von Elisried, aus der Gegend von Bern, fehlen aber in der Ostschweiz vollständig; *sie sind also sicher burgundisch* und ausschließlich Inventar von Männergräbern. Eine solche mit schmaler, hochstehender Gegenplatte ist von riesigen Dimensionen. Die eigentliche Schnalle hat eine Breite von ca. 11 cm, der gewölbte Rand eine solche von 3 cm, die Breite des durchzuziehenden Riemens betrug 7 cm. Der Dorn ist gegen vorne keulenartig verdickt und schließt hinten mit einem breiten Schild ab. Der vordere Rand wird durch einen bronzenen Blechstreifen mit Gerstenkörnern eingefaßt. Ein Teil ist noch mit Leinwandfetzen bedeckt, ein Beweis dafür, daß der Tote noch einen Überwurf über dem Gürtel trug. Die Platte und die Schnalle, sowie die Gegenplatte sind plattiert und gleichzeitig mit Silber und Bronze tauschiert. In der Mitte ist eine Rosette, die unbeholfen in ein dickeres Silberblech eingeschnitten ist. Sowohl die Innen- wie die Außenzonen weisen sehr ungeordnete Rankenmuster auf, die von Bronzefäden umschlungen werden. Der Künstler sparte zwar ein Mittelfeld, einen „Sarg", aus und umriß ihn, kümmerte sich aber im weiteren gar nicht mehr darum. Die Platte, rechteckig, hat eine Größe von 13 auf 9 cm. Die konischen Nietnägel sind zonenweise silberplattiert und bronzetauschiert, der Schild des Dornes mit einem bronzenen Gittermuster auf der Platte umgeben (Abb. 9).

Noch schöner ist eine leider nur in Schnalle und Platte erhaltene Gürtelschließe mit etwas kleinerer Schnalle und schlankerem Schild, aber mit dem gleichen massigen, keulenförmigen Dorn. Die Länge der trapezförmigen, profilierten Platte beträgt 15 cm, die Breite bei der Schnalle 7,5 cm. Hinten endet sie in eine Nietenscheibe; der noch darin steckende Nietkopf ist halbkugelig und ebenfalls tauschiert. In der Mitte ist ein vertiefter „Sarg", der in Relief ausgeschnittene Diagonalrechtecke darstellt. Sonst ist die Fläche außen und innen plattiert, die dunkeln Schlangenlinien quer mit Strichen tauschiert, wie üblich. Die Motive, freilich kaum mehr erkennbar, sind der Tierornamentik entnommen. Das Gewicht dieses Schmuckstückes ist 550 g (ohne Gegen- und Rückplatte)[1]) (Abb. 10).

Ein anderes Grenchner Stück besitzt breitere Paßmuster, die Rauten umfassen, während die übrige Fläche mit feinen Strichen tauschiert ist

[1]) 12. JB. SGU., 1919/20, 134. Abb. 19. — Eine ähnliche „Sarg"verzierung in Bronze in Verbindung mit reiner Plattierung, Elisried, MAGZ. 21, 7 Taf. 5. Gr. 85 a. — Weissenbühl bei Bern l. c. Taf. 9, 6. — Diese Stücke stammen wohl aus der gleichen Werkstätte.

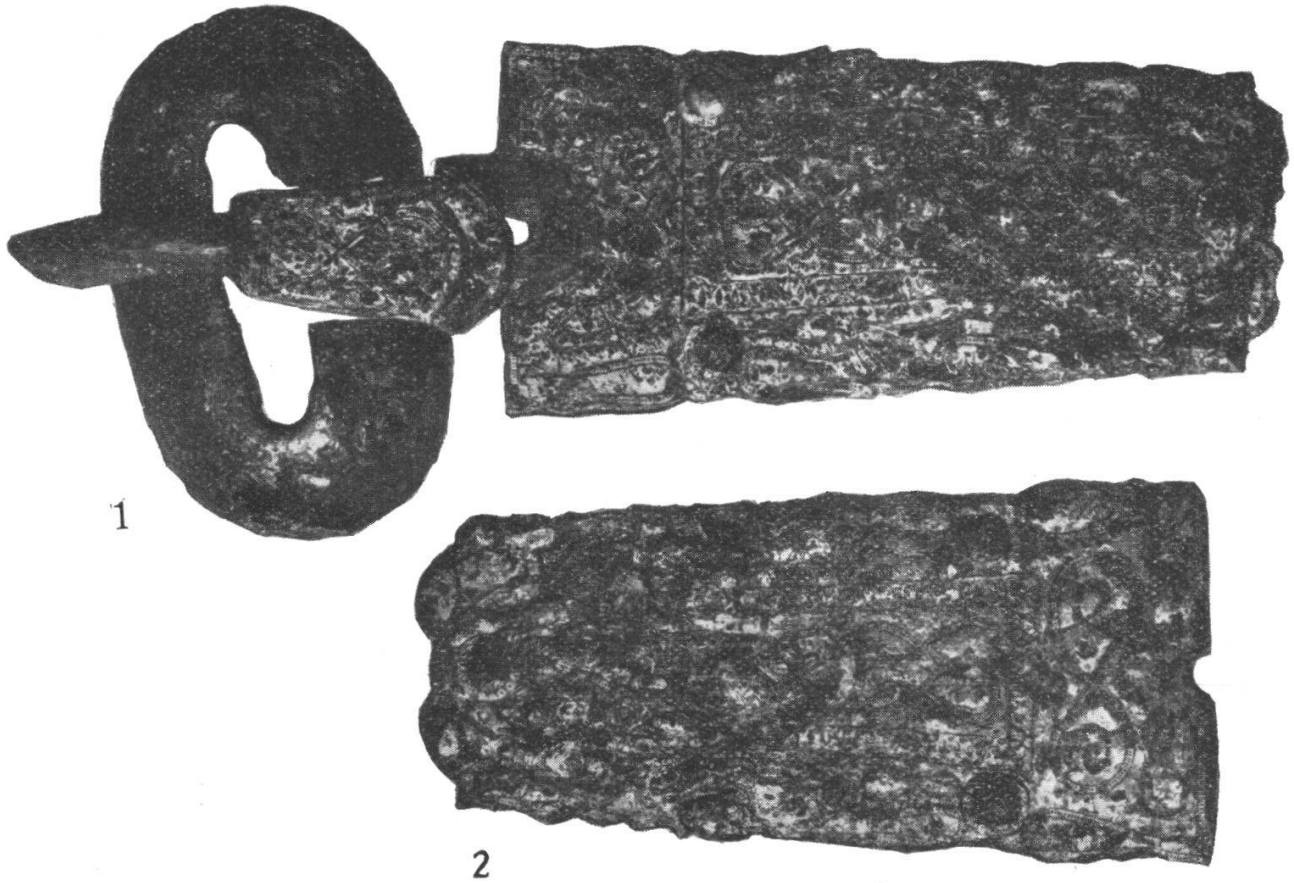


Abb. 11. Oberdorf. Burgundische Gürtelschnalle mit Platte und Gegenplatte. Tauschiert-plattiert. 1 : 2. M. S.

und nur zur Belebung des Hauptmusters dienen. Eine andere wieder, rechteckig, hat auf plattiertem Untergrund mit Silber- und Bronzefäden abwechselnd ein strichtauschiertes Schlangenmuster, um den Dornschild ein doppeltes Wabenmuster in Bronze. Wieder eine andere rechteckige Platte hat nur in der Mitte plattierte Füllungen, während sonst die ganze Oberfläche mit Schlingmustern geschmückt ist, die oben und unten von je fünf Zonen von Strichbändern, abwechselnd mit breiteren Treppenmustern, begleitet werden. Eine Seltenheit ist ein vollständig kreisrunder Schild am Dorn, mit Hakenmustern plattiert, die von tauschierten Bronzestreifen begleitet sind.

Diese Riesenschnalle mit Platte und Gegenplatte findet sich nun aber auch in Oberdorf-Bühl. Der Schnallenrand ist noch breiter, 4 cm, der Dorn etwas kürzer, die Kolbenform ist noch stärker betont, der Schild abgesetzt und noch mehr in die Länge gezogen. Die Form der profilierten Platte und Gegenplatte ist die eines außen leicht schmäler werdenden Trapezes, buchtet aber an den Enden zweimal etwas aus. Die plattierten Nietnägel sind mit Silberringen unterlegt, auf denen kleine Buckelchen herausgearbeitet sind. Der Sinn der auf diesen großen Flächen angebrachten Dekoration ist schlechthin unverständlich geworden. Freilich kann man noch einen breiten „Sarg" erkennen, der durch Gitter- und Wabenmuster, belebt mit Punkten, verziert ist. Zwischen den regellos verschlungenen Bändern treten hie und da bronzetauschierte Linien auf, die als Schlangen mit Augen gedeutet werden können. Diese Garnitur, die zusammen nahezu ein Kilo wiegt, zeigt bereits eine ganz späte Entwicklungsreihe und dürfte in die frühkarolingische Zeit fallen (Abb. 11, 1 und 2). Ein zweiter Monstregürtelschmuck aus Oberdorf vom burgundischen Typus hat scharf prononcierte, trapezförmige, ziemlich stark gewölbte Platten, L. 13 cm, Br. vorn 6,5 cm, hinten 4,5 cm. Der fast unkenntliche „Sarg" hat einen Rand, der durch zwei Bronzestreifen eingefaßt ist. Weitere Zonen weisen bronzene Zickzacklinien auf. Gegen das innere Ende der Gegenplatte ist ein bronzenes *Hakenkreuz* sichtbar. Interessant ist der Verschluß: der Schmied hat aus dem innern Rande der Platte zwei Bänder herausgeschmiedet, diese nach unten umgebogen und am Ende zu einer dreieckigen Platte zusammengehämmert, die über das Riemenende zu liegen kam. In diesen zwei Ösen pivotierten die Schnalle und der Dorn getrennt voneinander.

Es gibt nun aber auch kleinere Schnallen, tauschiert-plattiert, von dem gleichen Typus. Wir können sie verfolgen von Grenchen über Oberdorf-Rüttenen-Önsingen-Oberbuchsiten (hier achtmal wieder-

kehrend)[1]) bis nach Olten. Es ist kein Zweifel, daß auch diese eleganten Stücke, die in der Ostschweiz fehlen, vom Westen zu uns gekommen sind, also auch aus burgundischen Werkstätten stammen müssen. Vor uns liegt eine solche kleinere Garnitur von Oberdorf (Abb. 12). Die Schnalle ist verhältnismäßig breit und flach und vorne mit einem erhabenen Rand von Bronze mit eingravierten Querstrichen eingefaßt, der kolbenartige Dorn ist sehr lang, der Schild klein, er ist plattiert und darauf ein Kreuz mit Kugelenden dunkel ausgespart. Platte und Gegenplatte sind reich profiliert, die Muster zwei M und drei bis vier „Raupen" auf plattiertem Untergrund. Die kleinen Nietköpfe sind mit einem gebuckelten Bronzescheibchen unterlegt. Die massive Schnalle scheint gar nicht zu Platte und Gegenplatte zu passen. Die Länge von Platte und Gegenplatte ist über 9,5 cm, die größte Breite nur 2 cm, während die Schnalle eine Breite von über 4 cm hat. Der durchzuziehende Riemen konnte aber höchstens 1,7 cm breit sein. Wieder ein anderes Stück vom selben Typus von Oberdorf, noch kräftiger profiliert, ebenfalls plattiert und silber- und bronzetauschiert, ließ erkennen, daß sich die Oberflächendekoration der Profillinie anpaßte. Die ursprüngliche Idee der Tierornamentik ist nicht mehr erkennbar (Abb. 13). Besser ist sie auf einer plattierten Schnalle von Rüttenen ersichtlich, indem man hier wenigstens noch die ursprünglichen Augen und Schnäbel deuten kann (Abb. 14).

Wie sehr gerade die Leute von Oberdorf an diesen typischen Formen Gefallen hatten, geht u. a. auch aus einer Miniaturschnalle hervor, die mit ihrer nur 4,5 cm langen Platte die breite Schnalle mit dem vorne keulenförmig verbreiterten Dorn zeigt.

Während einerseits der westliche Teil unseres Kantons bis gegen Olten hin und ebenso der nördliche Kantonsteil, wie z. B. Kleinlützel, auffallend reich an silberbeschlagenen Gürtelschnallen der Spätzeit sind, fällt es auf, daß die doch immerhin nicht arme Bevölkerung von Trimbach nicht ein einziges tauschiertes oder gar plattiertes Objekt hinterlassen hat, dafür aber umso mehr ziselierte Ware, sowohl Schnallen wie Riemenzungen. Da Trimbach ganz offenkundig an einen römischen Bau anschließt und auch in seinem Inventar frühes Material enthält, so dürfte daraus wieder einmal bestätigt sein, daß bei unseren frühen Alamannen die Tauschierung gar nicht bekannt war, daß aber im Laufe des 6. und 7. Jahrhs. Ware zu ihnen kam, die im Westen, im burgundischen Gebiet erzeugt wurde und allmählich starken Anklang fand. *Entweder haben sich*

[1]) Gr. 17, 44, 57, 68, 69, 73, 111, 120, lauter Männergräber.

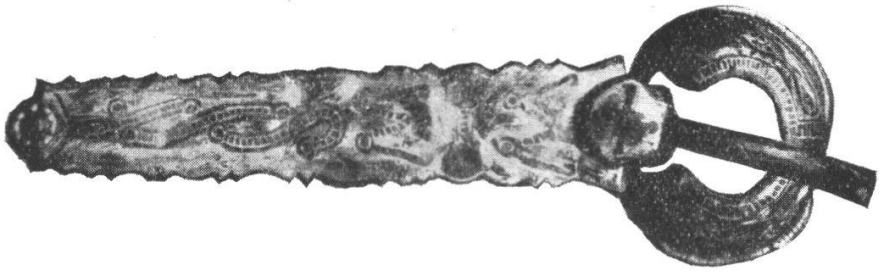


Abb. 12. Oberdorf. Tauschiert-plattierte Gürtelschnalle mit Platte. ca. 2 : 3. M. S.

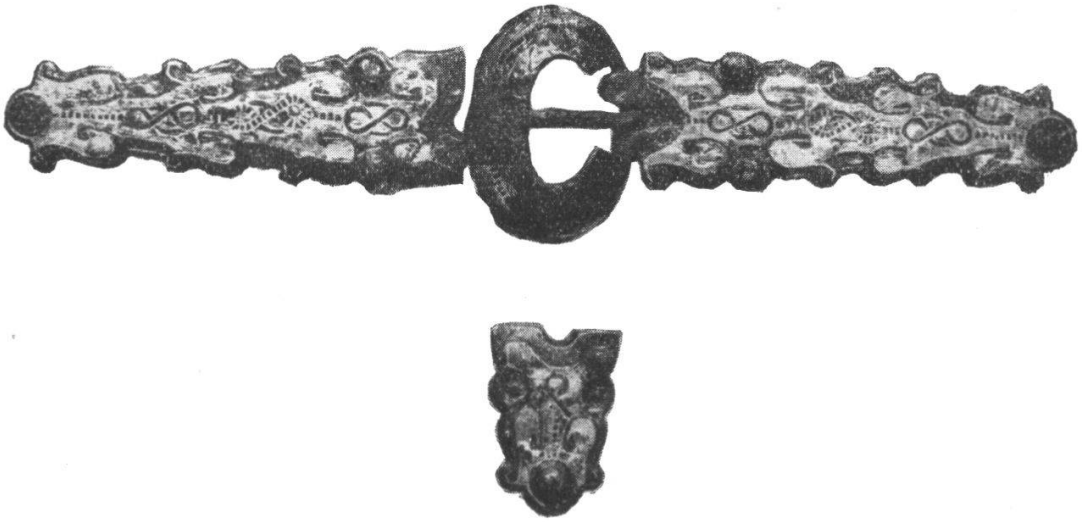


Abb. 13. Oberdorf. Tauschiert-plattierte Gürtelschnalle mit Platte und Gegenplatte und dazu gehörigem Riemenbeschläg. ca. 2 : 3. M. S.

Abb. 14. Rüttenen-Vizenhubel. Tauschiert-plattierte Gürtelschnalle und Platte. ca. 2 : 3. M. S.

also unsere solothurnischen Alamannen von Grenchen abwärts vornehmlich von den Burgundern mit Gürtelschnallen versorgen lassen und haben den in alamannischen Werkstätten erstellten Gürtelschmuck eher verschmäht, oder aber sie wollten sich damit als Burgunder vor den Alamannen bemerkbar machen.

β. Die Riemenzunge.

Bei den „Riemenzungen" haben wir zu unterscheiden zwischen den eigentlichen *Zungen*, die zum leichteren Durchziehen der Riemen durch die Schnalle dienten, und den verzierten *Riemenbeschlägen*, die, meist in mehreren Exemplaren, entweder auf dem Riemen aufgenäht waren oder als *Riemenenden* um den Gürtel herunterhingen. Beide Arten, sobald sie aus Metall bestehen, erleben die gleiche Dekoration, wie die Schnallen. Sie bestehen aus Gold, Silber und Eisen, am häufigsten aber aus Bronze (Abb. 15, 1). In der Länge variieren die Zungen sehr bedeutend, von 8—12 cm normal. Die Befestigung am Riemen erfolgt entweder dadurch, daß das Riemenende in eine klammerartige Erweiterung der Metallplatte gesteckt und dann vernietet, oder daß die Zunge auf den Riemen aufgelegt und vernietet wird. Während in Oberbuchsiten z. B. die vorkommenden Prunkschnallen meist Männergräbern entstammen, scheinen die Riemenzungen dort eher weiblichem Geschmack entsprochen zu haben[1]). Hier wurden sie, wie es scheint, hauptsächlich am Schuhriemenwerk angebracht. Eine kleine tauschierte war als Spange verwendet, Gr. 63. Zwei unscheinbare Zungen mit Kerbschnittechnik erscheinen in Grab 135 paarweise. Aus Trimbach stammt ein Paar größere mit ausgeprägtem Treppenmuster. Kienberg hatte eine bronzene Riemenzunge von 25,5 cm Länge[2]). Allgemein gesprochen sind Riemenzungen in unserm Kanton gegenüber dem massenhaften Vorkommen in der Ostschweiz und Württemberg[3]) eher selten.

Ebenfalls in Oberbuchsiten nachgewiesen ist ein *Gürtelschmuck*, der aus einer Kombination von Gürtelbeschläge und daran hängenden Riemenenden gebildet ist. Auf dem Gürtel waren vorne in regelmäßigen Abständen mittels Zierbeschlägen schmale Riemen aufgenietet, an deren unterem Ende eine entsprechende kleine „Riemenzunge" hing. Eine solche sicher zusammengehörige Garnitur besitzen wir aus dem Männer-

---

[1]) Auch die Riemenzungen wurden oft als solche nicht erkannt; bei Bonstetten, Rec. ant. suisses, 2. Suppl. Taf. 11, 15 wird eine solche Riemenzunge als Klinge („Lame") gedeutet.

[2]) Bonstetten l. c.

[3]) V. Taf. 59—62.

grab 91, in dem außer einer versilberten Gürtelschnalle 13 bandtauschierte, verschieden lange, teilweise etwas gewölbte Beschläge und „Zungen" lagen. Aus der Tauschierung ist ersichtlich, welche Stücke auf dem Gürtel angeheftet waren und welche als Abschluß des Hängeriemens dienten[1]) (Abb. 15, 2). Soweit wir den Bestand an solchem Gürtelschmuck überblicken, war er besonders im spätmerowingischen und frühkarolingischen Kulturkreis, speziell bei den Alamannen, beliebt. Aber auch auf diesem Gebiet haben sich wohl noch römische oder wenigstens römisch angelernte Handwerker betätigt[2]).

γ. Das übrige Lederbeschläge.

Wo immer sich Riemen vorfinden, kann man auf *Besatzstücke* aller Art rechnen, wenn auch, namentlich nach älteren Beobachtungen, selten erkannt werden kann, wo sie saßen. In unserer Gegend sind es namentlich die Lederscheiden der Scramasaxe (S. 63), die geschmückt sind mit einer von oben nach unten laufenden Reihe von halbrunden Besatznieten (nach Art unserer Polstermöbelnägel), oft in bestimmten Zwischenräumen unterbrochen von Nieten mit tellerartigen oder flach gewölbten Köpfen, die gelegentlich mit Kerbschnittornamenten verziert sind (Abb. 15, 3). Einen erhöhten Reiz gewinnt diese Garnitur, wenn diese „Nägel" noch auf einer gekordelten Unterlage ruhten[3]) (in Oberdorf eine Scramasaxscheide mit 75 rosettenförmigen Nieten). Auf anderen Lederriemen finden wir sehr oft, auch bei uns, tellerförmige Besatznieten, deren Köpfe an Schmuckbrakteaten erinnern[4]) (Abb. 15, 3). Häufig finden sich schildförmige Besatzstücke, seltener Kreuze oder Rauten.

Nicht selten sind die kleinen, runden oder viereckigen Bronzeplatten, die einen oder mehrere rechteckige Ausschnitte auf der Fläche in verschiedener Stellung haben (Abb. 15, 4 und 5). Offenbar leuchtete durch diese „Schlitze" das farbige Leder durch und erhöhte den Eindruck des Riemens. Die gleiche Bedeutung haben jene auch bei uns vorkommenden größeren dreieckigen, an der unteren Spitze mit einer abgesetzten Nietenscheibe versehenen Beschläge, die am hinteren Ende

---

[1]) Wie ein solcher Gürtel ausgesehen haben mochte, ist in sehr instruktiver Weise dargestellt AuhV. 4, Taf. 36 (Andernach). — Riemenzungen dieser Art, mit Plattierung, Balingen, Taf. 61 B., oder Cortaillod, B. 109, Abb. 42, mit Wabenmuster; Bülach, LM. und Pfahlheim, V. Taf. 62 B. — Vgl. auch L. 372 ff.

[2]) Eine bei Nördlingen gefundene Garnitur wies eine auf der Plattierung eingeritzte Inschrift „semper vivas" auf. Röm.-Germ. Korr.-Bl. 7 (1914), 53.

[3]) Beispiel einer solchen Prunkgarnitur auf Scramasaxscheide, AuhV. 4, Taf. 36, 5 (von Andernach).

[4]) Oberbuchsiten Gr. 5, Gr. 14, mit Zirkelschlag, Gr. 53 (Mann).

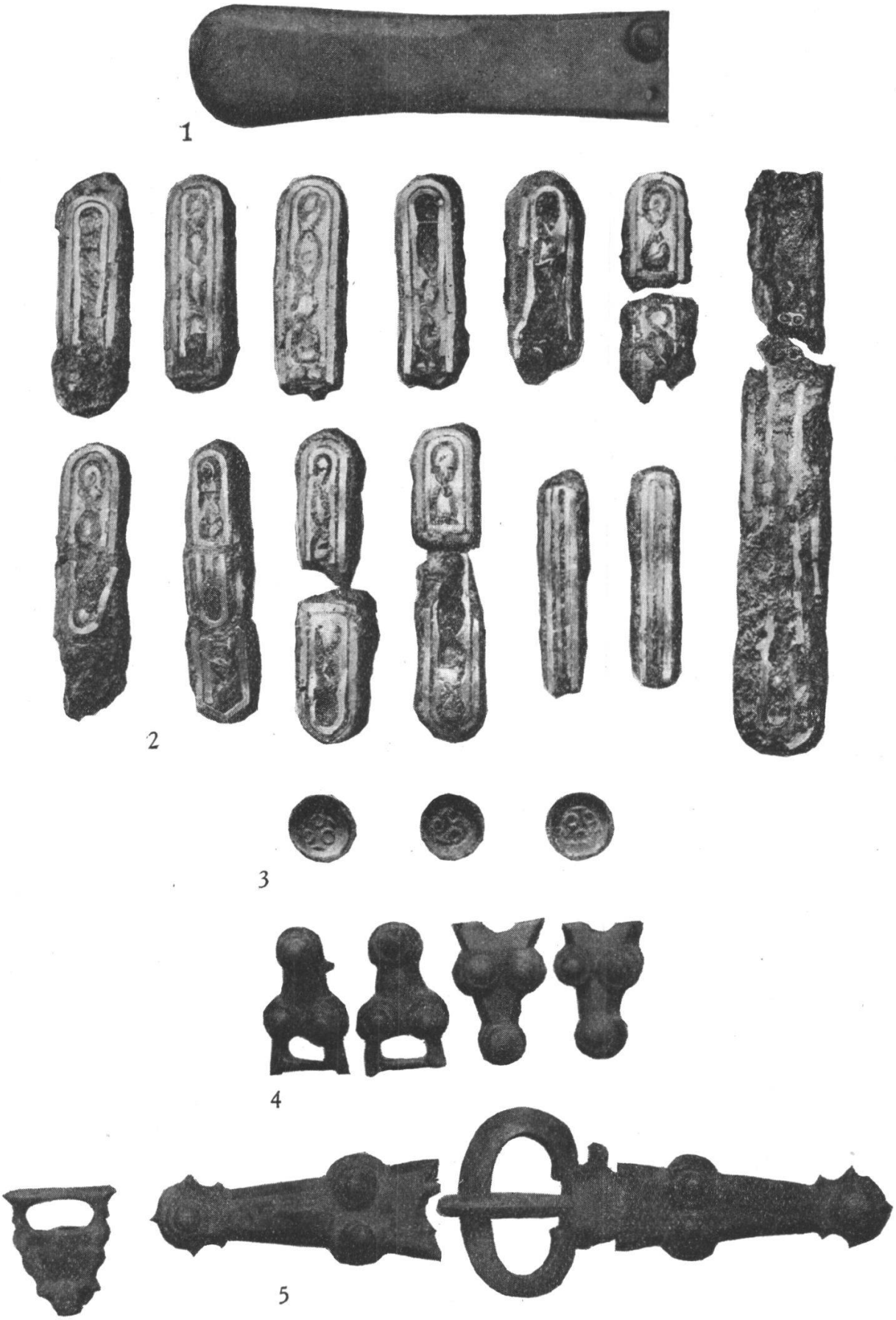


Abb. 15. 1, 4, 5 Oberdorf. 2, 3 Oberbuchsiten.

1. Riemenzunge aus Bronze. 2 : 3. M. S. 2. Gr. 91. Riemengarnitur, plattiert. 2 : 3. L. M.
3. Lederbesatzknöpfe von einer Scramasaxscheide. 2 : 3. LM. 4. 5. Ganze Gürtelgarnitur. 2 : 3. M. S.

einen, wie es scheint, für das Durchziehen eines schmalen Riemens bestimmten Schlitz hatten, der aber auch ganz gut zu rein dekorativem Zweck über dem farbigen Riemen dienen konnte, Oberbuchsiten Gr. 53 (Mann)[1]). Die gleiche Rolle haben sicher jene oft in der Vierzahl nachzuweisenden spatenförmigen Beschläge mit „Riemenöse" gespielt, wie sie in der gleichen Zahl im Kriegergrab 87 vorkommen[2]) (Abb. 16, 1).

b. Die Nadel (Haar- und andere Nadeln).

Da die Frau das Bedürfnis empfand, sich das lange Haar aufzubinden und zu verknoten oder einen Schleier anzubringen, waren Haarnadeln notwendig (S. 48), wenn sie auch bei uns darin keinem besonderen Luxus huldigte. Im Vergleich mit dem kostbaren Haarnadelschmuck, den sich z. B. die bronzezeitlichen Frauen leisteten, sind die frühgermanischen Haarnadeln kürzer und, wenigstens bei den Alamannen der Hochebene, eher dürftig[3]). Sie bestanden meist aus Bronze und endigten in einem Kopf. Auf dem Körper sind sie meist geriefelt, der Kopf ist entweder eine Kugel oder Halbkugel, eine durchlöcherte Scheibe, ein Würfel, ein Polyeder oder ein Vogelkopf, dessen Augen durch Almandine angedeutet oder hervorgehoben sind. Aus diesem geht dann die Idee des unsymmetrischen Nadelkopfes hervor, d. h. einer seitlich abgebogenen Platte. Von Oberbuchsiten Gr. 78 liegt eine Nadel vor mit einem leider fragmentarischen Kopf, der einer gestrekten Raute gleicht (Abb. 16, 2). Oft wird die Nadel in der Mitte verdickt (Würfel oder Kugel), um ihr besseren Halt zu verleihen[4]). Sie erscheint dann in Stileinheit mit dem Ohrring mit Würfel.

Es ist selbstverständlich, daß, sobald die Nadeln einmal kürzer werden, sie nicht nur als Haarnadeln gedient haben. Ist ihre Fläche nicht geriefelt, so dienten sie als Stecknadeln. Näh- und Häkelnadeln wurden aus Bein oder Elfenbein erstellt, und, wenn es der Mühe wert war, solche

---

[1]) Gerade der Umstand, daß bei der Endscheibe ein Nietloch angebracht ist, scheint mir fürs Aufnähen des ganzen Beschläges zu sprechen. Aus diesem Grabe speziell ist die Stileinheit zwischen Schnallenschmuck und sonstigem Gürtelschmuck besonders deutlich: alles wild aufgelöste Kerbschnittechnik. — Übrigens können diese kleinen Objekte auch als Hängeschmuck am Gürtel gedient haben.

[2]) Ein solcher Gürtel ist rekonstruiert BB. 13, II, die Beschläge einzeln abgebildet Taf. 11 A; wieder zu *vieren*, Taf. 28 G, mit Lotosblumenende und Zirkelschlag.

[3]) Im Gegensatz zu der Gegend von Basel, wo ausnehmend viel silberne und vergoldete Vogelkopfnadeln, in Kerbschnittechnik reich verziert, gefunden wurden.

[4]) Typentafeln V. Taf. 45. 46. — L. Taf. 9. Dem Oberbuchsiter Exemplar kommt das Pfälzer Stück AuhV. 2, Heft 10, Taf. 6, 14 am nächsten.

auch in ein Nadelbüchschen gesteckt. Waren Nadeln mit einem lanzettartigen Ende versehen, so dienten sie etwa zum Verstreichen von Salbe oder Wachs, vielleicht auch wirklich zum Schreiben[1]).

c. *Die Fibel und Brosche.*

Eines der wichtigsten archäologischen Dokumente der germanischen Frühzeit ist die Kleiderhafte, die *Fibel*, die *Brosche*, die *Agraffe*. Irgendwo am Körper mußten die Kleider zusammengeknüpft werden und zwar bei Mann und Frau, sei es auf den Schultern, sei es in der Gegend des Gürtels, sei es in der Nähe der Brust. In den ersten beiden Fällen herrscht die Fibel, im letzteren die Brosche vor. Oft erscheinen die Fibeln zu zweien unweit nebeneinander, unweit des Gürtels. Auch im Gebrauch der Fibel sind die Germanen die getreuen Nachahmer keltischer Kleidersitten, während die Brosche mehr auf römische Muster zurückgeht. Wie bei den Kelten, so dienen diese Bestandteile der Kleidung auch zum Schmuck. Es entwickeln sich aus der einfachsten, notgegebenen Form, die kein Schmuck ist, die großartigsten Prunkfibeln, an denen weder Gold noch Silber gespart, deren Fläche über und über mit Ornamenten bedeckt wird, wo die herrlichsten Kombinationen von farbigen Steinen, Halbedel- und Ganzedelsteinen in Zellenschmelztechnik („cloisonné"), oft mit Niello, ersonnen werden. Vermag man keine Edelsteine, so genügt farbiges Glas, dem man eine glänzende Metallfolie unterlegt, um die Lichtwirkung zu erhöhen. Das dazu verwendete Metall ist Gold, Silber, Bronze, versilberte Bronze, vergoldetes Silber. Nur die Broschen erscheinen ab und zu auch in Form von tauschiertem oder plattiertem Eisen.

Die *Fibel* besteht aus einer Platte mit Bügel, unter der die Nadel angebracht ist, die, wie unsere Sicherheitsnadel, vermöge ihrer eigenen Elastizität oder durch eine Spiralfeder in eine Rille gedrückt wird, wo sie festgehalten wird. Während dieser Verschluß im wesentlichen überall gleich ist, wird die sichtbare Platte ein eigentliches Zierstück. Dabei unterscheiden wir einige Grundtypen.

Eine sehr entwicklungsfähige Grundform bieten zunächst die spätrömische Zwiebelkopffibel und die Armbrustfibel. Bei diesem Typus ist — außer der Nadel — alles noch von außen sichtbar, der sog. Bügel, mehr oder weniger steil gebogen, der Fuß, in dem die Nadel ruht, die eine Fortsetzung der Feder bildet, welche ihrerseits um einen Stift gewunden, und damit sie nicht herausschnappt, durch zwei zwiebelartige

[1]) Über Nadeln V. 59 f. — Mit Sicherheit bestätigt V., daß nicht alle Ziernadeln Haarnadeln gewesen sein müssen.

Köpfe an der Seite festgehalten wird; der Kopf endigt ebenfalls in einer Zwiebel[1]). In der Folge aber verschwindet das Nadelbett unter einer Fußplatte, der Bügel wird kürzer, und der Kopf schließt auf der andern Seite mit drei Knöpfen ab: es entsteht die *Dreiknopffibel*, die nach Ansicht gewisser Forscher ein ganz spezifisch alamannisches Kulturgut wird[2]). Aus der Dreiknopffibel entwickelt sich dann auf ganz natürliche Weise die Fünfknopffibel. Die Zahl der Knöpfe vermehrt sich dann noch weiter, das ursprüngliche Halbrund der Kopfplatte wird rechteckig, die Knöpfe nur angedeutet. Also reine Ornamentik, wenn auch der Knopfgedanke nie verschwindet. Von diesem Typus, den wir gerne als fränkisch bezeichnen, fehlt im Solothurnischen jeder Beleg, so daß wir kurz darüber weggehen können[3]). Obschon dies auf einem Zufall beruhen mag und es an sich nicht ausgeschlossen ist, daß auch irgendwo bei uns, namentlich im nördlichen Kantonsteil, dieser Typ gefunden wird, darf doch als sicher festgestellt werden, daß bei den Alamannen südlich des Jura der Geschmack an dieser Form nicht durchgedrungen ist. Dieser Umstand hat auch seine chronologischen Gründe. Die Dreiknopffibel tritt bei den Alamannen Württembergs schon so früh auf, daß sie bei den recht viel späteren unserer Hochebene bereits außer Mode gekommen war. Auffallend zahlreich kommen sie dagegen — bezeichnend genug — in der Gegend um Basel vor, genau wie die Haarnadeln (S. 92, Anm. 3).

Auch die sog. *Bügelfibel*, d. h. Stücke, bei denen der Bügel zwischen zwei ähnlichen Platten steht, war in der römischen Zeit bekannt. Eine solche aus Bronze stammt aber auch aus dem Männergrab 5 von Oberbuchsiten (mit einem Scramasax mit Scheidenschmuck und tauschierter Gürtelschnalle). Die Kopfplatte ist ein Rechteck, die Fußplatte ein Schild. Beide sind mit Zirkelschlag belebt (Abb. 16, 3). Der Typus ist gemeingermanisch und hat sich recht lang erhalten[4]).

Eine weitere Art, die offenbar auch wieder auf römische Muster zurückgeht, ist die sog. *zoomorphe Fibel*, die mit den Knopffibeln zeitlich

[1]) V. Taf. E. 1.

[2]) V. 37. Taf. 21 A.

[3]) V. 31 ff. hat sich eingehend mit der Typologie dieser Fibel, im Zusammenhang mit deren ethnischen Zugehörigkeit, beschäftigt. Ganz systematisch werden diese Fibelformen verwertet von Nils Aberg, „die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit" (1922) und „Die Goten und Langobarden in Italien" (1923). Wie häufig diese Formen im alamannisch-fränkischen Kulturgebiet sind, geht daraus hervor, daß V. auf 4 Tafeln (21—24) nicht weniger als 78 Stücke abbildet.

[4]) Wenn sie nicht in einem Männergrabe gefunden wäre, könnte man an eine Halskettenagraffe denken, vgl. BB. Taf. 33. Es wäre eine leichte Weiterentwicklung der sog. „gleicharmigen Bügelfibeln", V. 38. — In Bourogne kommt ein Stück mit ähnlicher

und auch ethnisch parallel geht, aber eine längere Lebensdauer hat. Am häufigsten ist die *Vogelkopffibel*, d. h. eine solche, die in einen Vogelkopf mit gekrümmtem Schnabel endigt und bei der das Auge durch einen eingelegten roten Stein markiert ist. Auf der Gegenseite befindet sich

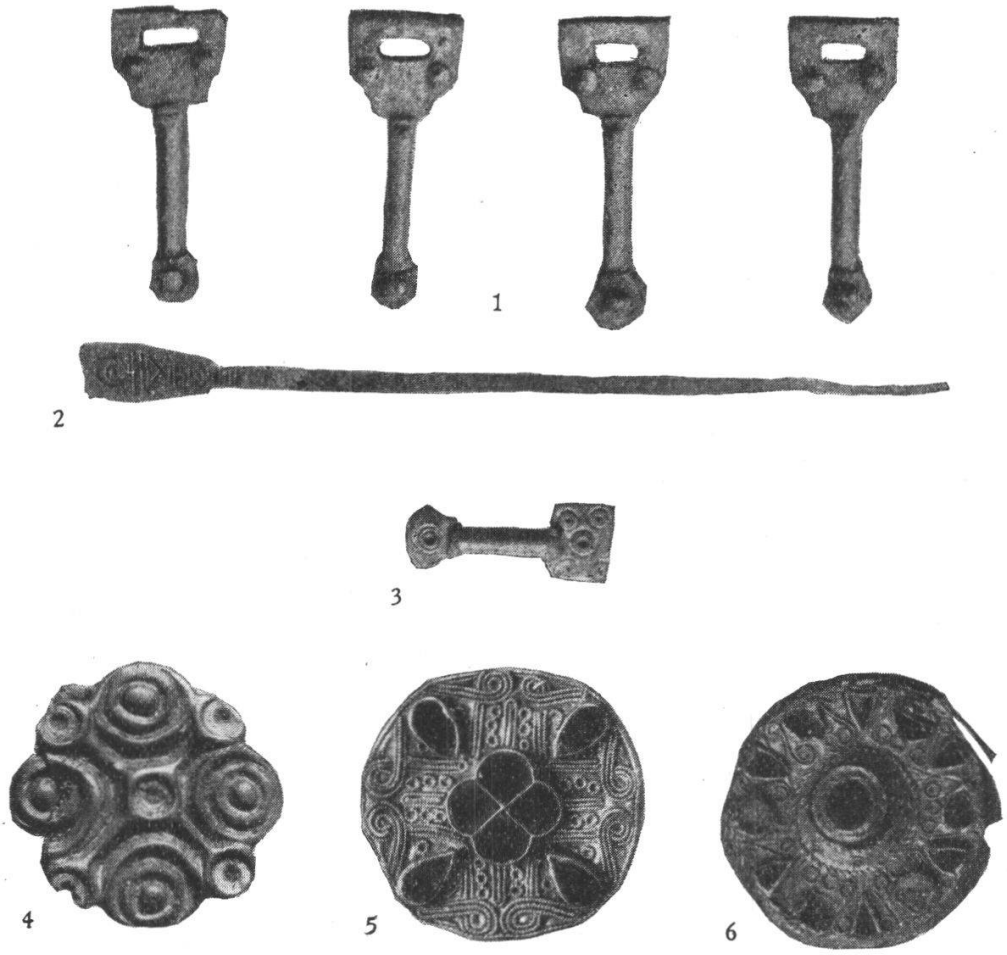


Abb. 16. 1—5 Oberbuchsiten. LM.
1. Gr. 87. Riemenschmuck und Bronze. 2. Gr. 78. Nadel aus Bronze. 3. Gr. 51. Kl. Bügelfibel aus Bronze. 4. Gr. 16. Silberne Scheibenfibel. 5. Gr. 16. Scheibenfibel mit Goldauflage, Filigran und Zellenschmelz. 6. Hohberg. Scheibenfibel. ca. 2 : 3. M. S.

der Schwanz. Auch ein ganzer Tierkörper bedeckt oft den Verschluß: Pferd, Löwe, Hund, Fisch, Roß und Reiter. Fast alle sind aus Edelmetall und noch mit Kerbschnitt verziert.

Denkt man sich den Vogelkopf an beiden Enden, so versteht man die Entstehung der sog. *S-Fibel*, d. h. der Form, deren Körper ein S bildet. Diese Fibelarten, zoomorphe und S-Fibeln, sind ganz besonders

Dekoration, aber mit identischen Platten vor und zwar recht häufig, BB. Taf. 18 A. 22' (dreimal). Es wird offen gelassen, ob sie dem burgundischen oder dem langobardischen Kulturkreis angehört. — Daß diese Stücke eher Kettenagraffen als Fibeln sind, geht aus L. 436 hervor.

dem fränkischen Geschmack angepaßt gewesen. In der Schweiz, Basel ausgenommen, sind sie selten, in unserm Kanton fehlen sie vollständig[1]).

Bereits zur eigentlichen Brosche, der Rundfibel, führen jene als *Rosettenfibeln* bezeichneten kleinen Schmuckstücke, die auch aus einem Edelmetall (meist Silber) oder Bronze gegossen sind und deshalb stark erhöhte Ornamente aufweisen. Wie aus einem in Oberbuchsiten Gr. 16, Frau, gefundenen Stück hervorgeht, ist die Kunstidee ein Kreuz, dessen Balken in kleine, kreisförmige Scheiben endigen, auf die farbige Steine eingelegt wurden; zwischen den Balken erscheinen stark reliefierte Kreise (Abb. 16, 4). Da genau gleiche Stücke auch anderswo in der Schweiz und auch bei den Alamannen jeneits des Rheins gefunden wurden, ist irgendwo im Alamannengebiet ein Fabrikationszentrum dafür zu suchen[2]). Nahe verwandt ist die ebenfalls kleine Scheibenfibel, bei der der Kunstgedanke eine Raute ist, an deren Winkeln außen je zwei kleine Scheiben sitzen, die für die Aufnahme einer farbigen Einlage geeignet waren[3]).

Damit sind wir bereits in die Nähe der sog. *Rundfibeln* oder *Broschen* gekommen, wie unser Kanton mehrere kennt. Der ganz nebensächlich gewordene Verschluß ist bedeckt durch einen schweren, kreisförmigen Körper, der aus einer Bronzeunterlage und einem verzierten Oberteil besteht, also eine Art Dose, in der sich eine kittartige Masse befindet. Die Oberfläche besteht aus einem *Goldblech*, auf dem einerseits Zellen aufgelötet sind, die sich in konzentrischer Anordnung hart aneinander befinden, oder zwischen denen Felder liegen, auf welchen Filigranornamente angebracht sind. Wo alles mit Zellen bedeckt ist, sind die Einlagen meist gleichfarbig, wo Zwischenraum vorhanden, mehrfarbig. Im ersteren Falle sind die Zellen entweder einheitlich trapezförmig oder dann außerordentlich vielgestaltig, mit Zickzack-, Treppen-, Schild-, Halbmond,- Wabenmustern abwechselnd[4]). Im alamannischen Kultur-

---

[1]) Die Haupttypen der bei den Alamannen vorkommenden zoomorphen Fibeln bei V. Taf. 25, 1—11. — S-Fibeln l. c. 12—23. Auch diese Formen erscheinen in der Gegend von Basel häufig. — Ein wundervolles Fischfibelpaar in Gold mit Hervorhebung der Schuppen durch Zellenschmelz (rot) hat Bülach geliefert (LM.), St. Sulpice einen Reiter, Rev. Charlemagne 1910, Taf. 22, 3, und einen rückwärts blickenden Löwen, l. c. Taf. 21, 1 und 2. — Auch diese reinen Tierfibeln dienen fast alle eher als Kettenhalter, vgl. z. B. B. Taf. 24 (Pferdchenfibel).

[2]) V. Taf. 25, 24—26. — L. Taf. 20, 10. Ohne gesicherte Datierung. — Das Prototyp zu dieser Fibel mag die Viervolutenscheibe sein, die aus dem ägäischen Kulturkreis stammt, vgl. Ebert, Reallexikon 3, Taf. 116 b.

[3]) V. Taf. 25, 28. 29.

[4]) Ein prachtvolles Stück dieser Art, mit roten Einlagen und grünem Kreuz in der Mitte, von Beringen, AA. 1911, Taf. 1, 1. — Verschiedene Muster, V. Taf. 26 A. 1, 2.

bereich sitzen die Steine meist flach in der Zelle, bei den Burgundern kommen gewölbte Einlagen („en cabochon") häufiger vor. Zeitlich sind die flachen Einlagen sicher älter. Auch die Verwendung dieser Fibeln als Kettenhalter ist sicher nachgewiesen. Solche Ketten, meist aus Bronze bestehend, haben bandartige Glieder, die wie eine gestreckte, liegende 8 aussehen. An beiden Enden befinden sich Doppelhaken, der eine, um die Brosche zu fassen, der andere diente zur Festklammerung am Gewand[1]). Eine solche Kette, freilich ohne die sicher dazu gehörige Brosche, wurde in Bettlach gefunden. Diese Zierketten entsprechen burgundischem Geschmack.

In unserem Kanton wurden drei dieser Broschen gefunden, eine in Oberbuchsiten, Gr. 16, eine auf dem Hohberg und eine, ordentlich abweichend, von burgundischem Typus, in Grenchen. Die beiden erstgenannten Formen, die wir als alamannisch-fränkisch bezeichnen wollen, und die einander ziemlich nahe verwandt sind, vielleicht der gleichen Manufaktur entstammen, sind sehr zierliche Schmuckstücke. Das Oberbuchsiter Exemplar hat in der Mitte einen Vierpaß mit enge aneinanderliegenden Zellen, am Rande ebenfalls vier tränenförmige, Spitze gegen innen. Die Zwischenflächen sind mit Filigranverzierungen belebt, einseitigen Voluten, Streifen, ausgefüllt mit kleinen Ringen. Die Zellen treten stark über die Oberfläche hervor (Abb. 16, 5). Der Fund vom Hohberg dagegen weist in der Mitte eine umboartig erhöhte rote Einlage und am Rande abwechselnd runde und dreieckige (Spitze nach innen) Zellen mit roten, blauen und weißen Einlagen auf. Dazwischen befinden sich in Filigran gestreckte Doppelvoluten, der „Umbo" ist von der Fläche durch einen Schnurkreis abgetrennt, der sich an seiner Spitze wiederholt; dazwischen befinden sich kleine Kreise. Der Dm. beträgt 3,8 cm[2]) (Abb. 16, 6). Bei beiden Stücken ist die Idee eines Rades, mit der Nabe in der Mitte, den Zellen, die die Speichen andeuten sollen, wenn auch stilisiert, noch mehr oder weniger erkennbar[3]).

---

[1]) Besonders deutlich, weil die Kette noch daran hing, Elisried, B. Taf. 23, 5. — MAGZ. 21, 7. Taf. 3 a und c. — BF. Taf. 61, 5 und 22. — BB. 55 und Taf. 33 B.

[2]) MAGZ. 21, 7, Taf. 1, irrtümlich unter der Flagge „Lüßlingen" statt „Biberist", bringt diese Brosche farbig. Ebenso BF. Taf. B I 4 und 6, dem noch das Versehen passiert, das gleiche Stück einmal unter „Hohberg" und einmal unter „Lüßlingen" abzubilden!— M. 141 erwähnt neben der Hohbergbrosche auch eine verschollene, 1770 in einem Kriegergrabe bei der St. Ursenkirche gefundene. Codex Wallier 320: „nebß disem dotten Cörper fand man eine silberne Schnallen und ein mit Gold eingefaßter rotter Stein, der für ein Amatiß könte erachtet werden, wie auch ein groses Schwerd" etc. Danach war der Fund offenbar ein Fingerring oder ein Wehrgehängeschmuck, und nicht eine Brosche, die *nur* in Frauengräbern vorkommt.

[3]) Es ist der Typus V. Taf. 26 B., 1—4, 6—11.

Eine Abart von dieser Form ist die meist noch reicher verzierte, speziell auch im burgundischen Gebiet häufige Scheibenbrosche, die statt der runden eine vierpaßartige Gestalt bekommt. Sie fehlt in unserm Kanton vollständig[1]).

Eine andere Art dieses Schmuckes repräsentiert der Fund, der in einem Kistengrab in Grenchen gemacht wurde. Es ist eine größere Scheibenfibel, Dm. 6,4 cm. Sie besteht aus Bronze und ist nur feuervergoldet. Auch hier steht eine Zelle mit blauer Einlage umboartig in der Mitte, aber die sechs übrigen Zellen stehen nicht zu äußerst am Rand, sondern in der Mitte der äußeren Zone. Sie sind alle rund, die Einlagen (blaue und weiße Steine) gewölbt. Die Verzierungen auf der Fläche sind nicht in Filigran, sondern getrieben und nachziseliert, Kreise, Strahlen, Gerstenkörner (Abb. 17). Abgesehen davon, daß sie zeitlich jünger zu setzen sind, kommen solche Stücke im alamannischen Kulturkreis nicht vor. *Sie sind sicher ein burgundisches Kunstprodukt*[2]). Die Annahme ist gerechtfertigt, daß diese doch wesentlich rohere Industrie wirklich im Lande selbst tätig war und hauptsächlich im 8. Jahrh. blühte.

Was aber die feinen Filigrangoldbroschen mit Zellentechnik betrifft, so kann man fast nicht glauben, daß es unter den Alamannen so geschickte Handwerker und Goldschmiede gab, die diese kleinen Kunstwerke erzeugen konnten. Es ist schon richtig, daß keines der vielen Stücke *genau* dem andern gleicht. Aber daraus zu schließen, daß diese Industrie innert der Germanenwelt eine weite Streuung habe, ist doch gewagt. Wir möchten viel eher annehmen, sie seien durch den Handel aus dem byzantinischen Orient zu uns gekommen, wo diese Technik ja in geradezu bewunderungswürdiger Entwicklung stand. Nichts eignete sich so gut als Handelsware, wie solche Zieraten. In einer größeren Kiste, die dem Esel oder Saumpferd aufgeladen wurde, hatten Hunderte von solchen Broschen, die dem verwöhntesten Geschmack entgegenkamen, aber auch solche, die weniger Reiche beglücken konnten, Platz. Daß daneben die einfacheren übrigen Formen, auch wenn sie geschickte

---

[1]) Elisried, Gr. 5, MAGZ. 21, 7, Taf. 1, Gr. 4 und 5, Taf. 3, Gr. 81. — Fétigny, B. Taf. 23, 1—3, etc. — In Württemberg in einem Exemplar nachgewiesen V. Taf. 26, 5, von Heilbronn, als fränkisch bezeichnet. — Es ist immerhin auffallend, daß Bourogne mit stark fränkischem Einschlag zwar drei Rundbroschen, aber keine Vierpassbrosche aufzuweisen hat.

[2]) Elisried, an einer Kette, MAGZ., 21, 7 Taf. 3 a; St. Jean-de-Losne, frz. Burgund l. c. Taf. 1, und Grenchen ebenda, waren die einzigen bekannten Stücke dieser Art. Neuerdings hat auch Erlach ein dem Grenchner Exemplar identisches Stück geliefert. (Gefl. Mitt. v. O. Tschumi) (Abb. 17 unten). Das l. c. Taf. 4 abgebildete Exemplar von Soyhières mit den in Kelchen gefaßten Steinen fällt nicht mehr in unsere Zeit.

Abb. 17. Oben Grenchen (M. S.), unten Erlach (Hist. Mus. Bern). Zwei identische Scheibenfibeln aus vergoldeter Bronze mit Glaseinlagen. Nat.-Gr.

Hände verlangten, wenigstens in der späteren Zeit von einheimischen Goldschmieden erstellt wurden, ist ohne weiteres zuzugeben. Wir halten nur die prunkvollen Filigranbroschen in Zellentechnik für Importstücke. Freilich stehen wir auch in Hinsicht auf die örtliche Zuweisung der Broschenfabrikation in einer geheimnisvollen Dunkelkammer[1]).

Nicht nachzuweisen ist in unserem Gebiet die sog. *Brakteatenfibel.* Es ist dies auch eine größere oder kleinere Rundfibel, deren Motive auf der oberen Platte der bei den Germanen weitverbreiteten Brakteatenkunst entstammen, d. h. der Kunst des Treibens und der Nachziselierung von glatten, dünnen Edelmetallscheiben. Wie auf den nachmaligen Brakteaten, den Münzen des Hochmittelalters, Hoheitszeichen, Symbole, Tempel mit Türmen dargestellt wurden, so finden wir schon, namentlich im germanischen Norden, in dieser Richtung eine hochentwickelte Technik, die auch in unserem burgundischen und alamannischen Gebiet heimisch geworden ist, wobei freilich die großen Brakteatenfibeln von den kleineren sog. Schmuckbrakteaten zu unterscheiden sind, die meist als Halskettenanhänger getragen wurden. So sind z. B. künstlerisch hochstehende Reiterbrakteatenfibeln aus Oron in der Waadt[2]), von Attalens in Freiburg[3]) und Pliezhausen in Württemberg[4]) bekannt. Diese wurden nicht in unserm Lande erstellt, sondern waren eher richtige Beutestücke aus Griechenland oder Italien.

Bei der verschwindenden Anzahl von Zierfibeln z. B. in Oberbuchsiten, aber auch anderswo, müssen wir annehmen, daß der gewöhnliche Erdenbürger seine Kleider entweder mit eisernen oder bronzenen, schmucklosen Haften zusammennestelte[5]). Da man den eigentlichen Schließknopf noch gar nicht kannte, verwendete man ferner Schnüre, Klammern aus Bein u. dgl., aber die Erde hat uns den Gefallen nicht tun können, uns solche Dinge zu konservieren.

---

[1]) V. spricht sich wohl über die römische Quelle aus, stellt aber keine weiteren Probleme über die Weiterentwicklung auf. — BF. 1, 114 begnügt sich zu sagen: „C'est l'influence byzantine qui a enfanté ces remarquables fibules que nous admirons aujourd'hui. — Eines ist sicher: wenn diese Fibelgattung Import ist, dann existierte schon damals ein reger Handelsverkehr; sie ist wirklich sehr stark verbreitet.

[2]) B. 136, Abb. 79.

[3]) Mit einer Darstellung der Anbetung der hl. Drei Könige, Rev. Charlemagne 1911, Taf. 30.

[4]) V. Taf. H. 1. — Eine andere Brakteatenfibel vom gleichen Ort hat reine Tierornamentik, Taf. H. 2. In diese Kategorie gehört auch die Zierscheibe von Seengen, vgl. oben S. 50, Anm. 1.

[5]) Einzelne Fragmente, deren Deutung schwierig ist, mögen von solchen bronzenen Haften stammen, z. B. 32, Frau.

d. Die Zierscheibe und der Taschenschmuck.

Eine für die nordrheinische Kulturwelt eigentümliche Erscheinung ist die *Gürtelkette*. Statt eines Ledergürtels mit Gehänge wird um den Leib, ähnlich wie zur mittleren Latènezeit, eine meist aus sehr feinen Bronzeringen gebildete dreisträhnige Kette getragen, von der verschiedene Teile herunterhängen und in einer Brelocke endigen. Diese kommen bei uns nicht vor. Dagegen hat ein dabei erscheinender Bestandteil, eine Scheibe aus durchbrochener Bronze, welche dazu bestimmt ist, die einzelnen Kettenreihen zusammenzuhalten, den Anstoß gegeben zur Verwendung einer sog. *Phalere*, die als Zierträger einer Tasche diente, die an einem Ledergürtel hing[1]). Bei uns waren eben keine Ketten, sondern Lederriemen im Gebrauch, so daß meist vom Taschengehänge nur noch diese Zierscheibe und etwa noch der Taschenbügel vorhanden ist.

Diese bronzenen Zierscheiben kommen nun nicht nur in Württemberg sehr zahlreich, sondern auch in unserm Kanton vor. Es sind zuerst gegossene, dann gestanzte Scheiben von bis zu 10 cm Dm., oft umgeben von einem nur lose damit zusammenhängendem Einfassungsring aus Bronze oder aus anderem Stoff, z. B. Elfenbein. Ganz offenbar wurde sie auf einer entsprechenden Lederscheibe aufgenäht, denn wir finden allfällige Dekorationen, wie den besonders beliebten Zirkelschlag, immer nur auf der einen Seite. Auch ist diese etwa leicht gewölbt, während die Unterseite immer flach ist. Es ist ein typisch alamannisch-fränkischer Schmuck und fehlt im burgundischen Schweizergebiet. Auch diese Zierscheibe ist also ein Leitmotiv.

Aus dem großen Gräberfeld von Oberbuchsiten ist nur ein einziges Stück bekannt. Im reichen Frauengrab 36 fand sich ein Rad mit Innenkreis, 6 getreppten Speichen und einer einfachen Felge; noch vorhanden ist auch der mit Strichverzierungen versehene Einfassungsring[2]) (Abb. 18, 2).

---

[1]) V. 58 und Taf. 43 und 44. Insbesondere gibt das Exemplar Taf. 43 B. 2 einen guten Begriff der Entstehungsgeschichte der Zierscheiben für Hängetaschen. — Vgl. oben S. 75.

[2]) Am nächsten kommt der O'er Scheibe V. Taf. 42 B. 2. — Es ist auch hier, wie bei den Fibeln, zu erkennen, daß trotz der Unzahl von Exemplaren keines genau dem andern gleicht. Sie wurden also nicht fabrikmäßig erstellt, und wenn vielleicht auch einmal eine Serie von gleichen Scheiben gegossen wurde, so war das Durchbrechen nach aufgeritzter Zeichnung individuell verschieden. — Im M. S. befinden sich einige Zierscheiben aus der älteren Eisenzeit von Subingen, die man unbedenklich als Prototyp der alam. Scheiben bezeichnen kann, wenn auch bei den prähistorischen Scheiben insbesondere das Radmotiv mit der hervorgehobenen Nabe noch deutlicher zu sehen ist.

Die *Tasche*, die unter diesem Schmuck hing, bestand natürlich aus vergänglichem Material, aus Leder oder Stoff. In den meisten Fällen war sie beutelförmig und wurde oben einfach zusammengebunden oder geschnürt, wie unsere Tabaksbeutel. Dagegen gab es auch feinere Taschen, die, wie unsere modernen Damentaschen, oben durch einen *Bügel* geschlossen wurden. Es ist zumeist eine Spange, die an den beiden Enden mehr oder weniger leicht umgebogen ist und in der Mitte eine kleine Schnalle aufweist, mit der sie am Tragriemen hing. Meist sind sie unscheinbar, aus Eisen oder Bronze, bei besseren Stücken dienen auch sie zur Aufnahme von Zellenschmelz, von Tauschierung, von Tierornamentik; namentlich eignen sich Vogelköpfe gut als Ende der Haken[1]). Solche Bügel sind in der Schweiz selten, sei es, daß sie oft wegen ihrer Unscheinbarkeit oder auch sonst nicht erkannt wurden, sei es, daß wirklich kein Bedürfnis dafür vorhanden war und man sich mit den römischen Gebräuchen, die Gürteltaschen gar nicht kannten, zufrieden gab und die Kleinware in den Gürteln selbst verstaute oder in Provianttaschen am Riemen über der Schulter trug. Was in den verschiedenen Taschen von Männern und auch von Frauen mitgenommen oder was alles noch an den Gürtelgehängen baumelte, läßt nach den bisherigen Funden noch Überraschungen erwarten. Außer den eigentlichen *Toilettengegenständen* (s. unten S. 132) waren in den Taschen noch allerhand *Münzen*, aber auch *Amulette* und *Talismane* verstaut. Da in unserm Kanton auf diese Reichhaltigkeit des Inventars noch zu wenig Beobachtungen vorliegen, verweisen wir auf einen jüngst gemachten Fund in Kleinhüningen, wo an einer Gürtelkette, die von der Lende bis zu den Knien reichte, eine ganze Menge von Anhängern aller Art, namentlich auch stempelfrische Silbermünzen der späteren Kaiserzeit nebst allerhand Amuletten hingen[2]).

2. Der reine Schmuck.

Zum reinen Schmuck gehören alle die Schmuckgegenstände, bei denen ein praktischer Zweck nicht mehr zu erkennen ist, Ohr-, Hals-, Arm- und Fingerringe. Es ist hier nicht der Ort, die Entstehungs-

[1]) Vgl. z. B. die Prunkbügel bei L. Taf. 24, oder Abb. 449. 450. Daß sie speziell bei den Alamannen selten sind, beweist, daß V. 62 aus Württemberg nur 2 Exemplare kennt. In Rheinfranken sind sie dagegen häufig.

[2]) Man wird unwillkürlich an die sog. Fraisketten erinnert, die noch heute in den Truhen bayerischer oder österreichischer Familien als kostbare Schätze aufbewahrt werden, vgl. Elisabeth Villier-Pachinger, Amulette und Talismane und andere geheime Dinge (1927), 81 f.

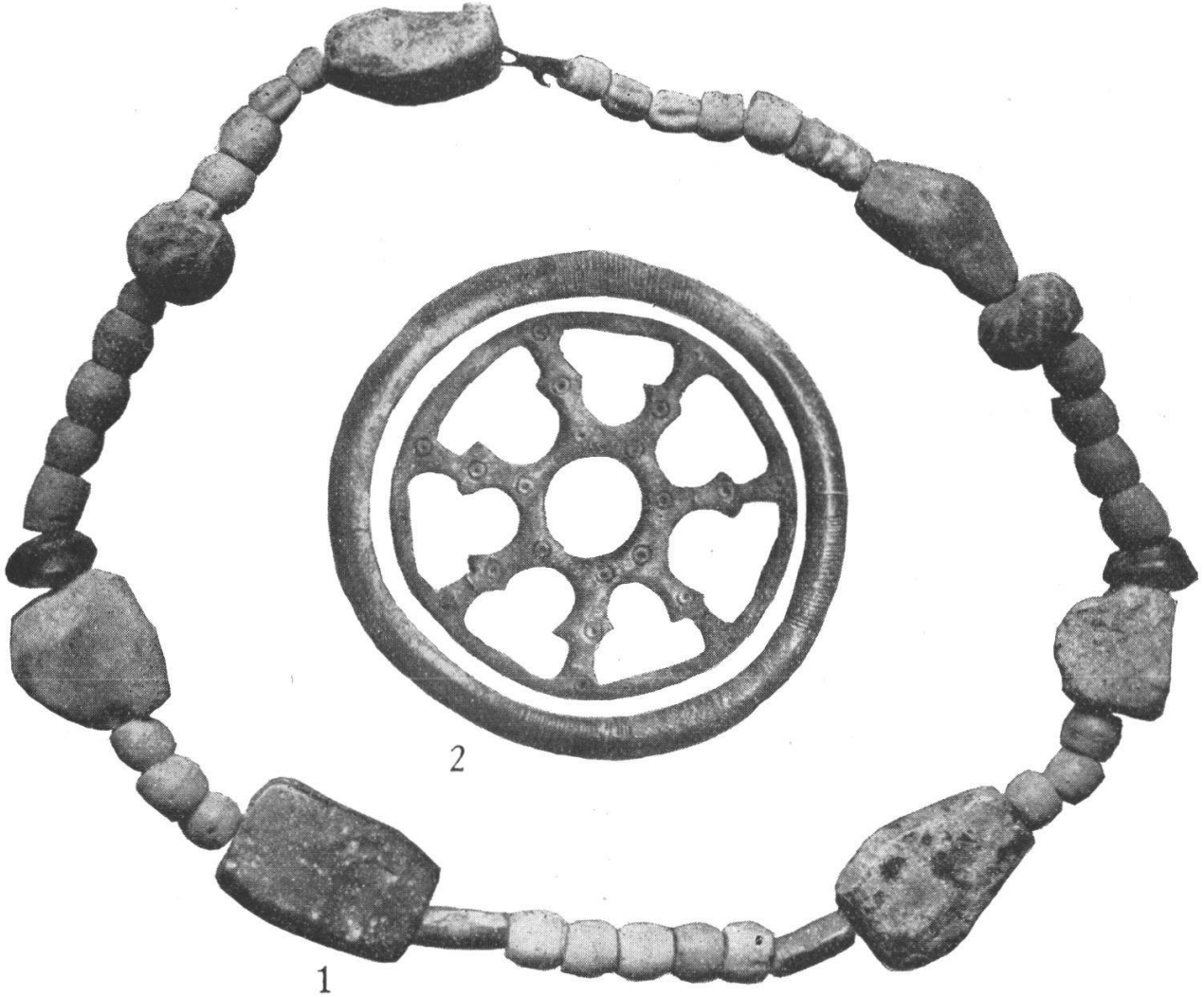


Abb. 18. 1. Oensingen. Halskette mit z. T. rohen Perlsteinperlen. 2 : 3. M. S.
2. Oberbuchsiten. Gr. 36. Zierscheibe aus Bronze. 2 : 3. LM.

geschichte der einzelnen Schmuckarten zu erörtern. Wir können auf Schritt und Tritt erkennen, daß römischer Geschmack vorbildlich war, speziell auch byzantinischer, daß dann aber, nachdem das Objekt übernommen war, auch der spezifisch germanische Geschmack sein übriges dazu tat, namentlich was das Detail der Ornamentierung betrifft. Auf diese Weise wurden Bijoux geschaffen, die zum allerschönsten gehören, was Kunsthandwerk je erzeugt hat.

a. Die Halskette.

Die *Halskette* ist aus dem Halsring hervorgegangen. Halsringe waren, wie schon den Römern auffiel, ein speziell gallischer Schmuck und wurden anfangs auch von der Germanen getragen. Aber nicht sehr gern. Denn er war ungeschmeidig und beeinträchtigte die freie Bewegung des Halses. Da bemerkten die Germanen die viel schmiegsamere Perlenkette der Römerinnen und übernahmen damit *einen Schmuck, der zu den allerhäufigsten gehört, der überhaupt auch bei uns vorkommt,* die *Perlenhalskette,* wobei man freilich nicht an echte Perlen denken darf, sondern an „Ersatz", an billigste Ware — tout comme chez nous. Z. B. in Oberbuchsiten war kein Frauengrab, wenn es überhaupt Beigaben enthielt, ohne wenn auch bescheidene Halskette[1]). Solche Perlenketten wurden übrigens auch an den Armen und als Gürtelketten getragen, aber sehr viel seltener. Vielleicht wären sie noch häufiger, wenn man die Lage der einzelnen Perlen genau beobachtet hätte.

Das Material, aus dem diese Perlen erstellt wurden, ist sehr mannigfaltig. Oft hört man von „Tonperlen" reden. In den allerseltensten Fällen bestehen sie wirklich aus gebranntem Ton[2]). Es mag etwa vorkommen, daß ein Spinnwirtel aus Ton als Perle verwendet wurde; man brauchte ja daran nichts zu ändern. Sehr viel häufiger ist glasflußartiger, eine Art Email zu nennender Stoff, undurchsichtiger löcheriger „Teig", oder reines Glas (besonders beliebt kobaltblaues) oder auch Steine, die weich genug waren, um zu Perlen verarbeitet zu werden. Worauf es ankam, war die *Farbe.* Sie mußten Farben haben, weiß, gelb, braun, grün, rot und blau. Sehr gut eignete sich auch der *Bernstein,* gestaltlos oder zu einer Form geschliffen und poliert, schon wegen seiner goldglänzenden Farbe, und wenn man sich keinen Bernstein verschaffen konnte,

---

[1]) Wenn wir von den in O. bekannt gewordenen 146 Gräbern die Hälfte, 73, als weiblich ansehen und 52 davon Halsketten hatten, so ergeben sich 70%.

[2]) Vgl. Reinecke in Germania 1929, 193 ff.

so griff man zu Baumharz[1]). Ganz besonders imponierend waren aber die sog. Millefioriperlen der Römerinnen. Man sah, daß man mit Glasfluß, Email, verschiedene Farben am gleichen Stück erzeugen konnte. Oder man konnte in dieser Masse Furchen ziehen und diese mit andersfarbiger ausfüllen. Damit war natürlich auch ein dekoratives Moment gegeben. Man konnte Augen, conzentrische Kreise, Blätter und Blüten, Wellenlinien, Binden, Voluten, Schnörkel aller Art, kurz alle möglichen Motive in verschiedenen Farben erzeugen[2]).

Weiter kam es auf die *Größe* an. Es gibt kleine, die nicht größer sind, als ein Stecknadelkopf, bis zu eigentlichen Monstren, die eine Länge von mehreren Centimetern erreichen oder so groß werden, wie eine Walnuß. Eine besondere Größe erreichen gewöhnlich die ungeschlacht formlosen großen Bernsteinklötze, wie wir sie aus Önsingen kennen.

Und endlich war auch die *Form* nicht gleichgültig. Diese ist überaus mannigfaltig. Am einfachsten war der Wulstring von verschiedener Dicke und Breite, glatt und gerippt, wie eine Tomate oder ein Kürbis. Der Keramik entsprechend werden sie dann doppelkonisch. Es werden kantige Formen verwendet, Würfel und Prismen aller Art. Sie strecken sich und werden cylindrisch oder pistazienförmig. Natürliche Formen sind das Herz, der Tropfen etc. Oft werden mehrere Stücke zu einem einzigen zusammengegossen, was das Aufreihen praktisch erleichterte. Es entstehen auf diese Weise aber auch Mischformen, keulen-, körbchen-, flaschen-, hutartige Formen[3]).

Es wurde auch bei der Form der Perlen eine *chronologische Entwicklung* zu geben versucht. Am ältesten seien die „flachkugeligen" Perlen aus Glas, dann erst tauchten die undurchsichtigen Glasflüsse mit den bunten Verzierungen auf, dann folgten die vollrunden, und zuletzt die doppelkonischen. Die Perlen aus Bernstein von gestaltloser Form kämen erst seit dem 7. Jahrh. vor[4]) (Abb. 18, 1). Wir haben

---

[1]) „Gestaltloser" Bernstein z. B. Oberbuchsiten Gr. 19, geschliffener und „façonnierter" Gr. 15. Woher der B. bezogen wurde, ist nicht sicher. Da es sich bei uns meist um dunkeln B. handelt, ist der Bezug aus Italien wahrscheinlich.

[2]) Die Entwicklungsgeschichte der mehrfarbigen Perle von der Bronzezeit an ist übersichtlich dargestellt AuhV. 5, Taf. 14.

[3]) Die bei den Alamannen vorkommenden Formen sind aus der farbigen Tafel 34 bei V. ersichtlich, die Art der Aufreihung auf Taf. 32 und 33. — Die farbenprächtigeren der Franken und Burgunder BF., Taf. C I.

[4]) V. 51 f. — Oberbuchsiten, das wir zeitlich relativ spät ansetzen, hat überwiegend mehr geschliffene als gestaltlose Formen. Soweit wir überhaupt eine typologische Chronologie erkennen können, ist die Reihe so: zuerst kleine Glasperlen, meist weiß und durchsichtig, dann die größeren, verschieden geformten, dann der Glasfluß, die „Fritte"; zuerst der Bernstein in rohen, dann in geschliffenen und polierten Formen.

aber noch viel zu wenig richtig beobachtetes Material, als daß wir diesen Ausführungen rückhaltlos folgen dürften, obschon zugegeben werden muß, daß auch diese wichtigen Kulturreste einmal in eine gewisse zeitliche Entwicklung klassiert werden können.

Eine natürliche Frage ist die nach dem *Herstellungsort*, der in erster Linie vom *Vorhandensein einer Glasindustrie* abhängig ist. Sehr wohl mögen die älteren Glasperlen aus dem Mittelmeergebiet zu uns gekommen sein. Da aber am Rheingebiet, namentlich in der Gegend von Köln, die römische Glasindustrie in der Merowingerzeit nicht unterging, darf man auch dort nach Quellen suchen. Und endlich ist es doch gar nicht ausgeschlossen, daß das einfache Inventar in unserer Nähe hergestellt wurde. Nur bei den ganz schönen; vielfarbigen Stücken mit künstlerischer Form dürfen wir gewisse Fabrikationszentren annehmen, von denen aus ein lebhafter und namentlich auch bequemer Handel ausging.

Die meist verschiedenen Perlen wurden nach einem gewissen *System* zusammengestellt und an einander gereiht. Hinten und an der Seite lagen die unscheinbaren, vorne die größeren, farbenprächtigeren. Es wurde auch auf eine gewisse Symmetrie der Anordnung und Abwechslung geachtet[1]). Vorne auf der Brust erscheint oft ein besonderer *Anhänger*. Dieses Hauptstück war eine Amethystperle, ein Krystall, eine Bohnerzkugel in Metallfassung, ein Eberzahn, eine Hirschgrandel, eine Schnecke oder gar eine große „seltene" Meermuschel, die so dekorativ wirkende Cypraea Tigris. Sehr beliebt war auch die Einfügung von römischen Münzen aller Art (Abb. 19, 1 und 2), sogar sehr früher Kaisermünzen, die am Rand durchlocht und in gewissen Abständen von einander Abwechslung brachten; oder es kommen Ersatzplättchen, sog. Schmuckbrakteaten zur Verwendung, die dann nicht perforiert, sondern an einer oft mit Rillen geschmückten Öse aufgemacht sind.

Die *Zahl* der aufgereihten Perlen ist je nach der Bedeutung der Trägerin verschieden. Allein in Oberbuchsiten haben wir eine Spanne von etwa einem Dutzend und ca. 300 Stück.

Aufgereiht wurden die Perlen an einem *Bindfaden* aus Leinen[2]). Wie der Verschluß hinten am Halse war, läßt sich bis jetzt leider noch nicht feststellen. Wir glauben in Oberbuchsiten beobachten zu können,

---

[1]) Bei Ausgrabungen wurde bis jetzt noch viel zu wenig auf die genaue Lage der einzelnen Perlen gesehen, eine zwar infolge Verlagerungsmöglichkeit schwierige Aufgabe. — Einen Versuch, die Kette in ihrer ursprünglichen Anordnung der Glieder zu rekonstruieren, hat Viollier in AA. 1911, 23 f. gemacht.

[2]) In Oberdorf hatte sich in einer Perle noch ein Stück einer mehrfachen, gedrehten Schnur aus Leinwand erhalten.

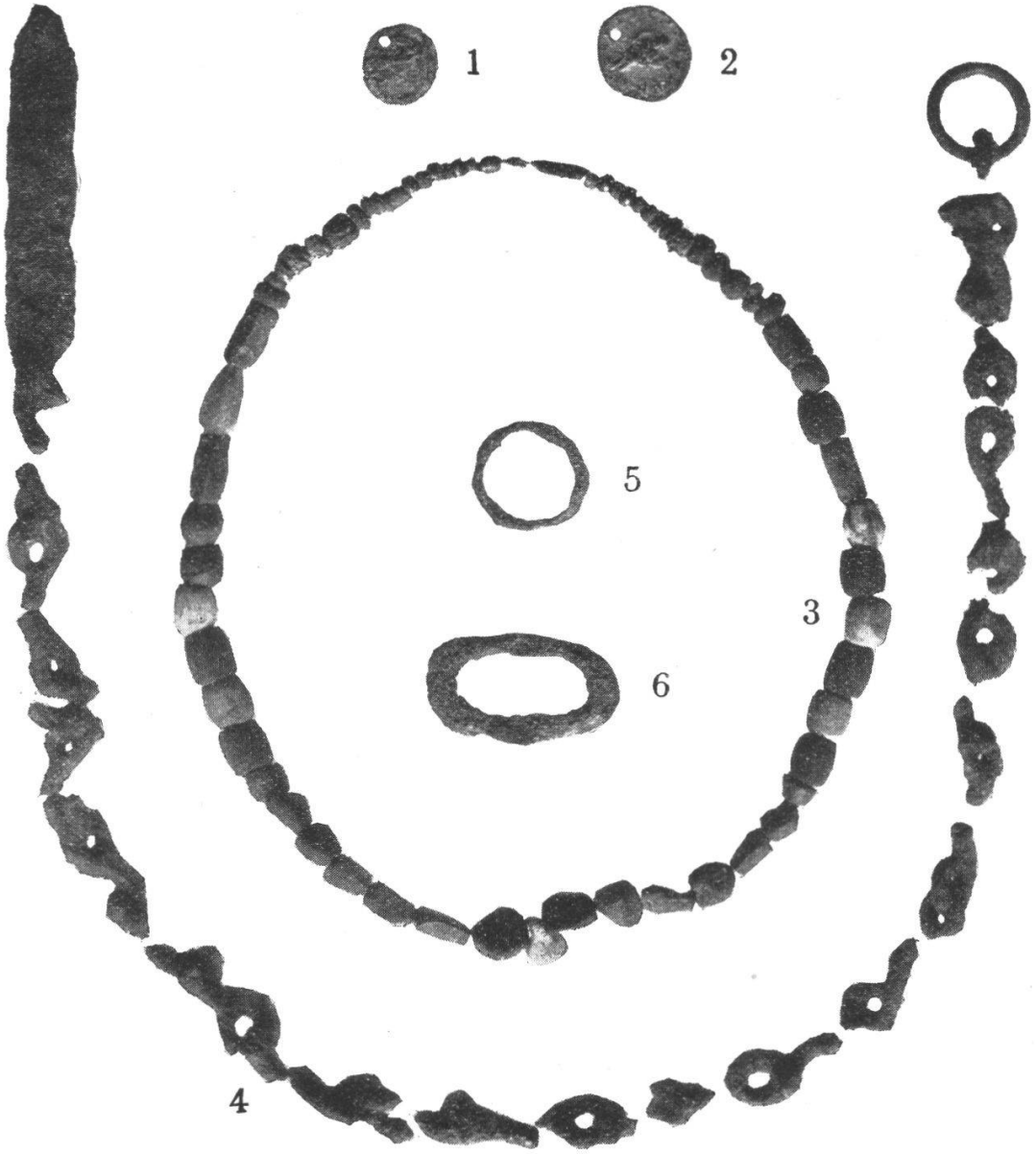


Abb. 19. Oberbuchsiten. Gr. 51.

1. und 2. durchlochte spätrömische Münzen. 3. Halskette. 4. Gürtelkette von Eisen mit Messer. 5. Ring aus Bronze. 6. Schnalle aus Eisen, ohne Dorn. Ca. 2 : 3. LM.

daß man am Ende zwei dazu passende Perlen einfach ineinander schob. Das gewöhnliche wird gewesen sein, daß man auf die eine Endperle ein feines Häkchen einlötete, auf dem Gegenstück eine ebenso feine Öse, oder daß man die Schnurenden einfach verknotete.

Soweit unsere kantonalen Bestände in Frage kommen, lassen sich, allgemein gesagt, alle üblichen Formen und Farbengebungen nachweisen. Aber es herrschen doch die einfacheren, einfarbigen Stücke vor. Besonders häufig sind die Bernsteinperlen, façonniert oder in Rohform. Während einfarbiges oder buntes Glas eher selten ist, überwiegt bei weitem der einfarbige Glasfluß, die „Fritte", am allerhäufigsten die kleinen ringförmigen, oft bis zu vieren in einem Guß erstellten gelben, z. B. Oberbuchsiten Gr. 21. Eine Eigentümlichkeit unserer jurassischen Gräberfelder sind leicht doppelkonische Perlen aus einem weißlichen Weichstein (Abb. 19, 3). Verhältnismäßig viele bunte, aber auch eher kleine Perlen besaß die Inhaberin von Grab 26; hier und in mehreren anderen war eine mit weißer Inkrustation in der Form einer sich kreuzenden Wellenlinie erstellte Perle häufig. Gr. 81 hat einen Würfel mit Augen, 107 eine Ringperle mit erhabenem Auge. Auffallend reich an bunten und vielgestaltigen Perlen, darunter gerippten, pistazienförmigen, war das sonst ärmliche Grab 128 mit einer flaschenförmigen Hauptperle, die in der Mitte auf der Brust hing. Als Kuriosum erwähnen wir ein Trimbacher Grab, wo ein armes Kind außer einigen farbigen Perlen sich auch die Randscherbe eines grünlichen Glases aufreihte. Außerordentlich reich sind diese Halsketten auch in Önsingen, während sie es im Westen unseres Kantons weniger sind.

Es ist wiederum bemerkenswert, daß, während bei uns fast jede Alamannin oder Burgunderin eine solche Halskette trug, diese bei den Alamannen um Basel viel weniger häufig ist. Um Basel herum erscheinen noch die bei uns vollständig fehlenden Halsringe oder dann Halsketten mit ganz kleinen Perlen, abwechselnd mit Ringen, die aus ganz dünnem Silberdraht bestanden, dessen Enden zu einer Öse verschlungen wurden; sie spielen die Rolle der Münzen und Schmuckbrakteaten[1]). *Es ist also auch auf dem Gebiete der Halsketten ein ganz anderes Kulturbild als bei uns.* Außer den chronologischen Erwägungen, die sich aufdrängen und uns erkennen lassen, daß unsere Rheinalamannen eine um mindestens ein Jahrhundert frühere Kultur als die Aaralamannen repräsentieren,

[1]) Gotterbarmweg, Halsringe, AA. 1930, Taf. 7, 1., Taf. 8, 1. — Halskette mit ganz kleinen, aber nicht durchsichtigen Glasperlen l. c. Taf. 9, 3. 4. — Kleinhüningen hat diesen Befund bestätigt.

liegen aber auch ethnische Erscheinungen vor: längs des Jura machte sich in der Verwendung der Halsketten burgundischer Einfluß bemerkbar, der sich ganz besonders durch reiche Halsketten mit möglichst bunten Farben auszeichnete[1]).

b. Der Ohrring.

Es folgen nun die verschiedenen *Ringe*, zunächst der *Ohrring*. Die Wurzel dieses nicht ohne weiteres verständlichen Objekts liegt auch bereits in der Bronzezeit, geht also bis ins 3. Jahrtausend zurück. Der Ohrring und Ohrschmuck ist also keine Erfindung der germanischen Kultur der Völkerwanderungszeit. Wir wissen, daß die Kelten bereits Ohrringe trugen, die in Größe und Schwere an gewisse afrikanische Volkssitten erinnern[2]). Solch monstruöse Ringe haben aber bei den Germanen, die auch bei ihrem Schmuck auf Bequemlichkeit sahen, keinen Anklang gefunden. Sie nahmen sich die Römerinnen zum Muster, die mehr auf Gefälligkeit als auf Massigkeit zu achten pflegten.

Zunächst müssen wir den eigentlichen Ring, dann den Anhänger unterscheiden, der fast als unerläßlich betrachtet werden muß, wenn man ihn auch nicht immer nachweisen kann. Das Material des Ringes ist meist Bronze, bei besseren Stücken Silber und Gold. Der Durchmesser variiert zwischen dem eines Vorhangringleins und dem eines Armbandes, mit dem deswegen schon häufig Verwechslungen vorgekommen sind. Eine sehr gewöhnliche Form ist ein einfacher oder tordierter Bronzedraht, der an einem Ende ein schlangenförmig zurückgebogenes Häkchen, am anderen eine Öse aufweist (Oberbuchsiten Gr. 19, 94, 116, 124 etc.), oder die Öse wird dadurch erstellt, daß das eine Ende spiralig aufgewunden wird. Die Oberfläche wird etwa durch mehrere eingravierte Querstriche belebt. Als Anhänger dient zunächst eine bewegliche Perle, z. B. Gr. 110, die auch würfelförmig werden kann. Dieser einst bewegliche Würfel wird dann fest und rutscht von der Mitte ans Ende, in das das andere Ende hineingesteckt wird. Er dient also dann gleich noch als Verschluß, Gr. 20, 112. Bei den besseren Stücken, die bei unseren Aaralamannen vollständig fehlen, wird dieser Würfel zu einer eigentlichen Zierat: Gold, Durchbrechung, Filigran, Zellenschmelz etc., ein typisch fränkischer Schmuck[3]).

---

[1]) Das ist auch die Ansicht von BF. 1, 365 ff.

[2]) Z. B. Darvela bei Truns, AA. 1916, 96.

[3]) Import, Oetlingen, Wtg. V. Taf. 35 A. 4. Pfahlheim, Taf. 37 A. 4. — BF. Taf. 63 4. 7. 12. Taf. 65, 15. 18. 19. — Boulanger, cimetière franco-mérovingien de Marchélepot (Somme) 1909, Taf. 23, 2. — L. Taf. 10, 2. 6. 8.

Im Prinzip hatte also jeder Ohrring einen *Anhänger*. Dieser bestand aus einem einfachen Ring oder einer Perle, die an einem Kettchen hing, konnte aber auch künstlerisch reicher ausgestattet werden. Gewöhnlich hing am Ohrring ein kleinerer Ring und daran baumelte dann der Anhänger, der sich aus einem Würfel in die Länge streckt, ein gestreckter Doppelkegel oder eine Kugel oder besonders gerne ein geriefelter Zylinder, dessen Ende ein Tropfen oder ein kleines Ei bildet[1]). Oft finden wir als Ansatz des Gehänges die typisch merowingische Verzierung durch mehrere Buckel. Endlich erscheint auch, eingehängt an der Ringöse oder durch Vermittlung kleinerer Ringe eine Platte, meist dreieckig, die in mehreren Brelocken aller Art in der Form von Stäbchen oder Zapfen endigt. Zu den einfacheren Gehängen gehören hinwiederum die nicht seltenen pyramidenförmigen aus Knochen, mit Zirkelschlag verziert[2]).

Allgemein ist auch hier wieder zu konstatieren, daß dieser Ohr-Gehängeschmuck bei den Franken und den von ihnen beeinflußten Alamannen gebräuchlicher war als bei den sich auf anderem Gebiete betätigenden Burgundern.

Eine seltene Form von Ohrringen konnte in Trimbach nachgewiesen werden. An den Ringen, die mit einem kühn geschwungenen S-förmigen Haken verschlossen werden konnten, wurde unten eine mit weicher Tonmasse gefüllte zylindrische Hülse aus dünnem Silberblech aufgelötet, auf dessen Oberfläche erhöhte Winkelbänder ausgetrieben waren und in dessen vorderer Öffnung ein konvexes Scheibchen aus dunkelm, bei beiden Anhängern nicht gleich gefärbtem Glase gesteckt war[3]) (Abb. 20).

Seltener finden wir nur einen, häufiger zwei Ohrringe.

c. *Der Armring und die Armspange.*

Entwickeln bei uns die alamannischen Frauen insbesondere in Halsketten und auch noch in Ohrringen einen gewissen Luxus, so kann man das von den ebenfalls in die graue Urzeit zurückgehenden *Armspangen*

[1]) Typus BF. Taf. 63, 8, den wir als alamannisch bezeichnen möchten, vgl. auch V. Taf. 35 A. 10 (Canstatt).

[2]) Kaiseraugst, Gr. 712. 745. 1078. — Kleinhüningen mit einem sehr schönen Gehänge. — Pyramidenförmige Anhänger aus Bein, Basel Gotterbarmweg AA. 1930, Taf. 9, 2. 3. — Typen, die auch bei uns vorkommen, V. Taf. 35 A. 6—10 und B. 4—9. — BB. Taf. 18 C. 43 C. — BF. Taf. 63, 22. 24. — L. Taf. 10, 9. 13.

[3]) Trimbach Gr. 29, abgeb. 6. JB. SGU., 1913, 143, Abb. 29. — Ähnliche Hülsen, aber ohne die sicher dazugehörigen Ringe, wurden in einem Grabhügel im Forst bei Neuenegg gefunden, Bonstetten, Rec. ant. suisses, 2. Suppl. Taf. 11, Abb. 10. — Ähnlich BF. Taf. 63, 7. — Diese Idee einer Verzierung kehrt auch auf einem Fingerring wieder, St. Sulpice, Waadt, Rev. Charlemagne, 1911, Taf. 20, 9.

nicht eben behaupten. Die erste Voraussetzung dieses Schmuckes ist der unbekleidete Arm, und da diese Sitte bei uns nicht allgemein war, sind Armringe und Armspangen, verhältnismäßig freilich, selten und erscheinen meist nur am Vorderarm, nicht am Oberarm, wie z. B. bei den Kelten. Meist ist es auch nur einer am linken, dem für die Arbeit weniger gebrauchten Arm. Denn seiner Form entsprechend konnte er, einmal angelegt, nicht mehr so leicht entfernt werden, wurde also auch bei der Arbeit getragen. Als älteste Form dürfen wir den rings geschlossenen oder mit den Enden hart aneinander greifenden *Ring* an-

Abb. 20. Trimbach. Ein Paar bronzene Ohrringe mit zylindrischer Hülse und Glaseinlage. Nat. Gr. M. S.

sehen[1]). Bald ist der Draht im Querschnitt rund oder flach, oval oder auch bandartig. Das Material ist meist Bronze, seltener Eisen.

Der weitaus häufigste Typus ist aber die *Spange*, der Ring mit offenen Enden, die keulenförmig verdickt gegen einander schauen: offenbar eine Reminiszenz an die römischen Armringe, die in gegenständigen Schlangenköpfen endigen, die dann gelegentlich noch in Gravur angedeutet werden.

Diese Keulenenden sind bald kurz, bald länger gezogen, bald schmal, bald sich stark erweiternd und mehr oder weniger reich graviert.

In drei Exemplaren, von der Stephanskapelle zu Solothurn, vom Hohberg und von Oberdorf, liegen solche Spangen vor, deren Enden sehr stark verbreitert und hohl gegossen sind. Die scharf geradlinig

[1]) V. Taf. 38 A. 4. — Oberbuchsiten Gr. 15, Frau.

gegen einander abgesetzten Enden sind auf ihrer Oberfläche mit reichen geometrischen Verzierungen graviert[1]) (Abb. 21, 1—4).

Entweder liegt auf der Gegenseite ein wirkliches Scharnier zum Öffnen vor, oder es ist durch eine Verdickung oder eine Gravur angedeutet[2]). Der Ring ist entweder massiv oder hohl gegossen. Im letzteren Fall ist eine Holz- oder Beineinlage vorhanden gewesen, um nicht zu genieren.

Aus dem benachbarten Attiswil liegt ein Paar reich verzierter bronzener, massiver Kolbenringe mit kurz verdickten Enden vor[3]). Da dieser Typus früheisenzeitlich ist, scheint Weiterbenützung prähistorischer Armbänder vorzuliegen; ja sogar die unpraktischen Knotenringe der jüngeren Eisenzeit wurden weiter gebraucht. Das dürfte ein weiterer Beweis dafür sein, daß die Beschaffungsmöglichkeiten beschränkt waren, wenn auch einfache Bronze- oder Eisenarmbänder von einheimischen Industriellen hergestellt worden sein mochten. Prunkvolle Armbänder dagegen, die wiederum bei uns fehlen, mögen Import aus dem Osten und Süden gewesen sein[4]).

Die typologische Entwicklung geht vom geschlossenen Ring zum offenen und schließlich zum Keulenring, ist aber chronologisch kaum auszuwerten, da sich die Entwicklung bereits bei den Römern vollzogen hat[5]).

Beinringe, wie wir sie noch bei den keltischen Frauen finden, fehlen vollständig, was ein wichtiger Fingerzeig für die Bekleidung ist.

In Oberbuchsiten läßt sich noch eine interessante Beobachtung machen. Wenn schon einige „offene" Armbänder aus Bronze, ja sogar ein eiserner, geschlossener Ring vorkommen, so ist die Bestimmung als Armschmuck doch nicht absolut sicher. Die ersteren dürften Ohrringe sein, der letztere zu einem anderen Zweck gedient haben. Da solche bei den Burgundern ebenfalls zu den Seltenheiten gehören, dürften wir auch hier wieder Einfluß von Westen annehmen. Überhaupt scheint allgemein in der Zeit, wo Oberbuchsiten blühte, die Mode von Armbändern dahingefallen zu sein[6]).

---

[1]) M. 142.

[2]) Wirkliches Scharnier mit Stöpselverschluß, V. Taf. 38 B. 6., markiertes Scharnier l. c. Nr. 5.

[3]) Genau der Typus V. Taf. 37 B. 6. M. S.

[4]) Vgl. die Zusammenstellung L. Taf. 13.

[5]) Versuch einer zeitlichen Einordnung, mit Vorbehalt aufzunehmen, bei V. 55.

[6]) Auch schon früher: es ist doch bemerkenswert, daß in den reichen alam. Gräberfeldern von Holzgerlingen und Schretzheim mit ihren vielen hundert Gräbern Armspangen fehlen, V. 55. Auch Gammertingen und Bourogne sind armbandlos, während

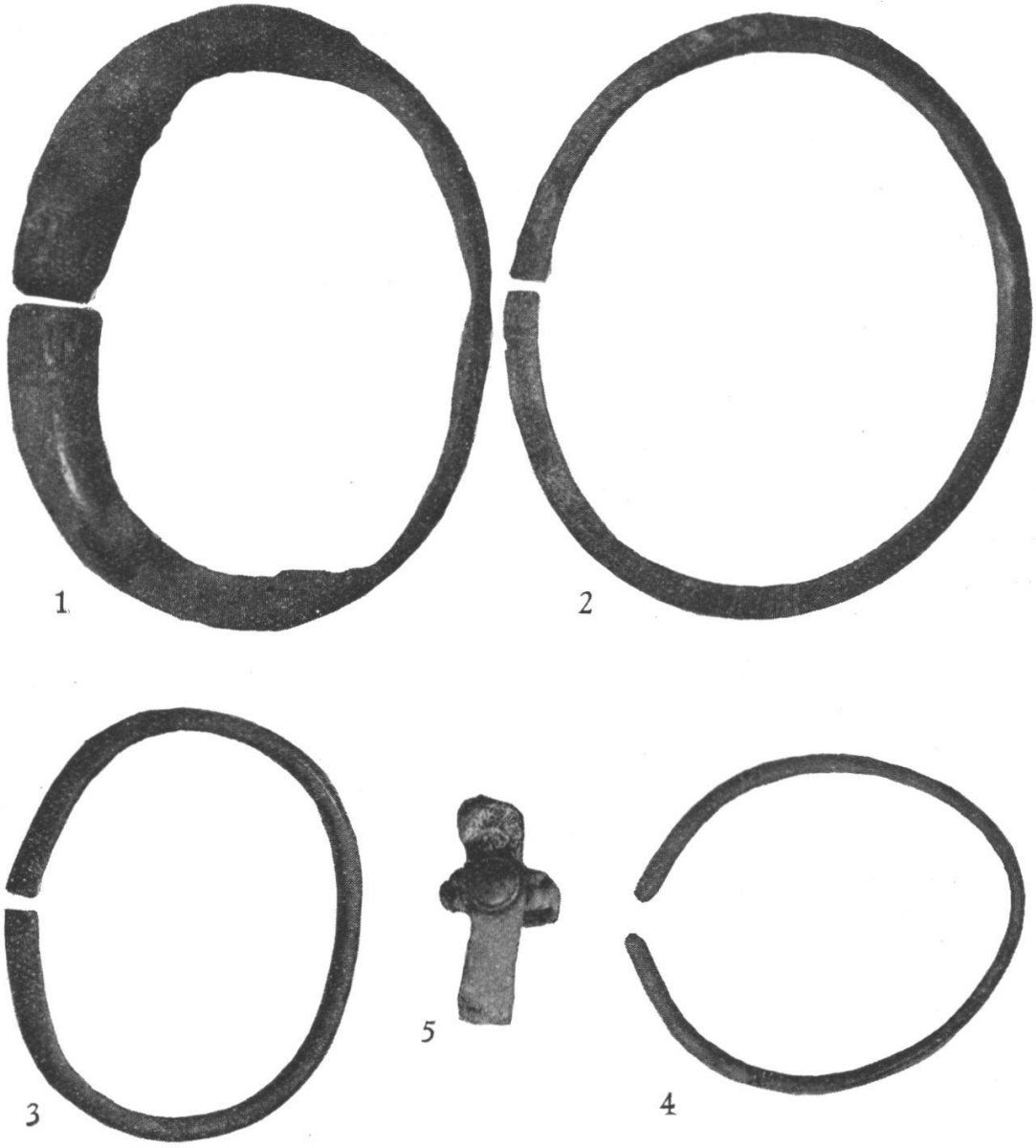


Abb. 21. 1—4 Armspangen aus Bronze. 1 Hohberg. 2 Solothurn. 3—4 Oberdorf. M. S. 5.Oberbuchsiten. Gr. 71. Fingerring an Fingerknochen, von Bronze, mit Glaseinlage. LM.

d. Der Fingerring.

Fingerringe waren eher zu erschwingen und sind, auch bei uns, recht viel häufiger als die Armringe. Auch dieser Schmuck war für die Germanen nichts Neues. Abgesehen davon, daß ihre archäologischen Lehrmeister, die Kelten, mit Fingerringen bereits einen gewissen Aufwand trieben, haben auch die Römerinnen durch ihren glänzenden Fingerschmuck Neid und Begehrlichkeit bei den „Barbarinnen" geweckt. So weit wir das Material überblicken, ist der Fingerring ausschließlich weiblicher Schmuck, wie das Armband.

Das Material ist meist Bronze, seltener Eisen. Vergoldung ist nicht selten. Prunkringe waren aus Silber oder namentlich aus Gold. Wir finden einfache Bronzedrähte, deren Enden entweder hart aneinander stoßen oder umeinander geschlungen sind, wie das bei den Römern üblich war. Nicht selten sind die massiveren Bronzeringe, die in ihrer Form genau unseren heutigen Eheringen gleichen (Oberdorf, Oberbuchsiten 138, wo gleich zwei übereinander lagen). In Oberdorf finden wir einmal an einem „Ehering" eine Verdickung. Fraglich ist die Verwendung des gebuckelten Rings (Oberbuchsiten, Gr. 104)[1]).

Eine Weiterentwicklung des Drahtringes entsteht dann, wenn an der äußeren Seite eine Fläche ausgehämmert und diese etwa noch mit Gravierungen aller Art verziert wird, z. B. einer stilisierten Inschrift, wie bei Oberbuchsiten 92 und Oberdorf. Zu dieser Art gehören auch zwei Ringe, einer vom Hohberg, einer von Grenchen. Auf dem Bronzering von Grenchen waren lediglich ornamental behandelte Gravuren, deren Muster auch auf eine Beschriftung zurückgehen mag. Dagegen weist der Hohberger Silberring ein deutliches Monogramm auf, das beidseits flankiert wird von einem A und einem O, also doch wohl als christliches Symbol zu deuten ist. Das Monogramm selbst wird von Mommsen mit RENATVS, von anderen mit VRENA = Verena aufgelöst. Man kann aber auch EVAR buchstabieren und die Ergänzung Evaristus lesen[2]).

---

im Wallis, wo die römische Tradition sich viel schärfer ausprägt, die silbernen Keulenarmbänder häufig sind. Die bei B. 156, Abb. 95 und 158, Abb. 99 von Yverdon abgebildeten Stücke sind römisch.

[1]) Typentafel V. Taf. I. 4—16. — Da Ringe zu vielen anderen Zwecken Verwendung fanden, ist ein einfacher Drahtring oder ein Buckelring als Fingerring nur dann sicher zu erkennen, wenn er noch am Finger steckte, als das Grab ausgenommen wurde. — Befindet sich eine Platte am Ring, fällt dieses Bedenken freilich weg.

[2]) M. 143 und die dort angegebene Literatur. — Da man ja durchaus nicht weiß, ob dieser Ring nicht als Beutestück getragen wurde, ist jeder aus der Inschrift zu ziehende Schluß gewagt. Wir konstatieren lediglich, daß nicht nur in der spätrömischen, sondern

Immer größer wird die Platte im Verhältnis zum Ringkörper, und es entsteht der *Siegelring* mit runder, rechteckiger oder quadratischer Platte. Diese wird umfaßt, etwa mit einem Schnurkreis, und ihr seitlicher Ansatz durch drei Knöllchen hervorgehoben: der typisch merowingische Siegelring. In einem weiteren Stadium der Entwicklung erscheint die Platte wie auf dem Ring aufgesetzt, als eigentlicher Fremdkörper und bei besonders reichen Ringen wird noch auf der gegenüberstehenden inneren Seite eine Platte herausmodelliert und ebenfalls mit Ornamenten graviert[1]).

In einem noch weiteren Stadium wird die Platte leer gelassen, aber vertieft und in die Vertiefung etwa ein blauer Stein oder ein farbiges Glasmedaillon eingelegt (Abb. 21, 5, Oberbuchsiten Gr. 71, mit den 3 Knöllchen, und 84, beide freilich höchst bescheiden), ebenso in Oberdorf. Bei Goldringen wird eine römische Gemme eingesetzt und diese mit einem Rand in Zellenschmelz umgeben, oder der Ring wird profiliert und erlebt Tierornamentik aller Art. Auch goldene Bandringe mit Filigran kommen vor[2]).

Die gewöhnlichen Ringe wurden wohl durch einheimische Feinschmiede erzeugt. Sobald aber ein besserer Ring in Frage kommt, so sind es entweder direkt römische Fabrikate oder — in späterer Zeit — von solchen germanischen Schmieden erstellt, die bei den Römern in die Schule gegangen waren. Das spezifisch germanische Gut daran ist lediglich der Stil der Ornamentik. Übrigens war auch der Fingerring ein bequemer Handelsartikel.

Für die *Datierung* geben die Fingerringe keine sicheren Anhaltspunkte ab. Man kann nicht einfach sagen: die einfacheren Formen sind die älteren, die hochentwickelten Prunkringe die jüngeren Formen. Beide haben immer, bis auf den heutigen Tag, nebeneinander bestanden[3]). Ein kleines „Mädchen aus dem Volke" begnügt sich mit einem Draht, eine reiche Kokette bedarf eines mit Gold und Edelstein besetzten, funkelnden Siegelrings.

---

auch in der merowingischen Periode Plattenringe mit graviertem Monogramm oder Namen zu den gewöhnlichsten Erscheinungen gehören. vgl. B. 164, Abb. 104. — BF. Taf. 63, 9 und 15. Taf. 64, 13—15. 18. 19. — BB. Taf. 19. — Aus L. Taf. 14, 7. 10. 13. 14. 17 ist der Übergang von der echten Inschrift zum Ornament ganz besonders deutlich ersichtlich, ebenso aus BB. Taf. 21 A.

[1]) Eine sogar mit Hakenkreuz V. Taf. I, 10 d.

[2]) Gegenüber Prunkringen, wie V. Taf. I. 6. 7. 9. 10 kommen uns schweizerische Stücke, wie sie bei B. Taf. 26 und Abb. 102 und 104 aus dem Gebiet der Diözese Lausanne gebracht werden, wirklich dürftig vor.

[3]) Einigermaßen datierbar ist der Goldring von Hintschingen, mit den je drei seitlichen Knöllchen, indem dort im gleichen Grab eine Goldmünze des Kaisers Justinus

Genauere Einzelbeobachtungen haben auch zur Erkenntnis *sinnvoller Bräuche* bei Fingerringen geführt. So fanden wir in einem Grabe in Oberdorf einen Alliancering an der linken Hand, in dem einst eine Rose steckte. In einem andern Grabe zu Bruckfelden in Baden lag unter der Einlage der Platte eine menschliche Haarlocke[1]). Es ist demnach sicher, daß bei genauester Beobachtung aller Details noch mehr derartiger sinniger Bräuche entdeckt werden könnten.

e. Verschiedenes.

Mit der Beschreibung aller dieser Schmuckgegenstände sind lange noch nicht alle Möglichkeiten erschöpft. Was alles an Gehänge, Brelocken, Sachen, die am Gewand aufgenäht zu werden pflegten, getragen wurde, ist der einschlägigen Literatur zu entnehmen[2]). Auch bei uns würde noch manches dieser Art vorgelegen haben, wenn man immer gut aufgepaßt hätte.

Eine Eigentümlichkeit, an der wir nicht ganz vorbeikommen, sind die sog. *Aufnähkreuze*, d. h. feine dünne Silber- oder Goldbleche in der Form eines gleicharmigen Kreuzes mit leicht verbreiterten Enden, worauf mehr oder minder reiche Ornamentik getrieben ist. Dieser Schmuck, in dem man ein christliches Symbol sehen wollte, wurde auf dem Kleide aufgenäht. Da sie im Langobardengebiet häufiger vorkommen, hat man diese Sitte von dorther abgeleitet[3]).

D. Das Werkzeug.

Sind wir über den Schmuck, den unsere germanischen Vorfahren getragen haben, in befriedigender Weise unterrichtet, so ist das beim *Werkzeug* nicht der Fall. Die Zahl der gefundenen Werkzeuge, die wirklich als solche praktisch gedient haben, ist, da sie gewöhnlich kaum den Toten mitgegeben wurden, verhältnismäßig so gering, daß wir uns ein

---

gefunden wurde (565—578). Diese Form wurde also, das ist alles, was man sagen kann, um 600 getragen, Röm.-germ. Korr.-Bl. 9 (1916), 3. Vgl. auch den Versuch, den B. 160 f. zur Datierung unternimmt.

[1]) Wagner, Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden 1, 74.

[2]) Z. B. V. Taf. 29 und 31.

[3]) V. 48. Taf. I. 1—3. — L. Taf. 30. — Beringen AA. 1911, 26. — Gammertingen, s. Gröbbels Taf. 11 a, 1. — Hintschingen, Röm.-Germ. Korr.-Bl. 1911, 2. — Scheibenkreuz an einer Kette, Puidoux, B. 150 etc. — Uns scheint dieser Gebrauch gemeingermanisch zu sein, freilich nur bei Höhergestellten. — Daß darin ein christliches Symbol zu sehen ist, wagen wir nicht allgemein zu bejahen. Dagegen spricht hauptsächlich die Ornamentik, die teils Schling- teils Tiermuster aufweist. Andererseits spricht Beringen entschieden für christlichen Einfluß.

lückenloses Bild nicht machen können. Allgemein haben sich auch in dieser Hinsicht die Alamannen und Burgunder an die Muster der keltischen und römischen Werkzeuge gehalten, und wir dürfen ruhig behaupten, *daß ihnen kein Werkzeug fremd war, wenn es auch schon die Römer kannten.* Wenn wir nun bedenken, daß für die damaligen Bedürfnisse schon so ziemlich alle Werkzeuge von heute hergestellt wurden, ja sogar die „raffiniertesten", so dürfen wir auch den Germanen in dieser Richtung viel zutrauen. Mögen die Formen gegenüber den heute noch verwendeten etwas primitiver ausgesehen haben, so darf die Wirksamkeit des Instruments von damals unter keinen Umständen zu niedrig eingeschätzt werden.

1. Aus Metall.

a) Das Messer.

Über die sehr häufigen und in allen Formen vorkommenden *Messer* haben wir schon im Abschnitt über die Waffen (S. 64 f). alles Nötige gesagt. Es kommen alle Formen vor, große und kleine, gerade und geschweifte, ja sogar Klappmesser. Es ist einleuchtend, daß diese Messer, da sie auch in Frauengräbern vorkommen, nicht lediglich Waffe, sondern unentbehrliche Werkzeuge waren.

Nicht als Waffe diente natürlich die *Schere*, die, wie bei den Römern, lediglich in der Form der Schafschere erscheint, d. h. durch die Federung wirkt, nicht vermittels Pivot, also aus einem Stück mit zwei gegeneinander wirkenden Messern besteht. Wo sie — selten genug — in Gräbern vorkommt, mag sie als Toilettengegenstand, zum Schneiden von Haupthaar und Bart, gedient haben. Aber auch als richtige Schafscheren waren sie im Gebrauch, angesichts der großen Ausdehnung, die damals die Schafzucht besaß[1]).

b) Die Axt.

Auch über die *Axt*, die Holzhauer- und Zimmermannsaxt, läßt sich nicht mehr sagen, als oben (S. 56 f.) bei den Waffen ausgeführt worden ist. Sie gleicht in der Form im allgemeinen der unsrigen.

c) Ackerbau- und andere Geräte.

Ackerbaugeräte findet man in Gräbern nur ganz selten. Aber bei der großen wirtschaftlichen Bedeutung, die der Ackerbau für die Alamannen und Burgunder hatte, sind auch die entsprechenden Geräte da

[1]) V. Taf. O. Abb. 10 und 11. — B. 184, Abb. 127. Schon die Kelten haben dieses Instrument gekannt, vgl. Vouga, La Tène, Taf. 22, 3—6.

gewesen[1]). Sie kannten die Pflugschar, ein schweres, etwas gebogenes Messer[2]). Sie kannten ferner die Sichel[3]) und die Sense, letztere nach römischer Art schmäler und dafür länger als die heute im Gebrauch stehende. Sie kannten Spaten, Schaufeln, Hacken, die oft noch in Schaftlappenösen steckten, Hämmer[4]), Stemmeisen. Sie schmiedeten außerdem grobe Wagenketten und Nägel, immer vierkantig, nie rund, und Nieten aller Art, Schlüssel, Ahlen und Locher[5]).

Die meisten dieser Gegenstände sind aus Eisen, einige, wie z. B. die Feuerschläger und die Waffen, sind auch schon von Stahl, den schon die Römer kannten. Selbstverständlich mußten diese Werkzeuge, so weit sie zum Schneiden dienten, nachgeschliffen werden, was einerseits durch das Vorhandensein von Schleifsteinen (z. B. Trimbach und Oberbuchsiten Gr. 14) aus einem feinkörnigen Sandstein, teils durch oft sehr abgeschliffene Schneidekanten (Beispiel ein Scramasax von Oberdorf) bestätigt wird.

Kommen wir also auf logischem Wege zur Überzeugung, daß das Inventar der Kelten und Römer ohne weiteres auch den Nachfolgern in der Landnahme bekannt wurde und ist auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß in unseren Gegenden gallorömische Schmiede den neuen Herren, sei es in der Form von Abgaben, sei es durch den Handel, die ihnen schon längst vertrauten Waren lieferten, so bleibt dennoch unsere Kenntnis der Details sehr lückenhaft. Es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß wir z. B. den Wagen, dessen sich die Alamannen bedienten, nicht kennen. Wir wissen nicht, ob sie den Einspänner oder den Zweispänner bevorzugten, womit der Kummet oder das Joch verziert war, ob sie eher das Rind oder das Pferd vorspannten. Wir wissen auch nicht, ob in der Auswahl der Werkzeuge zwischen Burgundern und Alamannen ein Unterschied bestand.

---

[1]) V. 121 ff, bemüht sich mit Erfolg, die wirtschaftliche Bedeutung des Landbaus hervorzuheben; wie aber die Gerätschaften ausgesehen haben, verschweigt er mangels einschlägiger Funde.

[2]) Bel-Air, B. 181, Abb. 122. — Vgl. den Art. „Aratrum" bei Daremberg et Saglio 1, 353 ff. Hier helfen auch Bildwerke nach, vgl. insbes. Abb. 437 auf S. 355. Über die Entwicklung des Pfluges vom Holzpflug der Urzeit bis zum germanischen Eisenpflug, Ebert, Reallexikon 10, 118.

[3]) Eine Form abgebildet BF. Taf. 15, 1.

[4]) Ein mächtiger Hammer ist von Sévery, ein kleinerer von Pérolles bekannt, B. 182.

[5]) Ein ganz eigenartiger Fund erfolgte 1844 in Benken (Zch.). Da wurde „neben den fast gänzlich verschwundenen Überresten eines menschlichen Körpers" eine größere Anzahl landwirtschaftlicher Geräte gefunden, Sensen, Sicheln, Axt, Stechschaufel, tordierte Kesselhaken etc. MAGZ. 3, 4, 20 f. und Taf. 9. Man darf freilich fragen, ob dies nicht ein Depot römischer Werkzeuge war. — Ein Bild römischer Ackerbaugeräte

2. Aus anderem Stoff.

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß die Alamannen und Burgunder auch andere Stoffe als Metall zu ihren Werkzeugen verwendeten, daß aber andererseits diese natürlich noch viel seltener, fast gänzlich unbekannt sind. Ahlen, Nägel, Stifte, Nadeln konnten da, wo sie so besser zu handhaben waren, auch aus Holz, Knochen oder anderem weichem Material hergestellt sein.

E. Die Gebrauchsgegenstände für alle Tage.

1. Der Küchen- und Hausrat.

a) Das Feuerzeug und das Beleuchtungswesen.

Das *Feuer* war den Germanen, wie den frühern Römern eine heilige Sache. Sie pflegten in ihren früheren Entwicklungsstadien die Toten zu verbrennen. Als sie — ganz offenbar auch wieder unter dem Einfluß der Kelten — zur Leichenbestattung übergegangen waren, blieb das *Ritualfeuer* bestehen. Die tägliche Nahrung, das Wärmebedürfnis im Winter verlangte das Feuer.

Über das *Feueranmachen* sind wir glücklicherweise durch die Gräberfunde im Bild. Es geschah durch *Feuerstahl, Feuerstein* und *Zundel.* Der Feuerstahl ist auch in unseren solothurnischen Grabfunden recht häufig. Es ist ein gestähltes Eisenstück, einem Messer vergleichbar, mit einer Schlagfläche. Zur besseren Handhabung sind die beiden Enden volutenartig gekrümmt oder wenigstens rückwärts gebogen, so daß sie schon öfter mit einem ähnlich geformten Taschenbügel (vgl. oben S. 102) verwechselt wurden. Wie gewöhnlich diese Beigabe und wie sehr man darauf bedacht war, dem Toten das Anfeuern zu ermöglichen, beweisen die Funde von Oberbuchsiten. Gr. 4 und 61, Mann, haben einen beidseits aufgebogenen Feuerstahl, samt Feuerstein, Gr. 35, 37, 55, 118 2 und mehr Feuersteine; einen an den Enden hakenförmig gekrümmten Stahl mit Stein hat Gr. 109, einen sehr langen mit an den Enden profiliertem Stahl hat Gr. 119. Gr. 118 hatte allein 10 Feuersteine. Einen ganz eigenartigen, sonst nicht nachgewiesenen Feuerstahl besaß das

gibt AuhV. 5, 255 ff. und Taf. 46., von Kreimbach in Rheinbayern. — Daß schon im 2. vorchristl. Jh. mit Widerhaken versehene Fischhaken, Sensen und Sicheln, Wagenbestandteile, Trensen, Nägel, Stifte, Sägen, Meißel und Lochmeißel, Bohrer (freilich keine Gewindbohrer) und auch noch viel feinere Instrumente von keltischen Schmieden fabriziert wurden, geht aus Vouga, La Tène, Taf. 23—25. 31. 35. 36. 39. 40. 42—46 hervor. Hier liegt der günstige Umstand vor, daß die hölzernen Griffe und Schäftungen noch erhalten waren.

reichere Kriegergrab 62: der einfache Stahl war an einer Seite lang herausgezogen und zu einem schmalen Schlitz (als Öse zum Anhängen und Mitnehmen dienend) umgebogen. Dieses Feuerzeug kommt in Oberbuchsiten ausschließlich in Kriegergräbern vor, nie bei den Frauen. Es war also doch wohl in erster Linie der wehrhafte Mann der Hüter der heiligen Flamme[1]).

Der Feuerstahl wurde etwa einmal in ein Futteral gesteckt, der Feuerstein in Eisen gefaßt, z. B. in Sévery[2]).

Nicht selten liegt bei Feuerstahl und Feuerstein ein eisernes Instrument (hie und da mit gedrehtem Stiel), das die Form einer Ahle hat und hinten eine Öse, Länge mindestens 10 cm. Heierli bezeichnet sie als „*Pfeifenraumer*", nimmt also an, *die Germanen hätten, wie ihre Lehrmeister, die Kelten, auch geraucht.* Wir möchten sie aber doch eher als *Riemenlocher* ansehen, in der Erwägung, daß bei dem zahlreichen Riemenwerk, das namentlich der wehrhafte Krieger und sein Streitroß trugen, ein Locher, eine Ahle, ein fast unentbehrliches Requisit war, und an einem Ring angehängt, stets zur Hand sein mußte[3]).

Über Feuer wurde ferner *gekocht* und zwar *in eisernen und bronzenen Kesseln*, die an Ketten und Kettenhaken hingen. Diese naturgemäß groben Ketten bestanden fast immer aus Eisen. Die Glieder waren entweder ineinander greifende Ringe, die oft in der Mitte eingedrückt sind, so daß schließlich eine liegende 8-Form entstand. Bezeichnend ist, daß solche Ketten von mannigfaltigen Formen in Oberbuchsiten (Gr. 39, 40, 125) lediglich in Frauengräbern lagen. Eine Kette aus Doppelvolutengliedern aus dem Frauengrab 51 diente wohl als Gürtelkette, an deren einem Ende ein Messer hing (Abb. 19, 4). Über die Kessel s. u. S. 122.

Es wäre hier der Platz, etwas über die *Nahrung* zu sagen, die den germanischen Siedlern unseres Landes zur Verfügung stand. Soweit archäologische Funde vorhanden sind, ist der Küchenzettel bald bereinigt. Nicht selten sind die Beinknochen von Wild- und Haustieren, die in den Gräbern erscheinen und als Speisebeigabe zu erklären sind.

---

[1]) V. Taf. P. 10. 11. — B. 174. — L. 462, Abb. 452 zeigt einige Varianten. Auch bei diesem banalen Instrument treten gelegentlich profilierte Formen auf. Schön geschweifte Enden, Bülach Gr. 65. 195; abgesetzte Hiebfläche, Gr. 108. — Verwechslung mit Taschenbügeln geht aus einer Polemik hervor, s. Drexel, Röm.-Germ. Korr.-Bl. 6 (1913), 23 und 7 (1914), 27.

[2]) Mottaz, Dict. hist. vaud. 2, 658.

[3]) Pfeifenraumer und Feuerstahl zusammen Oberbuchsiten Gr. 4., mit Feuersteinen zusammen Gr. 35, allein Gr. 43, 76, 80 etc. — B. 183, Abb. 124 nennt diesen Gegenstand wohl richtig „perçoir"; gedreht 2 Exemplare, BB. Taf. 31, mit einem Feuerstahl, der fest in die Hand genommen werden konnte. — Die Frage, ob die Germanen auf unserm Boden die Sitte des Rauchens, übernommen von den romanisierten Kelten,

Anderswo hat man Hühnereier als Nahrung in ein besseres Grab gelegt, neben einer Urne, die offenbar eine Flüssigkeit, Milch, Bier oder Wein, enthielt[1]). In Lommiswil wurden Holzäpfel in einem Häuflein beisammen gefunden, ebenso Schlehenkerne. Bei genauerer chemischer Untersuchung des Inhalts der Geschirre, eine Aufgabe, der sich noch niemand bei uns wissenschaftlich unterzogen hat, würde sich wohl manches bis jetzt noch vorliegende Rätsel über den Inhalt und Umfang der Nahrung lösen lassen. Zusammenfassend können wir feststellen, daß die Leute, die uns so wertvollen Schmuck hinterlassen haben, sich von Fleisch und Fisch, Käse, Gemüsen, Hülsenfrüchten, Hirse (namentlich als Brei genossen), Obst und Beeren nährten, daß sie aus Getreide Brot buken, und daß sie dazu Milch, Bier (in der Form von Met) und Wein, den ihnen anfänglich römische Lieferanten zuführten, tranken. Das tägliche Brot war von der heutigen „Volksnahrung" nicht allzu verschieden. Bei den einen war auch damals Schmalhans Küchenmeister, bei anderen war der Tisch reichlicher gedeckt; und bei den Gelagen, den mannigfachen Festlichkeiten gab es wohl auch schon üppigere Speisen und Getränke. Karl der Große wird wohl nicht der einzige gewesen sein, der sich köstliches Wildpret, am Spieße gebraten, auftragen ließ.

Die Herstellung des Feuers führt uns auch zur Frage des *Beleuchtungswesens*, in dem die Römer mit ihren oft geradezu künstlerisch ausgestatteten *Lampen* und Lämpchen bereits eine hohe Stufe erreicht hatten. Wenn auch die Germanen den Toten Beleuchtungskörper nicht mitzugeben pflegten, so haben sie sicher, wenn ihnen solche römische Lampen in die Hände kamen, diese auch benützt. Mit Kienspan und Fackel konnten sie ohnehin hantieren, und wenn sie den Römer nachahmten, so brauchten sie auch flache, tellerartige Ampeln mit einer Schnauze, in denen Öl der Lichtspender war.

Ein anderer Leuchtkörper war auch bei den Germanen die *Kerze*, die römische Candela[2]). So prunkvolle Kandelaber, wie sich die vornehmen Italiker leisteten, mögen an einem germanischen Fürstenhof oder in einer Kathedrale im Gebrauch gewesen sein; nachgewiesen sind

bereits gekannt hätten, ist umstritten. B. 173 stellt bereits das Problem auf und weist dabei auf ein *Pfeifchen* hin, das auf dem Rosenbühl bei Bern in einem burgundischen Grabe gefunden wurde (MAGZ. 21, 7, pag. 197 und Taf. 8, 89 e), das mir aber in höchstem Grade verdächtig vorkommt. — Dass solche „Pfeifchen" zum Räuchern dienten, nicht zum Rauchen, enthebt uns mancher Schwierigkeiten. Wenn wirklich von den Kelten und nachmals von den Germanen geraucht worden wäre, so müsste in der Literatur etwas darüber zu finden sein.

[1]) Z. B. in Basel, Bernerring.

[2]) Vgl. den Art. Candela und candelabrum bei Daremberg et Saglio 1, 869 ff.

sie bei uns nicht. Dagegen ist der Gebrauch der Kerze belegt durch eine Anzahl von Tonklötzen, meist 6—8-seitige, oben abgeschnittene Pyramiden, auf deren oberen Fläche eine Öffnung dazu bestimmt war, die mehr oder weniger dicke Kerze aufzunehmen, und die oft in üblicher Weise mit Stempelmustern, Rosetten, Radscheiben etc. verziert waren. Endlich gab es aber auch noch gedrechselte Lichtstöcke aus Holz, die in ihrer Form den noch bis in die neuere Zeit üblichen ähnlich sind[1]).

b) Das Geschirr.

a. Das Gefäß aus Metall.

Zum Kochen verwendete man außer Töpfen aus „feuerfest" gebranntem Ton und Speckstein *Kessel aus Metall*, selten aus Eisen, meist aus Bronze, die man an Ketten über dem Feuer aufhängte, eine Kulturerscheinung, die einerseits bis in die heutige Zeit fortlebt, andererseits schon vor den Germanen erfunden war. In der Verwendung von Bronzekochkesseln erscheint ganz offenkundig die römische Tradition, ja man kann sich fragen, ob die Eindringlinge sich nicht noch der wirklich römischen Kochkessel bedienten, so lange sie irgend konnten. Die Form ist nämlich die römische: halbkuglig mit aufgenieteten Ösen, in denen der bewegliche Henkel angebracht ist. Außer den Kochkesseln gab es *Schalen*, *Becken*, *Schüsseln*, *„Eierpfannen"* mit Griff, dann aber auch *Kannen* mit und ohne Henkel. Sie unterscheiden sich nach Form und Dekoration so wenig von den römischen, daß wir glauben, germanische Handwerker hätten sich — namentlich bei uns — gar nicht an diese Technik herangemacht. In unserm Kanton insbesondere, wie aber auch in der Schweiz im allgemeinen, ist dieses Metallgeschirr nahezu unbekannt[2]).

In diesem Zusammenhang erwähnen wir noch die *Holzkessel*, die als Wassereimer dienten und oft außen mit Bronzeblech beschlagen waren. Auch hier liegen römische Muster vor, aber die Art der Dekoration des Blechbelags weist deutlich germanischen Geschmack auf, z. B. die Tierornamentik[3]).

---

[1]) Die Tonklötze mit Ziermustern, typisch merowingisch, V. 29 und Taf. 19 A., davon ein Stück aus einem Reihengräberfeld als Beigabe. — Gedrechselte Holzleuchter bekannt von Oberflacht, V. 17 und Taf. 3 A. 5.

[2]) Dagegen nicht ganz selten in Württemberg, V. 30 f. und Taf. 20.

[3]) Kein Exemplar aus unserm Kanton, aber aus der Gegend um Basel (Bernerring). — V. Taf. 20 B. 11.

Während sich das Bronzegeschirr im allgemeinen erhalten hat, ist Eisengeschirr seltener, sei es, daß es wegen der Dünne des Bleches nicht erhalten blieb, sei es, daß es nicht beliebt war[1]).

Aus Metall, aus Eisen und Bronze, wurden auch *Löffel* verfertigt, *Eß-* und *Schöpflöffel*. Sie mögen aus einer Calotte bestanden haben, an deren Rand ein kurzer Stiel angenietet war. Nicht allzu selten findet man aber auch in unserm germanischen Bestand silberne Löffel (z. B. auch in einem Grabe zu Bellach), die einen flachen Stiel und eine länglich ovale Löffelschale besitzen, die sich in einem scharfen Knick miteinander verbinden. Diese Form ist entschieden römisch, wurde aber bei den Germanen weiter verwendet, vielleicht zu kultischen Zwecken, bei Opfern, aber solchen christlicher Observanz[2]).

β. Das Gefäß aus Stein.

Daß irgend welches Geschirr aus *Stein* erstellt wurde, ist ja nicht ohne weiteres anzunehmen. Jedoch kommen ab und zu, namentlich in burgundischen Gräbern, jene Becher vor, die aus sog. *Lavez-*, einer Art *Speckstein*, fabriziert wurden, der im Wallis schon in der Latènezeit industriell ausgebeutet wurde. Am häufigsten erscheint der kleine zylindrische oder oben etwas breiter werdende geradwandige Becher, der gedreht ist und deshalb auf der Außenseite horizontale Rillen zeigt. Er war sowohl bei den Kelten wie bei den Römern und den Burgundern im Gebrauch. In unserer Nähe, in Pieterlen, wurden ebenfalls Fragmente von Lavezstein gefunden. Es ist kein Zweifel, daß dieses Material auch für regelrechte Kochtöpfe gute Dienste leistete[3]).

γ. Das Gefäß aus gebranntem Ton (Keramik).

Während in allen vor- und frühgeschichtlichen Perioden von der jüngeren Steinzeit an bis und mit der Römerzeit die sog. *Keramik* mit ihren unendlich verschiedenartigen Formen und Dekorationsmotiven

---

[1]) Eiserne Schale von St. Sulpice, Rev. Charlemagne 1911, 147.

[2]) Vgl. Daremberg et Saglio 1, 1266. — Daß es christliche Opferlöffel waren, beweist der Heilbronner Fund, wo bei einem solchen mit der Inschrift „Posenna vivas" ein mit dem christlichen Emblem A—O verziertes „Reliquienkästchen" lag. — Über Sieblöffel, die zu Toilettenzwecken dienten, s. u. S. 134.

[3]) „Kochgefäß" aus Lavezstein von Pieterlen, Jahrb. bern. Hist. Mus. 1932, 61. — St Sulpice, Rev. Charlemagne 1911, 146. — Morrens-sur-Cheseaux BF., Taf. 76, 2. — Es ist schon bemerkenswert, daß die Gebiete, die in der Nähe des Wallis liegen, diese Steingefäße haben, während sie z. B. in Württemberg vollständig fehlen. — In AA. 1871, 215 hat F. Keller eine Studie über den Gebrauch des Lavez- oder Topfsteins veröffentlicht. Walliser Export bis in das frz. Departement Seine-et-Oise, AA. 1899, 215. — In Oberflacht wurde ein Holzbecher gefunden, der, inbegriffen die Rillung, den Steinbechern des Wallis genau gleicht, V. Taf. 4 B. 5. Ebenso gibt es solche Becher aus Ton.

die Rolle der typologisch und chronologisch, auch siedelungsarchäologisch führenden Denkmäler spielt, geraten wir bei der völkerwanderungszeitlichen Keramik, insbesondere in unserem Lande, in große Schwierigkeiten. Das rührt einesteils daher, daß Tongeschirr als Grabbeigabe im allgemeinen äußerst selten ist, andererseits aber auch daher, daß Keramikfunde außerhalb der Gräber noch nicht restlos als germanische gedeutet werden und mangels genügenden Vergleichsmaterials es auch bis jetzt nicht werden konnten. Sicher haben die Kochtöpfe, die schon in der jüngeren Steinzeit ungefähr so ausgesehen haben mochten, aus dickwandigem, stark mit Quarzsplittern gemagertem Ton bestanden, wenn sie auch von den Germanen, wie man sagt, schärfer, härter, fast steingutartig gebrannt wurden. Daneben gab es natürlich auch feineres Eß- und Trinkgeschirr, Becher, Tassen, Schalen, Löffel, undekoriert oder mit den üblichen Dekorationsmotiven, Wellenlinien, Rauten, Gittermustern verziert. Legion mögen solche Scherben sein, die man auf unseren Jurahöhen schon aufgelesen hat.

Zu den gesicherten Erkenntnissen gehört, *daß auch auf diesem Gebiete die Formgebung und Technik auf unserm Boden an die römische anknüpft.* Wir haben aus germanischen Gräbern die gleichen Formen, wie sie die Terra sigillata-Technik aufweist, freilich ohne das mehr oder weniger mattglänzende Rot in Verbindung mit den schönen Reliefs, die bei den römischen Sigillaten das Herz des Altertumsfreundes erfreuen. In der spätrömischen Zeit, die doch für uns in erster Linie in Betracht fällt, war der Höhepunkt dieser Technik bereits überschritten. Statt der schönen Plastik und der reichen Ornamentik mit Eierstäben und Akanthusblattmotiven begnügt man sich mit einzeln eingestempelten Mustern, oder man fährt mit einem die Ziermotive enthaltenden Rädchen über den noch weichen Ton, den man mit einer braunen oder roten Farbe überzieht. In diesem Stadium haben die Germanen auf unserm Boden die römische Technik übernommen und weiter entwickelt, besonders in dem Kulturkreis, wo der merowingische Einfluß maßgebend geworden ist[1]).

Von unserm Lande aus ist es rein unmöglich, das Kulturgut der Alamannen vor und nach Beginn des fränkischen Einflusses zu unterscheiden. In Württemberg hat Veeck diesen Versuch unternommen. Er

[1]) Beispiele solcher Keramik mit Stempelmustern AuhV. 1, Heft 4, Taf. 5. — Besonders wichtig der Anfang der Unterscheidung von röm. und merowingischer Art AuhV. 4, Taf. 72, und dazu gehöriger Text. Es scheint, daß besonders am Rhein die so hervorragenden römischen Töpfereien für die Franken weiter arbeiteten.

unterscheidet drei Gruppen: 1. Das rein alamannische Kulturgut, d. h. das, welches sie schon in ihren früheren Wohnsitzen, in Thüringen, ausgebildet hatten, die sog. Rippenkeramik, d. h. rundliche Formen, auf denen gerade oder schräg verlaufende, reliefierte Rippen von oben nach unten laufen[1]). — 2. Der Einfluß römischer Töpfertechnik. — 3. Der fränkisch-merowingische Einfluß (insbesondere der doppelkonische Becher mit Stempelmustern). — Auch in unserm Lande kommen diese drei Gruppen vor, wir haben — selten zwar — den Rippenbecher, den Einfluß römischer und den merowingischer Technik[2]), aber auch sehr viele einfache Formen, deren Aussehen durchaus „prähistorisch" ist, handgeformte, unverzierte, bauchige, unebene Stücke, mit schwach ausladendem Rand (z. B. eines aus Lostorf, sicher in einem alamannischen Grabe gefunden, und eines aus Neuendorf). Das einzige, was als Merkmal angesehen werden kann, ist der scharfe Brand und die meist breite, sichere Standfläche.

Ganz eigenartige Verhältnisse finden wir in Oberbuchsiten. Während dort, wie überall bei uns, die Keramik selten, d. h. in den sicher alamannischen Gräbern gar nicht vertreten ist, liegen einige Gräber vor, die fast ausschließlich solche enthalten. Von einigen belanglosen Scherben abgesehen, sind es 7 Gräber, die Keramik, und 2, die auch Gläser enthalten haben. Betrachten wir zunächst das übrige Inventar, das in diesen Gräbern lag, so fällt vor allem auf, daß entweder gar nichts weiteres vorhanden war, oder dann Gegenstände, die zur weiblichen Ausstattung gehören (Fingerring, Schnallen, Ohrring), *aber gar keinen spezifisch alamannischen Charakter haben.* Betrachten wir ferner die Formen der Gefäße, so liegen ganz ausgesprochen *römische* Typen vor, eine bauchige Urne mit dickem, aufgesetztem Rand (Gr. 76, Behn Taf. 8, 108), ein Henkelkrug mit wulstigem Rand (Gr. 84 und 99 ähnlich Behn Taf. 7, 12), eine Schale mit Standfuß und wulstigem Rand (Gr. 85, Behn Taf. 10, 228), assoziert mit einer Schale und einem Becher aus Glas von entschieden römischem Gepräge und einer henkellosen Urne (Behn Taf. 11, 334), ähnlich Gr. 29 und 97, ganz besonders aber in Gr. 99, wo die Sigillataform Behn Taf. 10, 245 imitiert ist. Ein weiteres Gefäß ist eine Schale,

[1]) V. 24 ff. — Es ist doch zu fragen, ob dieser Geschmack nicht durch die häufigen römischen Rippengläser angeregt wurde, vgl. z. B. Aarg. Heimatgesch., 2. Römerzeit, Taf. neben S. 163 in der Mitte der unteren Reihe. — Auch der sog. Faltenbecher der Römer kann als Vorbild gedient haben.

[2]) Besonders deutlich ist der merowingische Einfluß bei der verhältnismäßig recht zahlreichen Keramik vom Bernerring in Basel. — Beispiele aus Bülach Gr. 175 und 178. LM.

die aus zwei Körpern besteht, einem bikonischen Unterteil und einem viel weiteren, schalenartigen Oberteil, für welche die römischen Muster Behn Taf. 11, 260 und 261 zu erkennen sind. Kurz, es ist nicht eine einzige Form vorhanden, die nicht römisch sein könnte, während nur wenige Formen, wie z. B. die bauchige Urne von Gr. 101 auch germanisch aussieht. Daraus ist der bindende Schluß zu ziehen, *daß in Oberbuchsiten eine Gruppe von spätrömischen Gräbern vorliegt*, die mit den germanischen der späteren Zeit nicht in organischer Verbindung stehen. Die paar Glasfunde bestätigen übrigens diese Feststellung durchaus[1]).

Es ist wohl ein Zufall, daß wir aus unserm Gebiet noch keine *burgundische Keramik* haben. Sie ist nämlich teilweise ziemlich deutlich zu charakterisieren. Bei den Burgundern herrschten meist hochgezogene Formen vor, wohl auch in Symbiose der früher bei diesem germanischen Stamme beliebten Urnen mit dem römischen Einfluß, dem ja auch sie in hohem Grade ausgesetzt waren. Wir finden Formen, die an die schon in der jüngeren Steinzeit vorkommenden Flaschen erinnern, wo auf einem mehr oder weniger kugeligen Unterteil ein trichterförmiger Oberteil aufgesetzt ist. Diese Form wird dann verwässert und — was zu den besonderen Merkmalen der burgundischen Keramik gehört —, mit stark hervortretenden *Wülsten* belebt, welche sie bei gewissen römischen Gefäßen sahen. Im alamannischen Kulturkreis unseres Landes fehlen diese Formen vollständig, während sie in unserer Westschweiz sehr häufig sind, soweit man bei der Keramik von Häufigkeit reden kann[2]).

---

[1]) Hier ist der Anlaß, unser Bedauern auszusprechen, daß vom Gräberfeld von O. kein Plan aufgenommen wurde, und daß wir somit nicht wissen, wie diese sieben römischen Gräber gelegen haben, bezw., wie sie sich in das dortige System einfügen. Herr Dr. Fei, Bezirkslehrer in Olten, stellte uns das Fragment eines Tagebuches zur Verfügung, das sein Vater, der die Grabung durchgeführt hat, anzulegen begonnen hatte. Daraus ist wenigstens zu ersehen, daß Gr. 85 von einem Steinmäuerchen umgeben war, und daß die Tonflasche links zu Häupten stand, während die Tote den rechten Arm mit einer kleinen Bronzearmspange unter den Kopf gelegt hatte. In ähnlicher Lage finden wir die Tote mit dem Glase Gr. 88, nur hat sie den Kopf über der linken Hand. Bei Gr. 84 ist zu ersehen, daß der Tote mit der Henkelurne rechts neben dem Kopfe, offenbar orientiert O—W (im Gegensatz zu den germanischen) von zwei sicher alamannischen Toten, W—O, überdeckt war. — Dieser glücklicherweise aufgenommenen und festgehaltenen Situation verdanken wir eine wertvolle Bestätigung unserer Auffassung.

[2]) Bel-Air, B. Taf. 27, 1. — Schärloch-Tiefenau, Bonstetten, Rec. ant. suisses Suppl. 1, Taf. 7, 1. — Sévery, Daillens, Bassecourt BF. Taf. 76. — BB. Taf. 69 und 70. — Eine Verschmelzung der fränkischen mit der burgundischen Form aus Guiseniers (Eure), BF. Taf. 77 3. Hardenthon (Pas-de-Calais), BF. Taf. 77, 5. 7. — Die Prototypen aus der Neolithik AuhV. 5 Taf. 7, 118, aus der älteren Eisenzeit, l. c. Taf. 32, 561. 562. — Wie sehr sich noch karolingische Keramik auch aus prähist. Formen entwickelt hat, zeigt Leer in Westfalen, Röm.-Germ. Korr.-Bl. 8 (1915), 88 ff., spez. die Abb. 43. 45 und 48. — Die Wülste auf röm. Gefäßen sind aus Behn Taf. 12, 384—386 ersichtlich.

Ein eigenartiges Stück, das bereits in die karolingische Zeit reicht, ist eine kleine Urne aus Kriegstetten, wohl auch aus einem Grabe stammend, mit sehr langem röhrenartigem Ausguß[1]).

Zeitlich nicht ganz gesichert, aber doch teilweise auf die Völkerwanderungszeit deutend sind die vielen Scherben, die in den Höhlensiedelungen von Herrenkeller-Oberdorf und Stiegenlos-Rüttenen, zusammen mit Terra sigillata, aber auch mit frühmittelalterlichen Resten,

Abb. 22. Rüttenen-Stiegenlos. Tondiskus. Nat. Gr.

gehoben wurden. Diese klingen teilweise an bronzezeitliche Formen an, an denen sich der germanische Geschmack aus alter Tradition wieder geäußert haben mag. In unsere Zeit möchte ich auch den *Tondiskus* setzen, der mit seinen Schalen in der Mitte und den zwei konzentrischen Feldern mit unbeholfenen schrägen Strichverzierungen an eine unserer Broschen (s. o. S. 95) erinnert[2]) (Abb. 22).

δ. Das Gefäß aus Glas und Glasfluß.

Was von der Keramik gesagt wurde, gilt im allgemeinen auch für das *Glas*. Der Germane bezog ursprünglich sein Glas aus den hochentwickelten römischen Glasmanufakturen, sodann, als er sich des römischen Bodens bemächtigte, ließ er römische Glasarbeiter für sich

[1]) 17. JB. SGU. 1925, 109.

[2]) Oberdorf-Herrenkeller 7. JB. SGU., 1914, 143 ff. — Rüttenen-Stiegenlos 8. JB. SGU., 1915, 89, Abb. 15. — 9, 95.

arbeiten, die schließlich auch die fremden Einwanderer heranbildeten. Immerhin blieb Glas ein Luxusgegenstand und fand höchstens zu liturgischen Zwecken, nachdem das Christentum eingedrungen war, häufigere Anwendung[1]). Bei der Schwierigkeit und Gefährlichkeit des Glastransportes auf weite Entfernungen mögen bei uns auch schon relativ früh Glasbläsereien entstanden sein, zumals das Rohmaterial nicht fehlte und Glashüttenbetrieb speziell im Jura doch schon früh nachgewiesen werden kann. Natürlich ist auch hier zwischen dem Alltagsinventar und den Prunkgläsern zu unterscheiden, die durch den Handel, namentlich aus den rheinischen Industrieorten, sich auch in die Schweiz verirrten.

Prunkgläser kennen wir aus unserm Kanton nicht. Wenn wir von den drei Glasgefäßen, die uns Oberbuchsiten (Gr. 85, Schale Behn Taf. 11, 302 mit weit ausladendem Rande, von dunkelbraunem Glas, und eine kugelige Urne mit aufgesetztem Rande; Gr. 88, ebenfalls dunkelbraune Glasschale mit kräftig profiliertem Standring) geliefert hat, absehen, so herrscht der kugelige Glasbecher ohne Standfläche oder Standring vor, dessen Ränder außen umgebogen wurden, so daß ein innen hohler Randwulst entstand[2]). Andere übliche Formen sind unten mehr oder weniger spitz zulaufende Trichter, zu denen das Trinkhorn als Muster gedient haben mochte[3]), oder solche Formen, bei denen ein gedrückt bauchiger Unterteil unter einem weit trichterartigen Oberteil saß[4]). Gemeinsam ist den Gläsern, daß sie nicht direkt irgendwo hingestellt, sondern entweder eines Standringes bedurften oder einfach in den Taschen mitgenommen wurden.

Anders steht es mit den Flaschen. Die gewöhnlichste Form ist die halbkugelige Flasche mit langem Hals, einem wulstigen, etwas ausladendem Rand und einer breiten Standfläche[5]).

Auch tellerartige Gläser kommen gelegentlich vor, mit einer Standfläche oder einem Standring. Diese Stücke besitzen meist einen weitausladenden, horizontalen Rand, sind aber römisches Fabrikat[6]).

---

[1]) Ampullen aus Glas von St. Maurice, Besson, Antiquités du Valais, 46 und Abb. 17.

[2]) Die Technik der Erstellung dieser calottenförmigen Gläser erörtert de Molin in Rev. Charlemagne, 1911, 148. Abb. Taf. 21, 3. — Daß der innen hohle Rand ermöglichte, Scherben von solchen Gläsern als Halskettenperlen zu verwenden, haben wir schon oben S. 108 gesehen. — Prinzipielle Fragen über die frühmittelalterliche Glasfabrikation erörtert S. Löschcke in Röm. Germ. Korr.-Bl. 8 (1915), 49 ff.

[3]) Typisch AuhV. 4, Taf. 59, 9 (v. Rheinhessen).

[4]) Eine Zusammenstellung dieser nicht seltenen Formen gibt BF. Taf. 71. — Da sie sich an die römische Formengebung anlehnt (Behn Taf. 11, 286), ist sie auf keinen bestimmten Kulturkreis beschränkt.

[5]) Bel-Air, B. 171, Abb. 110. — Kaiseraugst, Gr. 656. 1056. — V. Taf. 19 B. 4—6.

[6]) Z. B. Oberbuchsiten Gr. 85. — Behn Taf. 10, 201.

Die *Farbe des Glases* ist bei den gewöhnlichen Stücken einheitlich. Es ist selten ganz durchsichtig, meist grünlich weiß. Das feine Glas, aus dem entweder in Erinnerung an die Barbotinetechnik der Sigillaten aufgegossene Fadenornamente angebracht wurden, oder gar die herrlichen Millefiorigläser, die wie Achat aussehen, kamen nicht zu uns[1]).

Wenn auch das Bedürfnis nach prunkvollem, farbigem Glasgeschirr bei uns nicht groß war und zur Erwerbung solcher Kostbarkeiten für den täglichen Hausbedarf die Mittel kaum vorhanden waren, so brachte doch andererseits die Nachfrage nach farbigem Glas, Glasfluß und Email für den Halskettenschmuck auch ärmerer Frauen, für die Zellenschmelztechnik und für die oft überreiche Emailtechnik der zu kirchlichen Zwecken dienenden Gefäße der Glasfabrikation und verwandten Industrien reiche Anregung. Von dieser Erscheinung drang denn auch ein freilich verhältnismäßig schwacher Strahl bis in unser Land hinein[2]).

ε. Das Gefäß aus Bein, Elfenbein etc.

Hausgeschirr aus diesem Material gibt es natürlich nicht. Dagegen wurden Nadelbüchsen, Toilettendosen oder -kästchen aus Bein oder etwa einmal auch aus Elfenbein verwendet. Löffel aus Bein gehören in erster Linie als Salbenlöffel zur Toilette. Hauptsächlich handelt es sich aber auch hier um Gegenstände, die zu liturgischen Zwecken dienten, wie namentlich Reliquiare, an denen man je länger je weniger sparte. Zu solchen Zwecken wurden auch Holzkästchen, deren Ränder mit Bein beschlagen oder die mit einem Bronzebeschläg verziert wurden, verwendet[3]).

ζ. Das Gefäß aus Holz.

Bei der großen Seltenheit des erhaltenen Geschirrs aus Ton und andererseits dem großen Bedarf an Behältern von Speisen und Flüssigkeiten aller Art ist die Überzeugung gerechtfertigt, *daß die allermeisten Geschirrarten*, soweit sie nicht zu Kochzwecken dienten, *aus Holz bestanden*. In der Holzbearbeitung, speziell in der Technik der Drechslerei, war der Germane Meister. So stellte er auch sein tägliches Hausgeschirr, Flaschen, Milchnäpfe, Tassen, Teller, Becher, Löffel, Gabeln aus Holz her, an dem er ja nicht Mangel litt. Leider sind in unserm so wasser-

[1]) Sehr schöne Ziergläser, bemerkenswerterweise meist aus fränkischen Funden stammend, bei BF. Taf. 71—73. — BB. Taf. 57.

[2]) Was an reicher Zellenschmelz- und Emailtechnik in unser Land kam (freilich als Import), ist aus Besson, Ant. Valais Taf. 11—17 ersichtlich.

[3]) Reliquiar von Chillon B. 33 und Taf. 5. — Pyxis von Sitten, Besson Ant. Valais Taf. 6. 7. — Reliquiar von Amalrich, Sitten, l. c. Taf. 10. — V. 23 und Taf. 9 B. und 10 A.

durchlässigen Juraboden alle diese Herrlichkeiten restlos verschwunden. Höchstens bleibt etwa einmal eine Holzfaser da übrig, wo das umgebende Metall die Rolle der Konservierung übernommen hat. Freilich hätte bei genauerer Beobachtung Verfärbung der Erde das einstige Vorhandensein von Holzgefäßen auch bei uns feststellen lassen. Was wir aus dem einzigen Oberflacht wissen, genügt für die Erkenntnis, daß das Tafelgeschirr auch bei unseren Alamannen aus holzgeschnitzter Ware bestanden haben muß, deren Typen die Vorläufer der keramischen Formen sind. Eine Spezialität der Frühgermanen sind die sog. *Pilgerflaschen*, jene scheibenförmigen Gefäße mit zwei Henkeln, einem engen Hals und einer Standfläche, die auch in Fäßchenform auftauchen und noch lange später allgemein im Gebrauche waren[1]).

c) Das Mobiliar.

Es ist schon oft bedauert worden, und leider wissen wir immer noch nicht, wie die Hütte unserer germanischen Altvordern aussah. Sie wird ein Blockbau gewesen sein, eine zweiräumige, rechteckige, einstöckige Hütte, mit einem Vorplatz. Das Satteldach bestand aus Stroh oder Schindeln. Der Rauch vom Herd zog durch die Räume und schließlich aus denselben, wie die Natur es wollte. Das Herdfeuer diente natürlich auch als Wärmespender. Daß außer diesen Wohnstätten z. B. in der Stadt Solothurn in den einstigen Castralgebäuden neben der römischen Bevölkerung auch alamannische oder burgundische Handwerker und Kaufleute sich niederließen, ergibt keine Lösung der Frage, wie sie sich hier häuslich einrichteten. Immerhin ist die Annahme, daß es auch schon in der äußern Form des Wohnhauses Unterschiede gab, daß es einerseits bereits komfortable, andererseits ganz ärmliche Wohnstätten gab (von den Stifts- oder Klosteranlagen ganz zu schweigen), angesichts des übrigen Fundbestandes durchaus gerechtfertigt. Endlich hat es wohl auch schon alamannische oder burgundische *Große* gegeben, die sich eine hölzerne Baute, eine Art Wohnturm errichteten, den sie mit Gräben und Erdwällen umgaben. Auch mögen solche sich auf Bergzungen des Tafeljura mittelst Abschnittsgräben und Wällen befestigt haben, so zwar, daß in unruhigen Zeiten Volksgenossen mit ihrer Habe sich in diese Wehrbauten flüchten konnten.

---

[1]) Teller und Schalen, V. Taf. 4 A. 6, Taf. 4 B. 4. Becher, Taf. 4 A. 2—4, Taf. 4 B. 5. 7. Pilgerflaschen, häufig, Taf. 4 A 1, 8. Fäßchen mit Doppelhenkeln, Taf. 4 B. 8, alles aus Oberflacht. — Um die Pilgerflaschen zu schnitzen und zu drechseln, mußte unten eine Öffnung gebohrt werden, die nachher durch einen Spund wieder verschlossen wurde.

Ebenso schlimm, wie mit der Kenntnis der alamannischen und burgundischen Wohnungen steht es mit der der Innenausstattung, des *Mobiliars*. Das ist auch wieder nur zu natürlich, da es fast ausschließlich aus Holz bestand und als Grabbeigabe nicht unter die schützende Erde gelangte. Dagegen läßt sich aus rein logischen Erwägungen ohne weiteres behaupten, daß die ersten germanischen Völker in unserm Lande Betten, Tische, Stühle, Bänke aus Holz zu zimmern und zu dekorieren verstanden und daß sie in dieser Beziehung eines gewissen Komforts nicht ermangelten[1]). In den gewöhnlichen Hütten wird zwar das Mobiliar ziemlich primitiv gewesen sein: roh gezimmerte Bänke und Tische, und als Bett ein Holzverschlag, der mit Moos oder Stroh ausgepolstert war und in dem sich ja schließlich nach getaner Tagesarbeit auch herrlich ruhen ließ.

Zum Mobiliar rechnen wir auch die *Schlüssel*, bei deren Erstellung und Verwendung die Römer — als Zeichen eines hohen Kulturvolks — schon das größte Raffinement entwickelt hatten. Man stellt sich nun eigentlich nicht vor, daß der einer primitiveren Kultur angehörige Germane seine Habseligkeiten mit einem Schlüssel zu schützen pflegte. Wenn wir aber an die Schätze denken, die bei den wohl als allzu „ehrlich" angesehenen Altvordern vor Diebeshänden zu sichern waren, so verstehen wir das Vorhandensein von Schlüsseln aller Art. Gewiß haben sie ihre Wohnung, insbesondere aber ihren Stall und ihre Scheune mit einem rohen Holzschlüssel und einem entsprechenden Riegel verschlossen. Auch kommen eiserne Schlüssel, die meist T-förmig oder mit drei nach rückwärts schauenden Zinken versehen sind, gar nicht selten vor. Endlich haben sie sich, namentlich für ihr „Schatzkästlein", auch römischer Formen von Schlüsseln bedient[2]). Einen Schlüssel nach der üblichen römischen Form von Eisen hat das reiche Frauengrab 36 von Oberbuchsiten geliefert[3]).

[1]) Eine Revision in unserm Urteil über das Mobiliar dürfte anhand der prächtigen Totenbettstelle von Oberflacht, V. Taf. 2, 5 gegeben sein. Natürlich haben die kirchlichen Bedürfnisse namentlich in Klöstern die Holztechnik befruchtet. Ein Bischofs- oder Abtsstuhl wurde durch sorgfältigere Erstellung und durch Ornamentik von den gewöhnlichen hervorgehoben. Die schöne Schnitztechnik, die wir an den romanischen Bänken z. B. von Alpirsbach bewundern, dürfte doch nicht auf einmal, wie die schaumgeborene Venus, entstanden sein, V. 17 und Taf. A 2. — In Poisy bei Annecy in Savoyen fand man einen hölzernen Klappsessel, vielleicht von einem Bischof des 5. Jahrhs. Rev. savoisienne 1898, 266.

[2]) T-förmiger Eisenschlüssel mit Ringöse oder ein Ösenschlüssel mit zwei seitlich zum Schaft stehenden Zinken, Bel-Air, B. 190, Abb. 135. — Ein ganz modern anmutender, 15,5 cm langer Hohlschlüssel mit kompliziertem Bart von Bofflens (immerhin verdächtig), B. 191, Abb. 136. — Ein Schlüssel von unbestreitbar römischer Form mit massivem Bart von Poliez-Pittet, B. Abb. 134. — Daß der spätere Griff aus der Aufhängeöse sich entwickelt hat, ist aus BB. Taf. 41 B (Hohlschlüssel mit Bart) ersichtlich.

[3]) Ähnlich, aber mit glattem Bart, BB. Taf. 2, D.

2. Die Toilette.

Eines der interessantesten Phänomene ist, daß unsere germanischen Vorfahren, sowohl Männer wie Frauen, die *Kosmetik* nicht vernachlässigten. Das stimmt mit der bekannten Schmuckliebe überein, sogar darin, daß sie auch dem Toten die unentbehrlichen *Toilettenartikel* mitsamt dem Schmuck beigaben. Während die größeren Gegenstände, wie z. B. die Kämme, oft peinlich sorgfältig mit Futteral versehen, gewöhnlich in der Nähe des Schädels lagen, wurden die kleineren Sachen, die Bartzangen, die Salbenbüchsen, die Ohrlöffel, die Zahnstocher und wer weiß was alles in den schon oben S. 101 erwähnten Taschen untergebracht und am Gürtel angehängt.

a) Der Kamm.

Als wichtigster Toilettengegenstand, also auch am häufigsten, erscheint in unsern Gräbern der *Kamm* für Haar und Bart und zwar sowohl in Männer- wie in Frauengräbern. Der einreihige Kamm, schmal, aber mit sehr langen Zähnen, der schon in der Neolithik vorkommt, war aus Holz, dann auch Knochen, endlich, seit der Bronzezeit, auch aus Metall. Die ersten Kämme dienten anfangs als Einsteckkämme. Während wir aber aus den eigentlich prähistorischen Perioden nur relativ wenig Kämme besitzen, häufen sie sich in der Römerzeit und den darauf folgenden Perioden[1]). Auch die römischen Kämme, die von den Germanen einfach übernommen wurden, waren zuerst einreihig. Schon die Römer vergrößerten die Platte glockenförmig (oder auch anders) und benützten die damit entstandene Fläche zur Gravierung von Ornamenten, Winkelbändern, Zickzacklinien, Linienstreifen und des immer so beliebten Zirkelschlags. Wo Halbbögen vorkommen, werden diese auch mit dem Zirkel gezogen, so daß sie eine regelmäßig geometrische Dekoration werden. In dieser Form übernehmen die Alamannen das römische Muster und bilden es weiter aus. Sie erstellen auch, wie übrigens schon die Römer, zweireihige Kämme und verzieren mit den genannten Motiven Kammkörper und Futteral. Diese sehen mithin aus wie unsere sog. Lausekämme. Sie entsprechen einander so genau, daß sie, wie die jetzt im Gebrauch befindlichen Kämme, auf der einen Seite weiter auseinanderstehende Zähne haben, als auf der anderen[2]). Am Kamm haben die Germanen eigentlich nichts Neues erfunden.

---

[1]) Vgl. den Art. Pecten bei Daremberg et Saglio 4, 363 f. — Die typologische Entwicklung des Kamms bei Ebert, Reallexikon 6, 198 ff.

[2]) Vgl. Basel-Bernerring und V. Taf. 12 A. 3. 5.

Die ältesten germanischen Kämme haben noch die sog. Glockenform der Platte. Daraus entwickelt sich die dreieckige, die immer flacher wird, bis sie schließlich zu einer rechteckigen Form wird. Die ersten Glockenkämme fallen bereits in das 3. Jahrhundert und kommen bei uns in den germanischen Gräbern des Kantons natürlich nicht vor[1]). Soweit Kämme uns erhalten sind, bestehen sie alle aus Bein[2]). Zwischen alamannischen und burgundischen Kämmen ist kein Unterschied[3]).

Auch in unserm Kanton fehlen die Kämme nicht. Ein sehr stark defektes Stück, dessen Typus man nicht mehr erkennen kann, wurde dem römischen Grabe 85 von Oberbuchsiten entnommen. Dagegen stammt auch aus einem männlichen Alamannengrabe daselbst ein freilich auch recht defekter, doppelreihiger Beinkamm mit Aufhängeöse, von einem späteren Typus, offenbar rechteckig. Ein mit schrägen Linien und Zirkelschlag garnierter rechteckiger Doppelkamm diente einem Trimbacher Alamannen zur Toilette (Abb. 23, 2). Die meisten Frauen und Männer unseres Landes werden sich mit Holzkämmen begnügt haben.

b) Die Bartzange und das Rasiermesser.

Ebenfalls zur Haarpflege gehören die *Rasiermesser*, über die wir oben S. 47 bereits das Nötige gesagt haben. Außerdem kommen, namentlich in Männergräbern und zwar relativ recht häufig, kleine *Bronzezangen* vor, deren Klammernenden verhältnismäßig breit sind, und die als „Epileurs" bezeichnet werden, die dazu dienten, überflüssige Barthaare wegzuzwicken oder wegzuklemmen[4]). Es ist schon ein römischer Gegenstand[5]), der in der späteren Alamannenzeit außer Gebrauch gekommen ist, denn, so häufig er sonst ist, in Oberbuchsiten kommt er nicht mehr vor.

---

[1]) Ein Glockenkamm mit Tierornamentik von Mingolsheim bei Bruchsal wird ins 5. Jh. gesetzt, Bad. Fundberichte 1, 60. — V. 23 und 94. Taf. 10—12. Es sind außerordentlich schön dekorierte Stücke darunter. — Ein besonders schöner, oben leicht gewölbter einreihiger Kamm mit Fischornamentik samt Futteral von Gammertingen ist bei Gröbbels, Reihengräberfund Taf. 3, 5 abgebildet, ebenso einer mit Aufhängeöse von Schretzheim in Bayern AuhV. 4, Taf. 54 d., zweireihig, mit Futteral. — Ein einreihiger Kamm, der aussieht wie eine Zahnbürste, aus Holz, von Oberflacht V. Taf. 11 A. 6. — Verwechslung mit der Hanfhechel ist möglich. V. Taf. 11 A. 7.

[2]) In Württemberg wurde ein einziger Bronzekamm gefunden, ebenfalls mit einer Aufhängeöse V. Taf. S II, 1.

[3]) Das geht aus B. 179 und Taf. 28 hervor.

[4]) Wir sind mit Veeck doch nicht ganz davon überzeugt, daß diese Gegenstände zum Zweck des Haarabklemmens gedient haben. Breitschneidige Pincetten benötigte man sicher auch zu anderen Zwecken, z. B. zum Herausziehen von Holzsplittern aus Wunden etc. B. 180, Abb. 121. B. glaubt irrtümlicherweise nicht an das Vorhandensein von Rasiermessern und betrachtet die Bartzange als Ersatz, was wir als ganz unmöglich betrachten. — Vgl. auch V. 63 und Taf. 48 A (16 Exemplare).

[5]) Cagnat et Chapot, Man. d'Arch. romaine 2, 398, Abb. 589.

c) *Die übrigen Toilettenartikel.*

Ebenfalls zur Haarkosmetik gehörten *Salben* aller Art, die zum Teil in mehr oder weniger kostbaren *Salbenbüchsen* aufbewahrt wurden. Als solche werden besonders jene an Ketten am Gürtel getragenen *Büchschen* betrachtet, die aus zwei aufeinander passenden Halbkugeln aus Bronze oder Eisen bestehen[1]). Aber auch zylindrische Formen kommen vor[2]). Gelegentlich findet man roten *Ocker*, der zum Rotfärben von Haar und Bart dienen mochte[3]). Ebenfalls ein Toilettengegenstand, aber nicht etwa ein Ohrlöffel, dürfte eine vorn leicht gebogene, kleine, tordierte Bronzenadel sein, die an einem Ring am Gürtel aufgehängt war. Vielleicht war das eine Sonde oder ein *Zahnstocher*[4]). Kleine, niedliche Löffelchen dienten zum Verstreichen der Salben. Der Eitelkeit wurde durch Spiegel nachgeholfen[5]). Oft wurden alle möglichen Utensilien zusammen am gleichen Ring getragen[6]).

Besondere Erwähnung verdient ein weit verbreiteter Gegenstand aus Silber, ein flacher, siebartig durchbrochener Löffel, der an einem langen, meist reich verzierten Stiele steckt und, ebenfalls von Männern und Frauen verwendet, an einer Ringöse aufgehängt getragen wurde, und den man gewöhnlich als *Sieblöffel* bezeichnet hat. Zu welchem Zwecke diese auch künstlerisch hervorragenden Stücke, die zudem aus Edelmetall sind, gedient haben, ist nicht sicher zu erkennen. Da sie aber meist mit anderen Toilettengegenständen zusammen gefunden werden, reihen wir sie in diese Kategorie ein und geben der unmaßgeblichen Vermutung Raum, sie könnten zur Herstellung eines Parfums gedient haben, der sinngemäß nur für die Großen reserviert war[7]). Zeitlich lassen sich diese Requisiten nicht genauer festlegen.

3. Die Wage und das Gewicht.

Nicht selten findet man als Grabbeigaben sog. *Apothekerwagen*, wo der Träger ein einfacher Bronzestab ist, an dessen Enden Ösen angebracht waren, um die meist aus vergänglichem Material bestehenden „Ketten"

---

[1]) Yverdon, B. 187, Abb. 128.
[2]) Lussy, ib. Abb. 129.
[3]) St. Sulpice, Rev. Charlemagne 1911, 86.
[4]) Vidy, B. 176, Abb. 118.
[5]) Wie ein solcher ausgesehen haben mochte, ist aus St. Sulpice zu ersehen, Rev. Charlemagne 1911, 149. Taf. 20, 13.
[6]) Bartzange, Sieblöffel und Salbenstreicher zusammen, L. Taf. 25, 1.
[7]) Solche Sieblöffel, die stets am Gürtel aufgehängt mitgenommen wurden, sind in der Schweiz nachgewiesen in Bülach, Gr. 4. LM., in Kleinhüningen, und in Vidy, vgl. B. 187, Abb. 119, aus Bonstetten, Rec. ant. suisses, Taf. 24, 11, also aus dem ala-

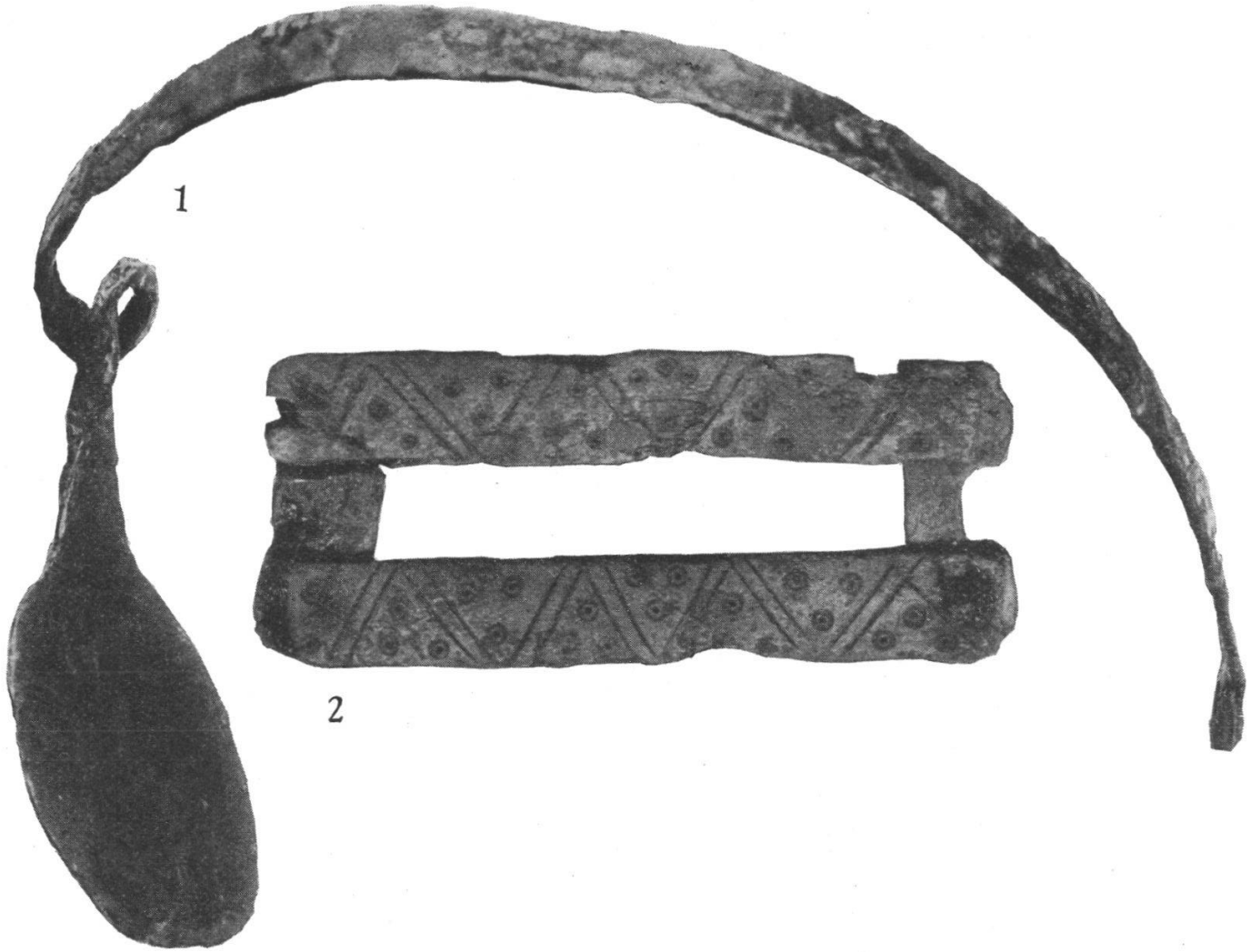


Abb. 23. 1. Bülach-Füchsli. Bruchband (ähnlich wie Trimbach). LM. 2. Trimbach. Beinkamm (Fragment). 2 : 3. M. S.

aufzunehmen, an denen wiederum zwei flache, leichte Bronzeschalen hängen. In der Mitte des Trägers oben befindet sich eine Aufhängeöse[1]). Da diese Wagen nur für geringe Gewichte berechnet waren, dienten sie wohl in erster Linie zum Ab- und Nachwägen des Geldes, waren also Beigaben für Handelsleute, wenn sie nicht geradezu Münzmeisterwagen waren, wie solche in allen Gebieten des Merowingerreiches inschriftlich beglaubigt sind[2]). Wie die *Gewichte* aussahen und welche Größe sie hatten, bezw. wie schwer sie im Verhältnis zu unserem Dezimalsystem waren, wissen wir nicht, obschon anzunehmen ist, es seien neben den Wagen auch die dazu gehörigen Gewichte mitgegeben worden. Wie die für größere Gewichte berechnete Wage, wohl die Schnellwage, ausgesehen hat, wissen wir nicht, können aber vermuten, daß die römischen Formen weiter im Gebrauch waren[3]). Auch hier ist ein Gebiet, wo der Bodenforschung noch manche Aufgabe zu lösen übrig bleibt.

4. Verschiedenes.

Wie hat sich der Germane zu den Tönen, zur *Musik* verhalten? Wir haben schon oben, S. 69, gesehen, daß er — der geborene Krieger — Hörner und Trompeten hatte. Zu sanftmütigeren Zwecken diente die *Glocke* oder die *Rassel*. Entweder erscheinen kleine Bronzeglöcklein als Gehänge der schmuckliebenden Frau, oder dann in größeren Exemplaren als Herdenglocken oder am Pferdegeschirr. So viel wir wissen, knüpfen die Herdenglocken an die der Römer an. Eine primitive Form besteht aus einem umgeschlagenen Eisenblech, einer Hängeöse und einem keulenartigen Klöppel[4]).

Örtlichkeiten, wo sich das Holz erhalten hat, besitzen aber auch Zeugen edlerer Musik. Unsere Alamannen haben sogar die *Laute* gekannt[5]). Vielleicht ertönte bei ihnen auch noch das römische Sistrum, eine Art Klapper oder Rassel[6]).

---

mannischen und dem burgundischen Gebiet. — Aus dem Hauptgrab zu Gammertingen, Gröbbels Taf. 9, 1, associert mit einer Spatha, also aus einem Männergrab. — Pfullingen, AuhV. 2, Heft 11, Taf. 6, 2. — V. 62, Taf. 46 B. 3, von Ingersheim.

[1]) AuhV. 4, Taf. 40, mit zwei Wagen, von denen eine an unsere Apothekerwage, die andere an die römische Schnellwage erinnert, letztere wohl schon karolingisch. — Eine Doppelwage von Lonay bei B. 189, Abb. 131. — Ulm, V. 46 B. 2, aus dem 5. Jh. — L. Taf. 26.

[2]) Es ist in erster Linie B., der (S. 189) die Vermutung ausspricht, diese Wagen könnten auf Münzmeister deuten.

[3]) Art. Libra bei Daremberg et Saglio 3, 1222 ff., insbes. Abb. 4466. 4470. 4475.

[4]) Morrens, Waadt, B. 205 f. Abb. 165. 166.

[5]) 2 Exemplare aus Württemberg, V. 20.

[6]) Kaiseraugst. Während Viollier in Rev. Charlemagne 1911, 15 ff. und Taf. 2—4 ein dort gefundenes Gebilde als Kopfschmuck erklärt, will Baudon in Etude sur un tra-

G. Instrumente für die Heilpraxis.

Es herrscht die Vorstellung, unsere Alamannen und Burgunder seien so gesunde Leute gewesen, daß sie keine *Ärzte* und keine *medizinischen Instrumente* nötig gehabt hätten, wie sie bei den „verweichlichten" Römern unentbehrlich gewesen seien. Auch dem Laien fallen die kräftigen, gesunden Gebisse und überhaupt das oft tadellos normale Knochengerüst auf. Daraus schließt er auf eine Volksgemeinschaft, der sich die Büchse der Pandora noch nicht geöffnet habe. Dem ist nun aber in Wirklichkeit durchaus nicht so. Häufig ist, um mit dem Gebiß anzufangen, die Zahncaries. Oft findet man durch Gicht deformierte Hand- und Fußgelenke. Innere Krankheiten aller Art kann man ja archäologisch nicht erfassen; aber das ziemlich häufige Vorkommen von Bruchbändern gibt doch zu denken. Knochenbrüche und Schädelfrakturen waren mindestens so häufig wie jetzt, Verwundungen aller Art wohl noch häufiger. Infolgedessen war das Trepanieren der Schädel, die Wundbehandlung mittels Sonde, um den Fremdkörper herauszubringen, notwendig und ist auch archäologisch erfaßbar[1]). Und anzunehmen ist ohne weiteres, daß bei inneren Krankheiten, wie Leibschmerzen z. B., heilkräftige Kräuter zu Tee verwendet wurden.

Wollte man auch glauben, daß in früheren Kulturzuständen der Germanen die Medizin eine relativ geringe Bedeutung hatte, so wird man ohne weiteres nach dem Eindringen römischer Kultur bei ihnen die Kenntnis der Heilmittel und damit natürlich auch der Ärzte voraussetzen dürfen. Sie mochten anfangs froh sein, daß sie sich römischen Heilkünstlern anvertrauen konnten[2]).

Daß es auch zauberische Heil- und Abwehrmittel gab, daß der Aberglaube bei Heilung von Krankheiten schon damals eine ganz bedeutende Rolle spielte, erkennt man aus den zahlreichen *Amuletten* und *Talismanen*, deren Deutung im allgemeinen sicher, im einzelnen natürlich unmöglich ist, vgl. oben S. 102.

---

vail de M. Viollier de Zurich etc. in Bull. Soc. hist. et scientifique de l'Oise, t. 7, Beauvais 1911, darin ein sistrum erkennen. Ein unzweifelhaft analoges Stück vom Friedhof des Calvaire, Aisne, bei Pilloy, Etudes sur d'anciens lieux de sépulture dans l'Aisne, T. 2, 1899, 287 ff.

[1]) Sondenartige Nadeln, die den römischen ähnlich sind, kennt V. 60 und Taf. 46 A. 3—9. — Ich möchte auch die feinen Lanzetten, Taf. 45 A. 6 und 7 als medizinischen Zwecken dienende Instrumente ansehen.

[2]) Um einen Begriff darüber zu bekommen, über was für raffinierte medizinische Gegenstände der römische Militärarzt verfügte, genügt auf den Badener Fund hinzuweisen, F. Stähelin, Schweiz in röm. Zeit, 2. Aufl., 456. Cagnat und Chapot, Man. taerch. rom., 516 f. — Vgl. auch die reich illustrierten Art. Chirurgia bei Daremberg 2 Saglio 1, 1106 ff., und Medicus, ebendort 3, 1669 ff.

Der Vollständigkeit halber weisen wir hier noch kurz darauf hin, daß sich nach dem Eindringen des Christentums auch die Klöster der Kranken annahmen und ihnen Hülfe und Trost spendeten.

Wir sind in der glücklichen Lage, aus unserm Kanton, von Trimbach, ein *Bruchband* melden zu können, das man einer Toten beigegeben hatte. Es war damals so überraschend, daß man anfangs an einen Faßreifen dachte oder an einen eisernen Gürtel. Bei genauerer Prüfung stellte es sich dann aber als ein wirkliches Bruchband heraus, das im allgemeinen aussah wie solche, die noch heute im Gebrauche stehen. Es bestand aus einem eisernen Reifen, einer Windung an einem Ende und der ovalen Platte, die der kranken Bruchstelle auflag[1]) (Abb. 23, 1). Angesichts von vier bis jetzt aus unserem Lande bekannt gewordenen Bruchbändern ist es auffallend, daß vor dem Trimbacher Fund die Literatur dieses Objekt nicht gekannt hat. Sogar aus dem römischen Kulturbereich ist das Bruchband nicht bekannt.

H. Geld und Münze.

Die Anhänger der sog. Katastrophentheorie, nach der in der Völkerwanderungszeit „ein völliger Verfall des gesamten Handelsverkehrs eingetreten, die Römerstraßen, welche ihm bisher gedient hatten, förmlich verschüttet worden seien und eine weitgehende Isolierung der Wirtschaft sich vollzogen habe", sind durch neuere Forschungen arg in die Klemme geraten[2]). Es konnte anhand von Waffen und Schmuckstücken fremder Provenienz und an den vielen Münzen aus merowingischer und karolingischer Zeit nachgewiesen werden, daß eine ausgedehnte Handelstätigkeit bei unseren germanischen Vorfahren vorhanden war[3]).

Daß die germanischen Völker *Tauschhandel* getrieben haben, der natürlich nur ein Nahhandel sein konnte, ist ohne weiteres richtig, kann aber archäologisch nicht erfaßt werden. Dagegen waren auch bei ihnen, wenigstens so weit sie für uns in Betracht fallen, zunächst einmal *römische*

---

[1]) Über diesen interessanten Trimbacher Fund, Gr. 29, Frau, s. meine Beiträge zur sol. Alt. im Sol. Tagbl. 1911, Nr. 97, v. 27. April, wo noch von einem eisernen Gürtel gesprochen wird. — Während V. bei seinen württ. Alamannen kein solches kennt, haben wir aus der Schweiz noch ein Exemplar von Bülach, Gr. 45, Jnv. nr. 4560. LM., und eines aus Matzingen im Thurgau, Reinerth-Keller, Urgesch. des Thurgaus, 139, Abb. 24, 18, und vielleicht auch von Fétigny, Freiburg, Kirsch in Archives Soc. d'hist. Fribourg 6, 501, Taf. 3 Abb. C.

[2]) Dopsch, A. Wirtschaftl. und soz. Grundlagen der europ. Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl des Großen, 2 Aufl. 2, 433 f.

[3]) Neckel, G. Kultur der alten Germanen im Handbuch der Kulturgeschichte, herausgeg. von H. Kindermann, Bd. 1, 1934, 19 ff. Hier wird sogar auf eine Zeit zurückgegangen, wo der römische Einfluß noch nicht durchwegs wirksam war.

Münzen im Umlauf. Es kommen da natürlich nicht die vielen durchlochten römischen Münzen aller Zeiten in Betracht, denn diese wurden zumeist als Halskettenschmuck getragen und waren nicht im Umlauf. Dagegen finden sich sehr oft undurchlochte Münzen, teils als Tascheninhalt, teils in einer Hand, teils sogar im Mund des Toten, ferner, wie wir oben (S. 134) gesehen haben, Münzwagen vor, so daß an Kauf und Verkauf mittelst eigentlichen Geldes nicht zu zweifeln ist. Natürlich sind es in erster Linie die kleinen spätrömischen Münzen des 4. und 5. Jahrhs., die auch noch später kursierten und zwar sehr lange, wie ihr oft bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffener Zustand beweist. Es waren außerdem die byzantinischen Gepräge im Umlauf und wurden, namentlich, wenn es sich um Goldmünzen handelte, gerne genommen. So ist es denn durchaus nicht auffallend, wenn wir in einem Alamannengrabe eine Justinians- oder Justinus-Münze finden. Solche Funde sind schon deswegen äußerst willkommen, weil sie zur Datierung als terminus post quem dienen, d. h. als frühest mögliche Zeitbestimmung[1]).

Daß gewisse Arten von römischen Münzen auch als Talismane und Amulette in Ansehen standen, haben wir schon oben gesehen, S. 102.

Ansprechend ist die Vermutung, daß ein großer Teil dieses römischen Geldes bei den Alamannen von den Zahlungen herrührt, die die römische Verwaltung ihnen ausrichtete, um sie zur Ruhe zu veranlassen[2]). Natürlich ist auch viel römisches Geld durch Raubzüge in die Hände der Alamannen gefallen. Wie dem auch sei, auf alle Fälle war bei der umfassenden Handelstätigkeit der rheinischen Germanen insbesondere und bei ihren zahlreichen Bedürfnissen schon seit der taciteischen Zeit das römische Geld bekannt. In späteren Quellen werden sie sogar direkt als geldgierig bezeichnet[3]). Bei dem regen Handelsverkehr mit den Römern mußten sie ja im Besitze römischen Geldes sein und solange

---

[1]) Sechs Goldabschläge, stempelfrisch, nach einem Aureus des Justinian, wurden in einem Grabe von Herbrechtingen gefunden, V. 36 und Taf. F. II. 5. Wenn auch diese Stücke gefaßt waren, also an einer Halskette getragen wurden, sind sie doch für die Datierung wichtig: dieses Grab kann nicht vor 550 erstellt worden sein. — Dagegen fand man in Böckingen, ebenfalls in Württemberg, eine Halskette, die aus 14 römischen Denaren bestand, die vom Kaiser Trajan, also von etwa 100 n. Chr. bis zu Philippus Arabs, also bis ca. 250 reichten, V. 50. Daß man aus solchen Funden keine Schlüsse auf die Zeitstellung ziehen kann, ist einleuchtend, aber wir haben damit einen Beweis dafür, daß noch im 5. und 6. Jh. den Germanen römische Münzen zugänglich waren und daß sie solche sammelten. — In Kleinhüningen hatte ein Toter in der rechten Hand eine Münze des Kaisers Anastasius und des Baduila = Totila, also von ca. 550; in Leihgestern hatte dagegen ein Toter einen Denar des Trajanus im Munde, Röm.-Germ. Korr.-Bl. 1911, 58.

[2]) V. 127. — Ammianus Marcellinus 26, 5, 7. Riese, das rhein. Germanien, 301.

[3]) Herodian VI, 3, um 234: „philargyroi". — Vgl. Dopsch, l. c. 2, 478 ff.

sie davon einen hinreichenden Vorrat hatten, kamen sie gar nicht auf die Idee, selber Münzen zu prägen[1]), abgesehen davon, daß anfangs die meist in irgendwelcher Rechtsform dem römischen Reiche angegliederten Germanenstämme, wie das z. B. bei den Burgundern der Fall war, das formelle Recht dazu gar nicht besaßen.

Als die rein römische Einflußwelle verebbt war und die Germanen auf dem römischen Boden, wie das besonders bei uns der Fall war, dazu übergingen, sich selbständig einzurichten, und als überhaupt die Menge des römischen und byzantinischen Geldes zurückging, also seit etwa 500, begannen die „Könige der Germanen" mit eigenen Münzprägungen. Aber es ist im höchsten Grade bezeichnend, daß sie nicht plötzlich zu eigenen Münzsystemen und entsprechenden Bildern und Aufschriften übergingen, sondern sie machten es, wie es einst ihre kulturellen Vorläufer, die Gallier, den hellenistischen Geprägen gegenüber gehalten hatten: *sie prägten einfach zunächst Nachahmungen vorhandener Münzen*, oder sie setzten, wie der Ostgotenkönig Theoderich, auf der einen Seite das Bild des oströmischen Kaisers, auf der anderen ihr Monogramm, wie das übrigens auch bei den byzantinischen Münzen jener Zeit der Brauch war. In diesem Falle spricht man von „Barbarenmünzen", die aber in den ersten Zeiten der Nachprägung von den Originalen nicht stark abweichen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß dies zuerst in Italien der Fall war, wo die Ostgoten bereits damit anfingen und die Langobarden seit 568 diese Entwicklung weiter führten. Obschon Ostgoten- und Langobardenmünzen auch bei uns zirkulierten, interessiert uns doch in erster Linie das Problem der *merowingischen Münzprägung*, weil schon seit zirka 500 die Alamannen unter fränkischen Einfluß kamen und allmählich gezwungen wurden, merowingisches Geld anzunehmen[2]). Ohne hier auf die Schwierigkeiten einzutreten, die der variierende Münzfuß im merowingischen Gallien mit sich bringt, konstatieren wir lediglich, daß noch zur Zeit Chlodowechs, also um 500, in Gallien Münzen mit dem Bild des oströmischen Kaisers geschlagen wurden, und daß erst nach seinem 511 erfolgten Ableben wirklich fränkische Münzstätten zu arbeiten begannen, anfangs immer noch nicht mit dem Bilde des Königs, sondern mit dem bereits entstellten irgend eines oströmischen Kaisers des 6. Jahrhunderts.

---

[1]) Dopsch, 480. Der archäologische Befund in unserm Lande bestätigt diese Tatsache durchaus.

[2]) Darüber hauptsächlich M. Prou, les monnaies mérovingiennes. Paris 1892. — Dopsch 2, 491.

Trotz einer gewissen Vereinheitlichung des Münzwesens wurden die Münzen nicht in einer Zentrale geprägt, sondern an mehreren *Münzstätten*, deren Zahl sich in der Folge immer stärker vermehrte. Interessant ist ferner, daß diese späteren, aus dem ganzen Reiche stammenden Münzen oft nicht mehr den Namen des Königs, sondern den der sog. Münzmeister („Monetarii"), und was uns besonders wertvoll ist, den des Ortes führen, *wo die betreffende Münzstätte war* (hauptsächlich 2. Hälfte des 7. und 1. Hälfte des 8. Jahrhs.). Daraus hat man schließen wollen, daß es in jener Zeit überhaupt kein Münzregal gab. Das war aber doch, wie es scheint, der Fall, indem dieselben Münzmeister sowohl für den König, als auch für Kirchen und Klöster, wie für die Städte, je nach dem lokalen Bedarf, Münzen nach einem staatlich bestimmten Typus herstellten. Jedenfalls bedurften die meist sonst als Goldschmiede tätigen Münzmeister einer öffentlich-rechtlichen Approbation[1]).

Der übliche *Typus der Merowingermünzen* ist der römische *Goldsolidus* im ursprünglich sehr stabilen Werte von zirka 15 Fr. Gold, und namentlich dessen dritter Teil, der kleine *Goldtriens* oder *Tremissis* genannt, auf den dann zuerst 8, dann 7 Siliquen gingen. Dieser Triens war sicher die gebräuchlichste Handelsmünze, während die *Siliqua* mit ihrem wechselnden Gewicht eher eine Kreditmünze gewesen zu sein scheint. Als Silbermünze erscheint z. B. in der Lex Salica der *Denar*, von dem 40 Stück auf einen Goldsolidus gehen sollten; in Wirklichkeit verschwinden aber die römischen Denare, d. h. ihre Prägung wird in der Merowingerzeit nicht mehr weiter geführt, sondern die wenig zahlreichen vorhandenen Exemplare scheinen als Rechnungsmünze etwa $^1/_2$ Siliqua wert gewesen zu sein[2]).

Im Laufe der natürlichen Entwicklung waren die Münzverhältnisse im merowingischen Reiche unhaltbar geworden. Dies stimmt durchaus mit der allgemeinen Degeneration des so vielversprechenden Reiches des großen Chlodowech. Freilich haben auch schon merowingische Könige eine Besserung des Münzwesens versucht, aber sie sind über Anläufe nicht hinausgekommen. Es ist Karls des Großen unsterbliches Verdienst, diesem Münzwirrwarr ein Ende bereitet zu haben. Schon sein

---

[1]) Dopsch 2, 506.

[2]) Vgl. die Art. Solidus, Triens Siliqua, Denar in Schrötters Wörterbuch der Münzkunde (1930). — Ein wie bunter Schatz von verschiedensten Geprägen gleichzeitig im Umlauf waren, zeigt ein Goldmünzenfund aus dem bayerischen Gräberfeld von Munningen, Germania 14 (1930), 161 f. — Hier wird auch z. B. Abb. 1, Nr. 9 mit einer unleserlichen Umschrift und einer höchst „stilisierten" Victoria als *alamannische* Nachbildung eines byzantinischen Triens des 6./7. Jhs. bezeichnet.

Vater, Pippin III., war 755 zur reinen Silberwährung übergegangen, indem er auf ein römisches Pfund 264 Denare prägen ließ. Ferner verbot schon Pippin die Prägung für privaten Auftrag, womit die Zahl der Münzstätten von zirka 800 auf 40 fiel. Im Jahre 781 verrief Karl der Große sämtliche zirkulierenden Münzsorten und führte die Denare ein, von denen 240 auf ein in seinem Gewicht erhöhtes römisches Pfund gingen. Zugleich verschwindet das Bild des Königs und wird durch horizontal angebrachte Schrift ersetzt, dies zwar in Anlehnung an den arabischen Dirhem, der in der Zeit von 800 bis 1012 seine Blütezeit hatte und angesichts der handelswirtschaftlichen Bedeutung der Araber weit verbreitet war[1]).

Obschon im Kanton Solothurn in frühgermanischen Gräbern bis jetzt öfter römische Münzen gefunden wurden, aber keine merowingischen und karolingischen[2]), so hat das nichts zu bedeuten; solche zirkulierten auch bei uns, ja es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß das immerhin nicht unbedeutende Solothurn zeitweise eine Münzstätte besaß. Durchlochte Römermünzen sind häufig: aus Oberbuchsiten Gr. 13 (3. Jahrh.), 18 (10 Stück, namentlich spätrömische), 20 (ein Severus Alexander, zirka 230), 35, 36, 47, 51 (5 Stück), 64 (4 Stück); undurchlochte Frauengrab 32, Männergrab 38, 47 (eine aus dem 1. Jahrh.), 53 (Frauengrab), dito 78, 86, Männergrab. Fast alle sind bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen. Dagegen sind Frühmittelaltermünzen bei uns nicht gerade zahlreich. Aus dem burgundischen Gebiet kennen wir die Münzstätten Lausanne, wo die Münzmeister Gapaucus, Ragnulf, Cuggilo, Saturninus und Florejus, also Germanen und Römer, erscheinen, Avenches mit dem germanischen Münzer Agilulf, ferner Orbe, Yverdon, Genf, St. Maurice und Sitten, also, was nicht zu übersehen ist,hauptsächlich Bistumssitze oder sonst geistliche Metropolen. Die auf unserm burgundischen Boden hergestellten Trienten weisen in der Regel keine Königsnamen auf, aber dessen Kopf, bald von vorne, bald von rechts, seltener von links. Auf der Rückseite erscheint ein lateinisches oder griechisches Kreuz mit Kreis von Gerstenkörnern und Umschrift, gelegentlich steht das Kreuz auf Stufen oder wird von einem Anker gekrönt[3]). Aus dem

[1]) Karolingische Münzordnung, Schrötter 296. f.

[2]) Daher rührt es auch, daß M. sich darüber vollständig ausschweigt, obschon er z. B. die allgemeinen Rechtsverhältnisse berührt. — Auch aus V. ist — außer dem Vorhandensein von barbarischen, byzantinischen und römischen Münzen — nicht viel zu holen.

[3]) Die im Jahr 1909 aus der Diözese Lausanne bekannten merowingischen und karolingischen Münzen sind bei B. 224—232 beschrieben, die aus dem Wallis stammenden bei Besson, Ant. du Valais 96—109. — Über in Kaiseraugst gefundene Trienten

alamannischen Gebiet liegen merowingische Kleingoldmünzen in sehr bezeichnender Weise aus Kaiseraugst, Windisch und Zürich vor.

Noch seltener als die merowingischen sind die karolingischen Gepräge bei uns. Münzstätten gab es, wie es scheint, bei uns damals auch keine mehr, wenigstens werden keine mehr genannt. Auffallend zahlreich sind verhältnismäßig die karolingischen Gepräge in Bel-Air bei Lausanne. Anfangs tragen diese Münzen in technisch sehr unbeholfener Weise auf der einen Seite den Namen des Königs und anfangs noch die Münzstätte, später auf der Rückseite die Buchstaben R. F. = Rex Francorum. Bei den Nachfolgern Karls erscheint wieder das Münzbild, etwa ein Kreuz oder die Front einer Kathedrale oder ein kleineres Monogramm. Diese Münzbilder leiten dann unmerklich in die mittelalterliche Münzprägung über. Für die Chronologie unserer Gräberfelder ist der Fund eines Denars Ludwigs des Frommen (814—840) in der Nähe von Vevey von Bedeutung[1]).

vgl. Ducrest in Rev. Charlemagne 1912, 48 ff und Taf. 7, 1—5. Dies sind Stücke, die König Guntram (561—593) den Geprägen des Kaisers Justinus nachbilden ließ. Der Tote hielt diesen Schatz in der linken Hand. — Über den berühmten karolingischen Münzfund von Ilanz AA. 1905/6, 257. Jecklin, Fritz, der langobardisch-karolingische Münzfund bei Ilanz in Mitt. bayr. Numism. Ges. 1905 und 1906. München 1906.

[1]) 18. JB. SGU, 1926, 121; 1927, 119 und Taf. 5, 2. Die Beigaben, bronzene langgestreckte Gürtelschnallen würden eine so späte Ansetzung dieses Grabes sonst nicht zulassen.

Schlußbemerkungen.

Aus der Darstellung des archäologischen Tatbestandes ist ersichtlich, daß man sich auf Grund des vorliegenden Quellenmaterials ein ziemlich detailliertes Bild von der materiellen Kultur der ersten deutsch sprechenden Siedler unseres Kantons zwischen 500 und 800 machen kann. Aber diese „Kulturgeschichte" leidet doch an großen Lücken. Es sind noch viele und schwere Probleme zu lösen, auf die wir bereits bei der einschlägigen Besprechung einzelner Objekte und Objektgruppen jeweilen hingewiesen haben.

Das wichtigste Problem ist das der *Chronologie*. Es ist klar: zwischen 500 und 800, also in einem Zeitraum von 300 Jahren, muß sich manches in Mode, Tracht und Sitte geändert haben. Hätten wir ein großes, vollständig, nach allen Regeln der heutigen Ausgrabungskunst untersuchtes, ganz ungestörtes Gräberfeld vor uns, und könnten wir nachweisen, daß die erste Anlage um etwa 500 und die Auflassung um 800 erfolgte (was zur Voraussetzung hat, daß man feststellt, an welchem Ende die Belegung begonnen hat), so hätte man, falls die Beigaben nie ausgehen, und andere günstige Umstände vorausgesetzt, das Mittel in der Hand, eine Typenreihe zu erstellen, deren absolute und relative Chronologie ohne weiteres klar wäre: wir könnten die Entwicklung der einzelnen Gegenstände, so gut es irgend möglich ist, erfassen. Könnte man an einem anderen, möglichst benachbarten Platze das Gleiche noch einmal vornehmen, so würde sich die gewonnene Sicherheit noch erhöhen. Das ist ein Idealzustand, der noch nirgends auch nur annähernd erreicht ist. Wir müssen froh sein, wenn wir durch sorgfältige Vergleichung der sehr fragmentarischen Quellen einigermaßen zu einer zeitlichen Anordnung der Funde und Fundgruppen gelangen können.

Sicher ist vorläufig nur, daß alles, was zusammen in einem Grabe gefunden wurde, gleichzeitig ist, und daß, wenn wir in einem Grabe eine datierbare Gebrauchsmünze finden, der Zeitpunkt gewonnen ist, vor dem das Grab nicht angelegt sein kann. Alles andere läßt sich nur

mühsam und mit der Möglichkeit größeren oder kleineren Irrtums datieren. Es stellen sich ja alsbald nicht unerhebliche *Fehlerquellen* ein. Ein Gegenstand kann schon sehr lange verwendet, und ein anderer, der im gleichen Grabe liegt, ganz neu erstellt worden sein. Es können 100 Jahre dazwischen liegen, während andererseits der gleiche Typus in einem Grabe vorkommen kann, das gegen 100 Jahre jünger ist. Wieder andere Gegenstände, wie z. B. das Schwert, der Scramasax, das Messer, die Halskette, eben Gegenstände, die sehr häufig vorkommen, haben sich in längerer Zeit gar nicht verändert. Nehmen wir als Beispiel die besseren Halskettenperlen, die von ferne her durch den Handel zu uns kamen, so werden wohl auch viele darunter alte „Ladenhüter" gewesen sein, die an anderen Orten schon längst aus der Mode waren, aber bei uns noch abgesetzt werden konnten.

Und trotzdem müssen wir versuchen, wenigstens eine annähernde Datierung der Fundgruppen vorzunehmen. Seit Brenners immer noch wertvollen Studien allgemeineren Charakters[1]) hat es Veeck für die württembergischen Alamannen unternommen, eine Datierung zu versuchen, und wenn er die Anfänge der verschiedenen Typen auch im allgemeinen wohl etwas zu früh ansetzt, so ist er doch andererseits zu einigen Resultaten gelangt, die beachtenswert sind und denen wir folgen können, wenn wir auch in Anbetracht der geschichtlichen Ereignisse, insbesondere der bei uns mindestens 150 Jahre späteren Landnahme, unsere schweizerische Chronologie in eine entsprechend jüngere Zeit verschieben müssen. Auch die neuerlichen Funde von Basel und von Mengen bei Freiburg mit den zahlreichen dort vorkommenden Münzen haben erlaubt, festzustellen, daß das 6. Jahrhundert, also eine relative Frühzeit, in die auch Trimbach zu fallen scheint, die Blütezeit der dortigen Siedelungen war. Aus der Vergleichung der um Basel und überhaupt jenseits des Rheines mit denen im Aaregebiet gemachten Beobachtungen läßt sich als gesichertes Resultat erkennen, daß Oberbuchsiten, Önsingen und wohl auch noch die übrigen Gräberfelder längs des Jura um mindestens 100 Jahre jünger sind, als die rheinischen, also im 7. oder gar im 8. Jahrhundert in Blüte waren, wenn man diesen Ausdruck von Totenfeldern brauchen darf.

Ein sehr wichtiges Problem, das durchaus für sich betrachtet werden muß, ist die Frage, *ob die Alamannen, die auf ihren Raubzügen schon im 3. Jahrhundert historisch nachweisbar unser Land durchzogen, ihre kultu-*

[1]) Brenner, E. Der Stand der Forschung über die Kultur der Merowingerzeit, im 7. Ber. der Röm.-Germ. Komm. 1912, 253 ff.

rellen Spuren zurückgelassen haben. Es sind doch zweifellos während dieser Züge Leute, jedenfalls auch Führer, umgekommen, und wir fragen uns, ob nicht die Brandgräber in Grabhügeln, die in der Gegend von Aetigkofen, Messen und Schünen, ganz abgelegen von den heutigen Siedelungen, vorliegen und die, wie Messen, Spathen enthalten haben, dieser ersten Welle zuzuschreiben sind. Die Möglichkeit ist doch nicht ganz ausgeschlossen, denn Brandgräber sind bei den Alamannen des 3. Jahrhs. noch angelegt worden.

* * *

Ein anderes Problem, dem auf unserm solothurnischen Boden eine ganz besondere Bedeutung zukommt, ist die *ethnologische Zugehörigkeit: es ist die Frage, ob wir bei uns die Alamannen von den Burgundern auch archäologisch unterscheiden können.* Es gibt freilich gemeingermanische Kulturgüter: die meisten Waffen und auch sehr viel Schmuck, die Schnallen, die Halsketten, die Fibeln und Broschen in ähnlichen Formen. So lang römische Waffenschmiede und Juweliere für die Germanen arbeiteten, erklärt sich die gleichmäßige Verbreitung über das ganze germanische Gebiet ohne weiteres. In eine Zwickmühle aber, namentlich in den Grenzgebieten, geraten wir, wenn wir die Frage stellen: läßt das Vorhandensein von „burgundischem" Kulturgut, das ohne Zweifel vorhanden ist, darauf schließen, daß es wirklich Burgunder waren, die diesen Schmuck trugen oder nicht etwa Alamannen, die sich nur dem burgundischen Geschmack anpaßten und in burgundischen Werkstätten erzeugte Waren kauften? Was ist richtig? Doch wohl beides. Seit den Forschungen Abergs ist mehr als wahrscheinlich, daß die einzelnen germanischen Stämme vielleicht nicht im großen, aber im Detail ihre Sonderkultur hatten: die Ostgoten und Longobarden in Italien, die Westgoten in Spanien, die Franken, die sich an der hochentwickelten rheinischen Römerkultur Beispiele nehmen konnten. Warum soll das nicht auch bei den Alamannen und Burgundern der Fall gewesen sein? Die dafür typischen Funde sind in unserm Kanton doch so häufig, daß wir z. B. mit einigem Recht behaupten können, in Grenchen und Oberdorf seien wirkliche Burgunder ansässig gewesen, vielleicht mit Alamannen vermischt, und daß sie ihren kulturellen Einfluß bis in die Nähe von Olten ausgeübt haben. Was rechts der Aare, was aber auch von Solothurn abwärts auf dem linken Ufer der Aare siedelte, das waren unzweifelhaft Alamannen. So dürfte die Grenze der Bistümer Basel und Lausanne auch die archäologisch erfaßbare Grenze zwischen alamannischem und

burgundischem Kulturgebiet gewesen sein. Die „Riesenschnallen", die Brosche von Grenchen, die durchaus mit den linksaarigen Funden des Kantons Bern und der Waadt und Savoyens übereinstimmen, dürften hinreichende Beweise für wirklich burgundische Art sein. Wenn wir dann schließlich das Inventar unseres Kantons z. B. mit dem von Basel, wo übrigens rechts und links des Rheins schon sehr stark voneinander abweichende Kulturdokumente vorliegen, vergleichen, so werden wir erst recht gewahr, wie verschieden auch innert dem gesamtalamannischen Gebiet bei allgemeiner Gleichförmigkeit der Leittypen, insbesondere der Waffen, die einzelnen Formen sind. Auffallend und im Texte erwähnt (z. B. S. 108) sind die großen Differenzen zwischen Basel und Oberbuchsiten, sowie allen unseren übrigen Gräberfeldern längs der Aare, eine Erscheinung, die sicher nicht nur mit dem Unterschied in der Chronologie, sondern auch mit den verschiedenen Geschmacksrichtungen der einzelnen Untergruppen des gleichen Stammes und durch die Verschiedenheit der Handelsbeziehungen zu erklären ist. Die genaue Forschung läßt also erkennen, daß wir auf der einen Seite von einer wirklich germanischen Kultureinheit sprechen können, daß aber auf der andern Seite nicht nur die einzelnen Stämme ihre Eigenkultur haben, sondern sogar innert der Stämme die einzelnen Untergruppen.

Ebenfalls zu den ethnologischen Problemen gehört der *Anschluß an die vorgermanische Kultur.* Das vom Landesmuseum in mehrjähriger Campagne sorgfältig untersuchte Gräberfeld von Kaiseraugst hat deutlich gezeigt, daß die allmählich einwandernden, „infiltrierenden" Alamannen das dort vorhandene *römische* Gräberfeld einfach fortsetzten. Ähnliche Erscheinungen sind bei uns im nördlichen Kantonsteil, aber auch, wie mir scheint, in Grenchen, in Selzach, auf dem Hohberg zu erkennen, während in Oberbuchsiten zwischen der spätrömischen Kultur und der alamannischen eine Lücke von 100—200 Jahren klafft. Es stimmt übrigens zu unseren geschichtlichen Kenntnissen, daß dieser Anschluß den Burgundern leichter wurde als den Alamannen.

Alte Geistesverwandtschaft mit den *Kelten* ist ebenfalls nicht von der Hand zu weisen, wenn wir an den verschiedensten Orten (noch nicht bei uns) bemerken, daß die Germanen nicht nur viele Sitten und Gebräuche direkt von den Kelten übernommen haben, sondern auch ihre Friedhöfe weiter benützten (wie das z. B. in Bümpliz der Fall war), ohne daß die Zwischenzeit, die römische, nachgewiesen werden konnte.

* * *

Sehr umstritten ist auch noch die Frage, ob die bei uns niedergelassenen Germanen *heidnisch* waren oder sich bereits zu einem *primitiven Christentum* bekannten. Veeck ist der Ansicht, die württembergischen Alamannen seien zumeist Angehörige arianisch-christlicher Verbände gewesen, ja sie hätten sogar die Gewohnheit der Reihengräberfelder unter christlichem Einfluß angenommen. Wir unsererseits möchten die geschichtliche Überlieferung, die uns von den bei ihnen im 7. Jahrh. einsetzenden Missionen zuverlässig berichtet, nicht umbiegen oder gar zerstören. Wir halten es für sicher, daß die ersten zugewanderten Alamannen, soweit wir sie als reine Alamannen archäologisch erfassen können, noch Heiden waren. Wenn ab und zu, wie z. B. im Hohberg, ein sicher christliches Symbol erscheint, so liegt kein zwingender Grund dafür vor, daß hier eine alamannische Christin begraben wurde (vgl. oben, S. 114, Anm. 2.). Wenn auch zugegeben werden mag, daß da, wo die spätrömische christliche Tradition noch lebendig war, wie in Kaiseraugst, christliche und heidnische Alamannen sich soweit genähert hatten, daß sie den gleichen Friedhof benützten, so sind doch die wirklich christlich zu deutenden Denkmäler auf dem Alamannengebiet so wenig zahlreich, daß wir ein freilich allmählich degenerierendes Heidentum als das wahrscheinlichere ansehen, soweit die Masse in Betracht fällt.

Mit dieser Frage im Zusammenhang steht das Problem der *Ritualbauten*, welches auch bei uns infolge der Entdeckung von Oberdorf aufgetaucht ist, vgl. S. 39. Nicht einmal der so häufig vorkommende Flurname mit „Käppeli" vermag uns in dieser Richtung zu bekehren.

Bei den Burgundern war das freilich anders. Diese waren zumeist bereits Christen, als sie die Landnahme vollzogen, oder wurden es bald hernach. Lausanne war schon ein frühes burgundisches Bistum. Die Gräberfunde enthalten auch viel mehr Hinweise auf den christlichen Glauben. Daß von hier aus Einflüsse nicht nur auf dem Gebiete der materiellen, sondern auch der geistigen Kultur dem Jura nach gegen Osten wirkten, ist nicht abzuweisen.

* * *

Ein weiteres Problem ist *siedelungsarchäologischer* Art. Wir haben keine nachweisbar gleichzeitigen Höfe, keine Weiler, keine Dörfer, nur Gräberfelder. Daß diese in der Zeit von 500—800 in der Nähe menschlicher Siedelungen lagen, ist sicher. Aber hat jeder Hof, jeder Weiler, jedes Dorf seine eigene Totenstätte gehabt? War bereits beim Beginn der Landnahme der Dorfverband als spätrömische Einrichtung noch vor-

handen und setzten sich die Zugewanderten einfach hinein? Oder gab es anfangs noch keine Dorfverbände, sondern nur Sippensiedelungen mit ihren eigenen Friedhöfen? Nehmen wir Önsingen oder Oberbuchsiten mit ihren großen Friedhöfen in der Nähe, Siedelungen, die schon in römischer Zeit eine gewisse Bedeutung haben, möchte man an deren Fortdauer denken. Andererseits haben wir in Pieterlen, wo zwei Friedhöfe von einem tief eingeschnittenen, alten Weg („Totenweg") getrennt sind, in Grenchen, in Oberdorf und dann namentlich im nördlichen Kantonsteil so viele von einander getrennte Gräberfelder in der gleichen Dorfmark, daß wir auf Sippensiedelungen schließen dürfen. Da stellt sich eben wieder der fühlbare Mangel ein, daß wir über die Ausdehnung der Friedhöfe in den allermeisten Fällen nicht im klaren sind. Nach dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse hat es beiderlei Siedelungsarten gegeben, vielleicht anfangs mehr Hof-[1]) und Sippensiedelungen, später mehr Dorfsiedelungen.

* * *

In klarer Erkenntnis der Sachlage haben wir zwei Probleme gar nicht gestellt, obschon sie uns weiterführen könnten: die *Linguistik*, die Orts- und Flurnamenkunde, und die *Anthropologie*, das Studium der menschlichen Skelette.

Beide Gebiete sind dermalen noch so ungenügend durchforscht und klargestellt, daß wir es nicht wagen, die Kulturarchäologie damit zu beschweren. Gewiß sind, roh gesprochen, die sog. -ingen-Orte Hinweise auf alamannische Sippenlandnahme. Aber was will man damit anfangen, wenn man bedenkt, daß gerade bei -ingen-Orten, die sicher germanischen Ursprungs sind, z. B. Derendingen, Deitingen, Gerlafingen, oder bei den ebenfalls als germanisch angesehenen -ikon-Orten, wie Küttigkofen, Lüterkofen, Hessigkofen, keine Gräberfelder bekannt sind, während das an das Keltisch-römische anklingende Grenchen, Selzach, Oberbuchsiten reiche Nekropolen bergen? Es gibt aber auch -ingen- oder -ikon-Orte, deren Stammwort aus dem Keltischen abzuleiten sein dürfte, eine keltisch-helvetische Sippe als Namengeberin bekundet. Endlich kommt noch dazu, daß wir die ursprüngliche Namensform der meisten Dörfer gar nicht kennen, indem sie urkundlich erst im 2. Jahrtausend auftauchen. Bei der gegenwärtigen Forschungslage scheint es mir ausge-

[1]) Wenn, wie bei den Malsenhöfen in Welschenrohr, wirklich nur ein Grab aus der Alamannenzeit vorliegt (unten S. 254 f.), so könnte man daraus auf eine Hofsiedelung schließen. Ein Beispiel, wie wir noch im Dunkeln tappen müssen.

schlossen, aus der Ortsnamenforschung in unserm Kanton, im Zusammenhang mit den archäologischen Vorkommnissen, irgendwelche Schlüsse auf die Siedelungsarchäologie zu ziehen.

Und ebenso steht es mit der *anthropologischen Forschung*, deren Hauptzweck für uns wäre, die Alamannen und die Burgunder scharf voneinander zu unterscheiden zu lehren. Gewiß ist es ein dringendes Gebot, alle Skelette, auch die weniger gut erhaltenen, bis auf das letzte Fingerknöchelchen zu bergen und sie den Anthropologen zuzuführen. Mit Bedauern sei es gesagt: diesem Quellenmaterial ist lange nicht die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet worden. Aber es wird jetzt allmählich besser. Jeder, der zufällig auf ein Skelett stößt, oder ein solches ausgräbt, soll diese Reste sorgfältig sammeln, etikettieren und den zuständigen Forschern zur Verfügung stellen. Aber es scheint uns doch nicht sehr viel für unsere Hauptfrage dabei herauszukommen. Man bedenke nur folgendes: Als die Alamannen zu uns kamen, hatten sie sich schon mit der keltorömischen Bevölkerung vermischt, sie kamen nicht mehr als „rassenreine" Germanen zu uns, bei weitem nicht. Auf unserm Boden setzte sich der Prozeß in erheblich vermehrtem Maße weiter fort und die Mischung zwischen Kelten, Römern und Alamannen wurde noch ausgeprägter. Wer will da den rein alamannischen Charakter herausschälen? Wer gar den burgundischen, wo die Mischung mit dem Einheimischen von Anfang an, offiziell gefördert, noch inniger werden mußte? Was die anthropologische Forschung mit ihren genauen Berechnungen aller Maße zustande bringen kann, ist die Feststellung eben dieser Rassenmischungen, vielleicht noch das Überwiegen einzelner Rassenmerkmale in diesem oder jenem Gräberfeld, die Verwachsungen, die Wunden, die Körpergröße, die ohnehin, wie jetzt noch besonders in unserm Kanton, sehr ungleich war und dgl. Sie wird also zur Kenntnis des vorherrschenden Aussehens der uns glücklicherweise erhaltenen Toten etwas beitragen und mit der Zeit vielleicht auch noch wichtigere Erkenntnisse zutage fördern können, sie wird vielleicht auch einmal zur Klärung der Stammesgrenzen — das für uns wichtigste Problem — beitragen, aber die rein archäologische Forschung nie führen können[1]).

* * *

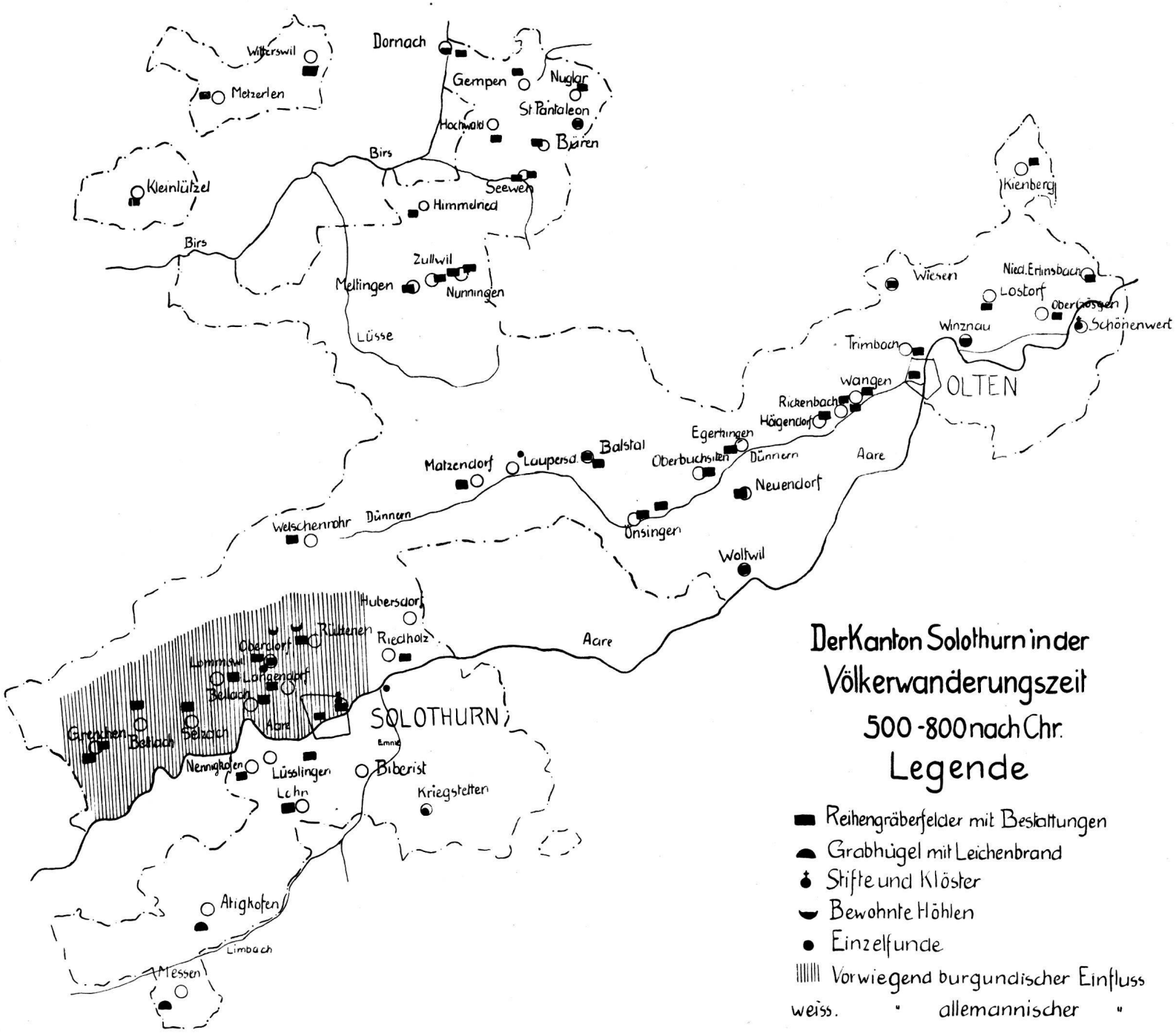
[1]) Wir wollen nicht unterlassen, zu erwähnen, daß in jüngerer Zeit ein Kandidat des Anthropologischen Instituts in Zürich, das uns stets willig seine Dienste geleistet hat, Erik Hug, eine systematische Bearbeitung des anthropologischen Materials aus dem Kt. Solothurn vorgenommen hat. Wir werden in unserm nächsten archäologischen Jahresbericht darauf zurückkommen. — Es ist schon interessant, daß bei schlechter erhaltenen Skeletten die Anthropologen etwa das Geschlecht eines Skelettes nur anhand der Beigaben sicher bestimmen können.

So sind wir uns voll bewußt, daß, wie übrigens auch in anderen Gegenden, auf dem Gebiet der solothurnischen Altertumskunde des beginnenden Mittelalters, unser Wissen nur Stückwerk ist. Es ist nur ein Anfang, eine Art systematischer Statistik des erreichbaren Quellenmaterials, was wir hier bieten können. Und doch hat es ein Bild gegeben, das zwar in gewissen Partien recht verschwommen in seinen Konturen ist, aber doch bereits als ein Bild betrachtet werden kann. Wir wissen jetzt auch aus unserm Kanton, daß die verschrieenen, rauhbeinigen, „kulturlosen" Alamannen, denen der römische Ruf einer wilden Horde vorausging, ein gesittetes, kulturell hochstehendes Volk waren, daß auf der ursprünglichen Grundlage, die eine ausgeprägte Fähigkeit der Assimilierung war, die aber auch einen angeborenen Sinn für das Schöne bekundet, die in gewissen Techniken, z. B. der Holzbearbeitung, bereits hoch entwickelt war, zuerst der römische, dann der merowingische Kultureinfluß sich nachdrücklichst wirksam gestaltete. Gewiß mag zugegeben werden, daß der Franke, der Gote, der Burgunder, der Langobarde in Technik und Kunst einen höheren Grad erreichte, als der Alamanne. Man darf aber nie außer Acht lassen, daß jene Völkerstämme die griechisch-römische Kultur in ihrem *Zentrum* kennen lernten, während die Alamannen nur an der äußersten *Peripherie* darauf stießen. Als sie aus Süddeutschland und dem Elsaß von unserer Nord- und Ostschweiz allmählich Besitz ergriffen, gerieten sie auf ein zwar durchaus romanisiertes keltisches Volkstum, das aber im Gegensatz zu den Niederrheingebieten, von denen die Franken Besitz ergriffen, von der Westschweiz mit ihrer weit überlegenen römischen Kulturentwicklung, wo sich die Burgunder, von Südfrankreich und Spanien, wo sich die Westgoten, von Italien, wo sich die Ostgoten und Langobarden festsetzten, ein nicht unerheblich tieferstehendes „Römertum" war. Es darf doch als eine beachtenswerte Erscheinung gelten, daß da, wo der römische Kulturstand am höchsten entwickelt war, es auch der völkerwanderungszeitliche ist. Das kann man auch bei uns im kleinen erkennen. Ist es nicht bedeutsam, daß in der Gegend des heutigen Basel und Augst, oder bei Solothurn oder in der Ostschweiz, in Zürich oder in der Nähe von Kloten oder an der Reuß in der Nähe von Lunnern, wo die römische Kultur in besonders hellem Lichte erstrahlt, nachmals in Basel und bei Kaiseraugst, auf dem Hohberg, in der Bäckerstraße in Zürich, bei Bülach, bei Jonen und Lunkhofen sich die reichsten frühgermanischen Nekropolen befinden?

* * *

Fassen wir zusammen: Die *Burgunder*, deren Kultur im Westen unseres Kantons nachweisbar ist, waren keine „Barbaren" mehr, wenn man sie auch bei den Welschen noch gelegentlich als solche bezeichnet. Sie hatten bald römische Art und Sitte angenommen und nach ihrem Geschmack weiter entwickelt, was sich auch archäologisch erweisen läßt. Diese römisch-burgundische Kultur trieb nachmals im hochburgundischen Reiche neue Reiser.

Was die *Alamannen* betrifft, die im Norden und Osten unseres Kantons siedelten, so dürfen wir sie als einen Stamm bezeichnen, der, bildsam und tüchtig, fleißig und arbeitsam, etwas langsamer zwar das römische Erbe, namentlich nach technischer Richtung, verständnisvoll übernahm, weiter entfaltete. Nachher, als ihm die merowingischen Franken als Herrscher und Ordner erwuchsen, als er die bald romanisierten Burgunder im Westen, die Ostgoten und Langobarden im Süden zu Nachbarn hatte, als auch auf seinem Boden Kirchen, Stifte und Klöster entstanden, als ein nicht unbedeutender Handel mit Byzanz aufblühte, erfuhr er eine materielle und geistige Entwicklung, deren zahlreiche Zeugen, die wir in ihrem Kulturgebiet im allgemeinen und in unserem Ländchen insbesondere finden, eine so deutliche Sprache reden. *Es ist also in erster Linie doch die archäologische Forschung, der wir die Umwertung der geistigen und kulturellen Bedeutung der Alamannen verdanken.* Nicht in der Kenntnis einzelner Ereignisse und geschichtlicher Vorgänge hat uns die Archäologie gefördert, nicht neue Namen von Königen oder Fürsten kann sie uns lehren. Aber das wissen wir jetzt sicher: daß die spätere mittelalterliche Hochkultur unseres Schwaben, das „nobile Turegum", das Kloster St. Gallen, die so reizvollen Dörfer und Höfe überall nicht aus einem wilden, kulturlosen germanischen Einwanderer abzuleiten sind, sondern daß die Anfänge davon bereits festerrungenes Kulturgut der ersten „Eindringlinge" waren.



Der Kanton Solothurn in der Völkerwanderungszeit

500-800 nach Chr.

Legende

- Reihengräberfelder mit Bestattungen
- Grabhügel mit Leichenbrand
- Stifte und Klöster
- Bewohnte Höhlen
- Einzelfunde
- Vorwiegend burgundischer Einfluss
- weiss. " allemannischer "